H. Lm.

Bauer

(3

Bibl. Hofkirche, 812.

<366279810300017

Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gemählde

der

merkwürdigsten Revolutionen,

Empörungen, Verschwörungen,

wichtiger

Staatsveränderungen und Kriegsscenen,

auch

anderer interessanter Auftritte

aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

dargestellt von

Samuel Baur,

Dekan zu Alpeck

und Prediger in Göttingen und Alpeck, bei Ulm.

Dritter Band.

Ulm, 1811.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Innhalt.

Seite.

I. Revolution in Sizilien. Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt. 1.

1. Natürliche Beschaffenheit von Sizilien. Die ältesten Bewohner dieser Insel. 1.
2. Städte und Republiken. Preiswürdige Regierung des Königs Gelon von Syrakus. 8.
3. Die Könige Hiero und Thrasybul zu Syrakus. Revolution. Ducetius, König der Sikuler. 18.
4. Eroberungskrieg der Athenienser in Sizilien. 26.
5. Schröckliche Niederlage der Athenienser. Triumph der Syrakusaner. 35.
6. Berathschlagungen über die gefangenen Athenienser. Der edle Nikolaus. Hinrichtung der Generale. Schicksal der übrigen Gefangenen. 46.

II. Neue Revolution in Sizilien. Im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. 54.

1. Neuer Eroberungskrieg der Karthaginenser in Sizilien. Zerstörung von Agrigent. 54.
2. Dionysius der ältere macht sich mit Gewalt zum Herrn von Syrakus. 61.
3. Glückliche Unternehmungen des Dionysius gegen seine Feinde, besonders gegen die Karthaginenser 68.
4. Blicke auf den Charakter und die ganze Regierung des Tyrannen Dionysius. 75.
5. Die Rolle, welche Dion und Plato unter der Regierung des jüngern Dionysius spielten. 80.
6. Revolution in Syrakus. 95.
7. Vergebliche Versuche des Dionysius, sich wieder auf den Thron zu setzen. Undankbarkeit gegen Dion, den Retter seines Vaterlandes. 101.

Innhalt.

Seite.

3. Letzte Handlungen Dions zum Wohl seines Vaterlandes. Neuer Undank. Verschwörung. Tod. 109.

III. Rebellionen und Verschwörungen unter der blutigen Regierung des römischen Kaisers Tiberius. Vom Jahr Christi 14 bis 37. 116.

1. Rom unter den Kaisern. Charakter der Nation und des ersten Kaisers, Augustus. Sein Nachfolger Tiberius. 116.
2. Empörungen der Soldaten in den Provinzen. Edle Gesinnungen des Germanikus. 123.
3. Regentencharakter des Tiberius. Guter Anfang; schröcklicher Fortgang. 132.
4. Tiberius Grausamkeit, begünstigt durch seinen Minister Sejan. Anstalten des letztern, den Kaiser zu stürzen. 140.
5. Entdeckung der Verschwörung. Sejans Sturz und Tod. 148.
6. Unerhörte Grausamkeiten des Tiberius gegen die Anhänger des Sejan. Das schändliche Alter des Kaisers und sein Tod. 154.

IV. Die Albigenser und Waldenser. Scenen religiöser Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreizehenten Jahrhundert. 163.

1. Allmähliche Verfälschung des Christenthums. Die päbstliche Gewalt. Verfolgung der Andersdenkenden. Arnold von Brescia. 163.
2. Die Albigenser werden wegen ihres Glaubens vom Pabste verfolgt. 169.
3. Blutiger Religionskrieg. Eroberungen der Kreutzsoldaten unter dem Grafen von Montfort. 175.
4. Ursprung der Waldenser. Ihre Schicksale und Verfolgungen. 186.

V. Verschwörung in Venedig. Im Jahr 1355. 193.

1. Wahl des Falieri zum Doge der Republik Venedig. Unglückliche Anzeichen. Wirkungen der Eifersucht. 193.

Innhalt.

Seite.

2. Falieris Verschwörung zum Untergange der Republik. Entdeckung und Strafe. 199.

VI. Wiedertäuferische Unruhen und Gräuelthaten in Münster. In den Jahren 1533 bis 1536 206.

1. Lehren und Grundsätze der Wiedertäufer. Sie werden verfolgt. Einführung der Reformation in Münster. 206.
2. Erster Auftritt der Wiedertäufer in Münster. Johann von Leiden. Kampf der Partheyen, Sieg der Wiedertäufer. 211.
3. Neue Regierung in Münster. Der Bürgermeister Knipperdolling und der Prophet Matthias. 218.
4. Johann von Leiden als Oberprophet und Gesetzgeber. Einführung der Vielweiberey. 225.
5. Johann von Leiden als König. Charakter seiner Regierung. Er sendet Apostel aus. 231.
6. Belagerungsanstalten. Hungersnoth. Mittel, durch die sich König Johann auf dem Throne behauptet. 241.
7. Einnahme der Stadt Münster. 248.
8. Bestrafung der Verbrecher. 255.

VII. Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischof und Edelmann, in der Mark Brandenburg. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des sechzehenten Jahrhunderts. 259.

1. Ritter Minkwitz überfällt den Bischoff von Lebus in dem Städtchen Fürstenwalde. 259.
2. Ursachen der Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischof und Edelmann. 263.
3. Verfolgung Minkwitzens und seiner Genossen. 267.

VIII. Verschwörung in Genua. Im Jahr 1547. 273.

1. Schicksale von Genua bis zur Einführung der republikanischen Verfassung durch Alexander Doria. 273.

Innhalt.

Seite.

2. Unzufriedenheit des jungen Grafen Fiesko mit Doria und seinem Neffen Gianettino. 279.
3. Fiesko's Vorbereitungen zu einer Verschwörung gegen Doria. Geheime Unterredungen und Berathschlagungen. 286.
4. Fortgang der Verschwörung. Feine Verstellungskünste. 295.
5. Fiesko's Anstalten am Tage der Ausführung. Seine Rede an die Versammelten. Abschied von seiner Gemahlinn. 299.
6. Glücklicher Anfang und tragisches Ende der Rebellion. Bestrafung der Verbrecher. 305.

IX. Volksempörung zu Palermo. Im Jahr 1772. 312.

X. Revolution in Schweden. Im Jahr 1772. 316.
1. Schwedens politische Verfassung und innerliche Zerrüttung nach dem Tode Karl des Zwölften. 316.
2. Herabwürdigung der königlichen Gewalt und vergebliche Revolution zu ihrer Erhöhung. 325.
3. Der Kronprinz Gustav arbeitet der Herabwürdigung der königlichen Gewalt entgegen. 334.
4. Gustav, als König, erwirbt sich die Liebe des Volks. 341.
5. Vorbereitungen zu einer Revolution, von Gustav mit vieler Klugheit angelegt. 348.
6. Das Gewitter nahet sich dem Ausbruche. 355.
7. Gustav gewinnt die Soldaten in der Residenz, und stellt sich an ihre Spitze. 360.
8. Glücklicher Erfolg der kühnen Unternehmung in der Residenz und in den Provinzen. 368.
9. Gustav's Rede an die versammelten Reichsstände. 374.
10. Die neue Konstitution und Entlassung des Reichstages. 383.

I. Revolutionen in Sizilien.

Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt.

1.

Natürliche Beschaffenheit von Sizilien. Die ältesten Bewohner dieser Insel.

Sizilien, die größte Insel im mittelländischen Meere, war schon im Alterthume der Schauplatz wichtiger Ereignisse. Jahrhunderte lang kämpften mächtige Nationen um den Besitz des schönen Eilandes, und es war die Beute vieler einheimischer und fremder Tyrannen, die einander wechselsweise vertrieben, und schröckliche Verwüstungen anrichteten. Ein Gemählde der wichtigsten dieser Revolutionen ist der Betrachtung nicht unwerth.

Alle Inseln des mittelländischen Meeres sind wahrscheinlich Trümmern des größten Länderstriches, welcher Afrika mit Europa verband; und unter ihnen ist das fruchtbare Sizilien ein von Calabrien abgerissenes Landstück. Es formirt ein fast gleichseitiges Dreyeck von hundert und zwanzig geographischen Meilen im Umfange, von einem Vorgebirge zum andern gemessen, und die Krümmungen der Meerbusen nicht mitgerechnet, welche sonst diesen Umfang um etwa fünfzehn Meilen vermehren würden. Das Klima auf Sizilien ist warm, aber gesund, die Luft heiter und

angenehem. Von den ältesten Zeiten an bis auf die jetzigen hat man Sizilien immer für eines der fruchtbarsten Länder in der Welt gehalten. Ungeachtet der Boden ganz felsigt zu seyn scheint, so gedeihen doch Getreide, Wein, Oliven, Maulbeerbäume, Südfrüchte, Safran und dergleichen vortrefflich und in großem Ueberfluß. Es giebt edle und unedle Metalle, Steinkohlen, Schwefel, Alabaster, Marmor, Salz, mineralische Quellen; mancherlei Wildpret, viele Bienen, spanische Fliegen, und an den Küsten reiche Fischereyen. Von großer Wichtigkeit für Italien war die außerordentliche Menge von Getreide, welches Sizilien alljährlich erzeugte. Man nannte es deshalb das Kornhaus von Rom, weil diese große Hauptstadt der Welt zur Zeit ihrer größten Macht und Volksmenge ihr Getreide vornemlich aus dieser Insel zog.

Das Klima, die Fruchtbarkeit und die Schönheit Siziliens machen es zu einem der anmuthigsten Länder in der Welt. Es ist aber auch einer fürchterlichen Plage ausgesetzt; häufigen Erdbeben, die alle seine Vorzüge vermindern. Man vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß diese Erdbeben vornemlich von den innerlichen Erschütterungen herrühren, die von den frühesten Zeiten her bis auf die unsrigen, wiewohl in verschiedenen Graden von Heftigkeit, die Eingeweide der ganzen Insel, insbesondere aber des Berges Aetna, durchwühlt haben. Dieser Aetna ist ein sehr großes Gebirge, von seinem Fuße an bis auf seinen Gipfel ungefehr zwölf englische Meilen hoch, und einer der größten Vulkane in der Welt. Seine Ausbrüche werden von fürchterlichen Erdbeben begleitet, welche die ganze Insel gewaltig erschüttern, und schon sehr viele Städte nebst einer großen Menge Einwohner verschlungen und zerstört haben. Im Jahr

ein tausend sechs hundert und drei und neunzig sollen dadurch über fünfzig Städte zerstört worden, und über hundert und fünfzig tausend Menschen umgekommen seyn. Das schöne und wolgebaute Messina mußte im Jahr ein tausend siebenhundert und ein und fünfzig von einem Erdbeben sehr viel ausstehen, und wurde im Jahr ein tausend siebenhundert und drei und achtzig fast gänzlich zerstört.

Woher Sizilien seine ersten Bewohner bekam, und was diese für Thaten verrichteten, wissen wir nicht. Hier ist, wie überall, die wahre Geschichte mit Fabeln vermischt. Im grauen Alter der Welt, (so erzählt die Dichtung der Griechen), da die Erscheinungen der höheren Götter auf Erden noch keine Seltenheit waren, da weilten sie vornemlich gern auf der anmuthigen Insel, und hinterließen auf ihr und an ihren Küsten wichtige Denkmäler ihres Aufenthaltes. Hier begruben sie das schröckliche Ungeheuer Typhon, das an Größe und Stärke alle übertraf, welche die Erde erzeugt hatte. Sein Haupt reichte bis über die höchsten Gebirge empor und berührte die Sterne, die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger giengen aus den Händen hundert Drachen hervor und um die Hüften wanden sich Schlangen in grausen Kreisen, welche bis über sein Haupt empor ragten, und ein entsetzliches Gezisch machten. Sein ganzer Körper war befiedert, den Kopf bedeckte ein borstiges Haar und das Kinn ein fürchterlicher Bart. Aus seinen Augen blitzte Feuer; bisweilen brüllte er wie ein Stier oder Löwe, heulte wie ein Hund und zischte so schröcklich, daß die Berge erbebten. Im Gefühl seiner furchtbaren Stärke wagte er es, mit dem höchsten Jupiter um die Herrschaft des Himmels zu kämpfen. Er stürmte den Wohnsitz der Götter mit glühenden Felsstücken

 und

und Feuerflammen, die er aus seinem Rachen schoß. Unter fürchterlichem Zischen der Schlangen bahnte er sich einen Eingang in denselben, und die Götter flohen voll Entsetzen nach Aegypten, wo sie sich in Thiere verwandelten. Selbst Jupiter lief Gefahr, von dem gräßlichen Typhon besiegt zu werden; doch nach mancherlei Kämpfen ward er endlich auf Sizilien besiegt, und von den Göttern unter dem Aetna begraben. Alle Versuche des Lebendigbegrabenen, die Masse des Berges von sich zu wälzen, erschütterten zwar zum öftern die Grundfeste des Berges; stürzten Menschen und Hütten in geöffnete Schlünde, oder übergossen sie mit dem allverzehrenden Feuer der ausgeworfenen Lava: doch konnte das Ungeheuer sich nie wieder unter dem Berge hervorwälzen.

Der Donner, den Typhon unter dem Berge erregte, rollte bis zur Schattenwelt hinab. Selbst Pluto, der höchste Richter der Unterwelt, fand sich durch das Toben belästiget, und stieg zuweilen empor auf Sizilien, um einige Tage in Ruhe zu verleben. Hier fand er einst Proserpinen, die liebe Tochter der Ceres, der wohlthätigen Göttinn der Saaten. Er sog aus ihren Augen das Verlangen der Liebe, hob sie schnell auf seinen Wagen, stampfte mit schwarzem zweizackigem Scepter den Boden, und fuhr mit der Geraubten schnell in die Tiefe hinab. Seitdem läßt er Proserpinen als Hekate neben sich thronen, um durch das holde Wesen der Gattinn die beschwerliche Herrschaft der Unterwelt sich minder beschwerlich zu machen.

Es ist keine Gegend in Sizilien, die nicht den ehemaligen Aufenthalt der Götter ins Gedächtniß zurück riefe. Jedes wogende Getreidefeld erinnert an Ceres, die Lehrerinn des Ackerbaues, die Erfinderinn der Eigenthumsgesetze eines mit Landbau beschäftigten

Volkes. Die Quelle Arethusa erinnert an die Nymphe dieses Namens, und an ihre Göttinn Diana; die warmen Quellen im himerischen Gefilde an den Dienst der Minerva. Jeder Hain und jede Höhe, und alle noch vorhandenen Tempelruinen sind Zeugen von der einstigen Verehrung der Götter. Jedes Donnergebrause und Flammengeprassel des Aetna erinnert hier, neben dem Typhon, an die Werkstätte Vulkans und seiner Cyklopen. Unfern der nördlichen Küste der Insel erinnern die äolischen Inseln an die Behausung des Gottes der Winde und seiner luftigen Diener. Der Meerfels Scylla, an dem sich die donnernden Wogen zerschlagen, und der schäumende Strudel Charybdis rufen die Mädchen dieses Namens ins Gedächtniß zurück und die furchtbare Art, wie Götter durch Verwandlung verbrecherische Menschen bestrafen. Kurz, alles erinnert hier an segnende und strafende Götter, und an das niedere Göttervolk in den Wäldern und in einzelnen Bäumen, in Bergen und Quellen, in Bächen, Flüssen und Seen.

Als die Götter Sizilien verließen, ersetzte man ihre Stelle durch Wesen, die nicht weniger abentheuerlich waren. Den griechischen und morgenländischen Sagen zufolge wurde der Mittelpunkt der Insel von Riesen mit hundert Armen bewohnt, von Cyklopen, die nur Ein Auge mitten vor der Stirne hatten; von Lästrygonen und Lotophagen, Arten von Kannibalen, welche die Höhlen des Berges Aetna zu ihren Schlupfwinkeln wählten, vom Fleisch der Fremdlinge lebten, und, wenn diese Menschenjagd nicht ergiebig genug war, sich unter einander selbst auffraßen. Diese ganze älteste Geschichte hat nicht den mindesten Grund, und bei ihrer Unwahrscheinlichkeit können wir unsere Seufzer über ihre Unmenschlichkeit sparen.

Die

Die ältesten bekannten Bewohner der Insel waren die Sikaner, ein zerstreut lebendes Hirtenvolk, von dem die ganze Insel anfangs Sikanien hieß. Mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt kamen aus dem mittleren Italien die Sikuler, und verbanden sich nach einigen Streitigkeiten mit den frühesten Bewohnern der Insel. Die Fruchtbarkeit und vortheilhafte Lage derselben, beinahe im Mittelpunkte des mittelländischen Meeres, von wo die Schiffahrt nach den reichsten Ländern in Europa, Kleinasien und Afrika kurz und leicht war, lud natürlicherweise viele Kauffartheyschiffe dahin ein. Ohne Zweifel waren die Phönizier die ersten, welche auf ihren Reisen nach Sizilien kamen. Es läßt sich nicht denken, daß das erste unter allen seefahrenden Völkern alle Küsten von Afrika bis zur Straße von Gibraltar mit Comptoirs bedeckt haben, und nicht auf Sizilien gestoßen seyn sollte. Erst wurden sie von Strömen und Stürmen dahin geführt, und nachher machten sie es zum Ruhe- und Erfrischungsplatz für ihre Flotten. Dem Beispiele der merkantilischen Phönizier folgten spater ihre Abkömmlinge, die Karthaginenser. Durch Handelsspekulationen geführt, landeten sie an Siziliens Küsten, legten Faktoreyen an, und benutzten die Produkte der Insel zum bereichernden Handel, und die Häfen derselben zu Stationen ihrer Seereisen. Zu verschiedenen Zeiten kamen aus Italien, Griechenland und Kleinasien, namentlich aus dem zerstörten Troja, Kolonien, die sich auf Sizilien niederließen, und eigene kleine Staaten gründeten.

Verschiedene von den neuen Ankömmlingen verbanden sich allmählich mit den alten Bewohnern der Insel, wurden mit ihnen ein Volk, und ihre Lehrer in den ersten Versuchen der Wissenschaften und Künste. Nur die Phönizier und Karthaginenser blieben hier

abgesonderte Völker; die erstern im friedlichen Handel mit der Insel, die letztern in unermüdeten Versuchen, sie gänzlich in ihre Gewalt zu bringen. Sie glaubten, die Eroberung Siziliens sey aufs genaueste mit dem Staatsinteresse von Karthago verbunden. In ihr sahen sie das einzige Mittel zur Vollendung und sicheren Erhaltung ihrer Herrschaft über das mittelländische Meer, zur bleibenden Versorgung ihrer zahlreichen Heere, zum beständigen Flor ihres Oel- und Weinhandels, und zur Behauptung Sardiniens, dieser Korn- und Metallreichen Insel, welche frühe ihr Eigenthum geworden war. Die Kriege mit den Karthaginensern sind aber nicht die einzigen, welche Siziliens alte Geschichte erzählt. Auch die vielen kleinen Staaten der Insel vergassen sehr oft ihr wahres Interesse in eroberungssüchtigen Planen gegen einander, und blutige Kriege waren die Wirkung des gegenseitigen Hasses.

Die Vereinigung so vielartiger, und größtentheils schon bei ihrer Ankunft auf der schönen Insel nicht wenig gebildeten Völker zu einer Nation gab den Sizilianern, vom Jahr fünfhundert vor Christi Geburt an, eine Organisation, die Aufsehen erregte. Es stunden Männer in Sizilien auf, die durch hohe Bildung des Geistes, durch Erfindung und Kunstfleiß sich unsterblich machten. Da gab es hochberühmte Musiker und Mahler; Dichter, wie den Idyllendichter Theokrit, den Lustspieldichter Apollodor, den Tragiker Empedokles, welcher vorzüglich als Arzt und Glied des pythagoräischen Philosophenbundes berühmt war. Es traten große Architekten und Bildhauer auf, welche das Gold und Silber, den Marmor und Alabaster, den Agath, Porphyr und Jaspis der paradisischen Insel zu Meisterwerken benutzten, mit denen sie in den olympischen Spielen nicht

selten

selten den Olivenkranz verdienten. In Sizilien stund der große Mathematiker Archimedes auf, der diese Wissenschaft mit vielen neuen Entdeckungen bereicherte. Er vertheidigte seine Vaterstadt Syrakus lange gegen die Römer durch die erfundenen Maschinen, und besonders durch seine Brennspiegel, womit er in unglaublicher Entfernung die römische Flotte in Brand steckte. Berühmt als Redner war der Sizilianer Gorgias, der selbst den athenienſischen Nationalstolz eines Thucydides und Perikles zur hohen Bewunderung dahin rieß. Die Philosophie fand überall Verehrer in Sizilien, welche die Zierde der vornehmsten Schulen der damaligen Zeit waren. Berühmt unter den Historikern ist Diodor von Sizilien, und unter den grosßen Gesetzgebern behaupten Charondas und Diokles mit Recht eine Stelle.

2.

Städte und Republiken. Preiswürdige Regierung des Königs Gelon von Syrakus.

So wie die Zahl der Einwohner in Sizilien durch neue Ankömmlinge sich mehrte, so nahm auch die Zahl der Städte zu, welche der Insel ein freundliches Ansehen gaben. An der nördlichen Küste zeichnete sich vornemlich Messana aus. Diese Stadt hieß ehedem Zankle. Sie war von Sikulern angelegt, aber hernach wieder verlassen worden. In der Folge ließen sich Griechen, und vornemlich Messenier aus dem Peloponnes, daselbst nieder. Von den letztern erhielt die Stadt den Namen Messana oder Messina. Sie hat von ihrer alten Pracht nichts übrig behalten, als

einige

einige Trümmern von Säulen, die größtentheils von ägyptischem Granat sind.

An der östlichen Küste sind Catana, Leontini und Syrakus vorzüglich merkwürdig. Catana war eine der größten und reichsten Städte Siziliens, am Fuße des Berges Aetna. Dieser Vulkan hat sie öfters verwüstet; der Ausbruch vom Jahr ein tausend sechshundert und neun und sechzig ließ kein einziges Gebäude ganz. Leontini, dessen Erbauung sich im hohen Alterthume verliert, war zu Cicero's Zeiten eine von den Kornkammern der Republik Rom. Keine sizilische Stadt aber hat sich einen größern Ruf erworben als Syrakus. Sie war in vier Quartiere abgetheilt, deren jedes mit Mauern umgeben, und in gewissen Zwischenräumen mit Thürmen befestigt war. Eines von diesen Quartieren, und zwar nicht das größte, heißt noch heutiges Tages Siragosa. Die ganze Stadt hatte einen Umfang von sechstehalb deutschen Meilen, zwei vortreffliche Hafen und lag zum Theil auf einer kleinen Insel. Die prächtigsten Tempel und das herrliche Aeußere, die glückliche Lage und die vortreffliche Gegend, die Industrie der Einwohner und der Luxus der Regenten: dieß alles machte Syrakus zu einer der blühendsten, schönsten und merkwürdigsten Städte der alten Welt. Die ersten Erbauer derselben waren aus Korinth gekommen, siebenhundert und sechs und dreissig Jahre vor Christi Geburt. Zur Zeit seines Glanzes zählte Syrakus zwölfmal hundert tausend Einwohner, also viel mehr, als jetzt ganz Sizilien enthält. Es war stolz darauf, einen Theokrit, Moschus und Archimedes gebohren zu haben.

Alle Städte auf Sizilien waren anfangs eben so viele unabhängige Staaten. Allein ihre verschiedenen Regierungsarten scheinen höchst schwankend und

veränderlich gewesen zu seyn. Bisweilen zeigten sie den höchsten Heldenmuth und die größte Tugend; noch öfter aber wurden sie von der Thorheit und Wuth eines ausschweifenden Republikanismus zerrüttet; und oft seufzten sie unter der grausamen Unterdrückung eines Schwarmes kleiner Tyrannen. Gelang es nemlich einem angesehenen Bürger, sich zum Oberherrn in einer Stadt aufzuwerfen, so belegte man ihn mit dem Namen eines Tyrannen, welcher also damals einen unrechtmäßigen Beherrscher bezeichnete. Ein solcher unrechtmäßiger Beherrscher war unter andern Phalaris zu Agrigent, dessen Name in den blutigen Annalen der Tyranney berühmt geworden ist. Ein Künstler von Athen, Namens Perillus, ersann, um sich bei ihm beliebt zu machen, einen ehernen Stier, in welchen man die Schlachtopfer der Wuth des Despoten einschloß, und ihn dann nach und nach glühend machte. Dieser schändliche Günstling des gekrönten Tigers wurde selbst zuerst in seinen Stier eingesperrt, weil er einen zu hohen Preis auf seine schröckliche Erfindung gesetzt hatte; und Phalaris wurde einige Zeit nachher, da er die Tyranney auf den höchsten Grad, welcher der Empörung ruft, getrieben hatte, von seinen eigenen Unterthanen im Pallast gefangen genommen, und auf dieselbe Weise hingerichtet.

Allmählich erhob sich Syrakus über alle andere Städte Siziliens, und etwa fünfhundert Jahre vor Christi Geburt ward es das Oberhaupt eines mächtigen Staats. Zu dieser hohen Stufe der Macht und des Ansehens erhob es Gelon, einer der größten Männer seiner Zeit. Er war aus Gela, einer Stadt an der südlichen Küste Siziliens, gebürtig. Hier hatte Hippokrates die aristokratische Verfassung umgestossen und sich zum eigenmächtigen Alleinherrscher freier Bürger erhoben. Durch glückliche Kriege erhob er sein

Gela

Gela zum mächtigen Staate, und blieb in dessen ungestörtem Besitze bis zu seinem Tode, im Jahr vierhundert und ein und neunzig vor Christo. Nach seinem Tode ergrief Gelon gegen seine Mitbürger die Waffen, unter dem Vorwande, des Hippokrates Kinder auf dem ererbten Throne zu schützen. Seine eigentliche Absicht blieb aber nicht lange zweifelhaft; nachdem er alle seine Widersacher besiegt hatte, behielt er die Herrschaft über Gela für sich selbst.

Gelons Genie war viel zu thätig, als daß er sich an einem so beschränkten Schauplatze, als Gela war, hätte begnügen können. Er machte sich geheime Verständnisse in Syrakus, und ließ sich darauf, unter dem Vorwande, daß er einige ungerechter Weise verbannte Bürger wieder einsetzen wolle, die Thore dieser Hauptstadt von Sizilien eröffnen. Die Mißvergnügten sahen im Gelon blos den Beschützer der Gesetze des Landes, bis der verschlagene Eroberer ihnen seine eigenen gab. Sobald er Herr von Syrakus war, überließ er seine vorige Herrschaft seinem Bruder Hiero, und war nur darauf bedacht, sich im Besitz der neuen zu behaupten. Er hatte innerliche Zwistigkeiten zu ersticken, und er that es auf Kosten der öffentlichen Freiheit; er hatte Kriege mit seinen Nachbarn zu führen, und er siegte allenthalben. Der Name Gelon war bald das Schrecken von ganz Sizilien, und die ganze Insel schien jetzt in zween Theile getheilt zu seyn, den, welchen er beschützte, und den, welchen er unterjocht hatte. Die Politik bei seinen Eroberungen gieng dahin, zu gleicher Zeit die Größe von Syrakus zu vermehren, und seine eigene Macht zu erweitern. So oft er eine Stadt durch Sturm eroberte, verdammte er das gemeine Volk zur Sklaverey; die reichen Bürger verpflanzte er in seine Hauptstadt, und bewilligte ihnen gleiche Vorrechte mit den

Ein-

Eingebohrnen. Sein großer Grundsatz war, daß tausend wohlhabende Menschen sich leichter regieren lassen, als ein einziger, der nichts zu verlieren hat.

Zu der Zeit, da Gelon sich auf dem Throne von Syrakus festgesetzt hatte, rüstete sich der Persenkönig Xerxes, mit einer ungeheuren Macht zu Wasser und zu Land einen Einfall in Griechenland zu machen. Es war nicht zu erwarten, daß die Griechen, selbst bei der größten Anstrengung, ihrem Verderben würden entrinnen können. Indessen beschlossen sie das äußerste zu versuchen, und baten unter andern auch den Gelon um Unterstützung an Mannschaft und Schiffen. Dieser versprach ihnen eine Flotte von zweihundert Schiffen und eine Armee von dreissig tausend Mann, wenn sie ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Truppen ernennen würden. Allein der Stolz der Athenienser und Lacedämonier fand sich durch eine Bedingung beleidigt, die sie für demüthigend hielten; und diese Republiken wollten sich lieber in Gefahr setzen, von den Persern vernichtet zu werden, als ihre Rettung einem Könige von Syrakus verdanken.

Gelon war indessen auch für seine eigene Sicherheit nicht gleichgültig gegen die furchtbaren persischen Rüstungen. Diese Besorgniß war auch keineswegs ohne Grund. Der persische Despot, welcher fünf Millionen von seinen Unterthanen bewafnete, um eine Handvoll Menschen zu unterjochen, schloß auch ein Bündniß mit Karthago, daß diese Republik unter andern einen Angriff auf Sizilien machen sollte. Die Karthaginenser, welche beständig mit einem neidischen Auge auf die schöne Insel hin blickten, unterstützten die Absichten des Perserkönigs mit allem Nachdrucke. Die Flotte, welche sie ausrüsteten, belief sich auf zwei tausend Kriegs- und drei tausend Transportschiffe, und die Landarmee bestand aus drei-

mal

mal hundert tausend Mann. Sie bildeten sich, wie Xerxes, ein, daß sich nur mit großen Heeren große Dinge thun ließen, und zum Glück für die Menschen betrogen sie sich, wie er.

Die karthaginensische Flotte landete zu Palermo (dem alten Panormus), unter Anführung des Amilkar, eines der ersten Generale seiner Zeit, und man belagerte Himera, eine ansenliche Stadt in der Nähe des heutigen Rocella. Gelon gieng den Verwüstern Siziliens entgegen, ohne vor ihrer furchtbaren Menge zu erschrecken. Eine Kriegeliſt that ihm fast eben so gute Dienste, als sein Muth. Amilkar erwartete eine Truppenverstärkung von der sizilischen Stadt Selinus. Gelon, der dieß erfuhr, ließ eine gleiche Anzahl seiner Soldaten mit falschen Kriegszeichen abmarschiren; sie wurden als Hülfsvölker von Selinus empfangen, hieben alle Karthaginenser, die sich zur Wehre setzten, nieder, tödteten den Amilkar selbst, und steckten seine Flotte in Brand. Mitten im Handgemenge erschien Gelon, an der Spitze seiner ganzen Armee, fiel über den durch den Verlust seines Generals und den Brand seiner Schiffe schon bestürzten Feind her, und schlug das Uebrige vollends in die Flucht. Die Metzelung war schröcklich. Hundert und fünfzig tausend Karthaginenser sollen auf dem Platze geblieben seyn; die übrigen ergaben sich, und wurden zu Sklaven gemacht. Das Unglück voll zu machen, wurden ein paar Dutzend Schiffe, die dem Brande entgangen waren, von einem fürchterlichen Sturme ergriffen und im Meere versenkt.

Gelon ward bei der Rückkehr von diesem glorreichen Feldzuge von den Syrakusanern mit dem lautesten Jubel empfangen. Jemehr er sich um sein Land verdient gemacht hatte, desto mehr Großmuth bewies er jetzt gegen dasselbe. Er konnte nach seinem

Siege

Siege über Karthago Syrakus mit einem eisernen Scepter beherrschen. Das geschah aber nicht. Er dankte vielmehr seine Truppen ab, und berief eine Generalversammlung der Stände in seine Hauptstadt. Jedermann erschien auf seinen Befehl in Waffen, nur er selbst kam ohne Degen und Leibwache, bestieg die Rednerbühne, und sprach zu der erstaunten Menge also:

„Bürger von Syrakus! Sonst stand hier Gelon, euer Fürst, vor seinen unterwürfigen Bürgern; alle Macht des Staats in seiner Hand, und alle Pflichten des Staats auf euren Schultern. Jetzt steht hier Gelon, der Bürger, vor den freien Syrakusanern, seinen Richtern. Wehrlos steh' ich hier vor den Bewafneten, um von meiner Staatsverwaltung Rechenschaft abzulegen. Als ich die Herrschaft von Gela mit dem Blute meiner Mitbürger erkaufte, und die erlangte Macht zur Brücke machte, über welche hin ich den syrakusanischen Thron erstieg: da glaubte wohl keiner von euch, daß mein höchster Wunsch kein anderer sey, als die Wohlfahrt eurer Stadt. Und doch ist es so. Unter allen Staaten der Insel sah ich Syrakus, durch den regen Geist seiner Bürger, durch ihre hohe Kultur, der glücklichsten Staatsverfassung am fähigsten, und wegen ihrer leichtsinnigen Neuerungssucht am bedürftigsten. Den unter ihnen glimmenden Zunder des Partheygeistes zu ersticken, sie gegen alle äußern Feinde zu sichern, ihnen gute Gesetze zu geben und dem Staate die Freiheit dann zu schenken, wenn dessen Bürger sie zu genießen gelernt hätten: Das war mein großer Entwurf, als ich mich an eure Spitze stellte. Früher als ich hoffen durfte, halfen mir die Götter meinen Plan vollenden. Vernichtet ist das mächtige Heer der Karthaginenser, und die geschlagenen Perser eilen flüchtig in ihre ferne

Heimat

Heimat. Hier steh' ich nun am Ziele, und übersehe mit bescheidener Freude und dankbarer Erinnerung an euer Vertrauen, die erneuerte Schöpfung eines Staats, der, von äußern und innern Feinden bedroht, am Abhange der Vernichtung wankte. Ob ich die ersten Schritte zu dem Ziele, wo ihr nun steht, rechtmäßig gieng, das überlaßt den Göttern und dem allwaltenden Schicksale zu entscheiden. Ihr begabt euch des Richteramts darüber, seitdem ihr mich, nicht mehr durch Gewalt sondern durch Liebe gebunden, für euren Fürsten erkanntet. Ob ich aber wirklich das Wohl von Syrakus dauerhaft gründete; ob die glückliche Lage, in welcher ihr euch und eure Kinder seht, wirklich mein Werk ist; ob ich, von nun an Bürger wie der Geringste unter euch, die Fortdauer eurer Liebe, oder euren Haß verdiene: darüber sprecht jetzt das gesetzliche Urtheil."

Die ganze Versammlung war von Erstaunen und Bewunderung dahin gerissen. Alle Blicke waren auf Gelon gerichtet, und kaum wagte man zu athmen, um nicht eine Sylbe zu verlieren. Als er nun von der Rednerbühne herabstieg, erschallten, wie aus einem Munde, die Worte: „Gelon, unser Retter, unser Wohlthäter, unser König." Gelon bestieg von neuem die Rednerbühne, und übernahm jetzt die dargebotene Königswürde mit dem feierlichen Schwure, sie zum wahren Wohle des Staates zu behaupten. Im hohen Jubel bestätigte das Volk seinen Brüdern, Hiero und Thrasybul, die Thronfolge; und errichtete ihm, zum Denkmal der erhabenen That auf der Rednerbühne, eine Bildsäule, welche ihn im Unterkleide eines gemeinen Bürgers darstellte.

Gelon entsprach allen Erwartungen und Hofnungen, die man von einem weisen und guten Regenten fassen konnte. Er war, nach dem Ausdrucke eines

alten

alten Schriftstellers, der erste, den die königliche Würde zu einem bessern Manne machte. Nur im rastlosen Arbeiten für die Gründung und Erhaltung der gesetzlichen Ruhe, und im hohen Genusse der höchsten Freude edler Menschen, überall Freude und Glückseligkeit zu verbreiten: nur in diesen Arbeiten und in diesem Genusse war er König. In allen übrigen Eigenheiten seiner Lebensweise, in Speise, Trank, Kleidung und in seinem ganzen Betragen war er anspruchlos und frugal, wie ein Bürger aus dem niedrigsten Stande. Nie trug er das Königsdiadem, und sein Beispiel machte es allen seinen Thronfolgern zur Etikette, die sie von den Königen anderer Staaten auszeichnete, nie das Diadem zu tragen. Daher sieht man ihn auf einer syrakusianischen Goldmünze nur mit belorbertem Haupte, und die erzenen Münzen, auf denen er mit dem Diadem erscheint, sind erst lange nach seinem Tode geschlagen.

Ehe Gelon seinen Thron gegen Empörung der Bürger, und den Staat gegen die Angriffe anderer Staaten, hinlänglich gegründet hatte, regierte er mit einer, nahe an Härte grenzenden, Strenge. Sobald er aber sein eigenes und Syrakusens Ansehen gesichert wußte, war humanes, liebevolles Wohlwollen in allen seinen Handlungen der wesentlichste, und immer thätige Hauptzug seines Charakters. Den ersten Beweis davon gab er durch das schöne Geschenk, das seine weise Güte zehentausend Ausländern für die Tapferkeit und den redlichen Eifer machte, mit denen sie ihm im Kriege gedient hatten. Er schenkte ihnen alle Rechte und Freiheiten syrakusanischer Bürger, und belohnte sie dadurch zugleich auf eine Art, welche die innere Kraft des Staates ansenlich verstärkte.

Nie ließ sich Gelon von irgend einer Leidenschaft verleiten, dem geringsten Bürger wissentlich Unrecht

zu

zu thun, oder ein, gegen Wissen und Willen zugelassenes Unrecht, nicht im Augenblick der bessern Ueberlegung reichlich zu vergüten. Nie gab er sein Wort, ohne es genau zu erfüllen. Ueberall war er selbst, was er aus seinem Volke machen wollte, und die Macht seines schönen Beispiels schuf die regste Nacheiferung in Syrakus. Unter allen Zweigen der Bürgerthätigkeit begünstigte er vorzüglich den Ackerbau, weil er Frugalität, Sitteneinfachheit, Seelenreinheit, Vaterlandsliebe, einen gesunden Körper und einen frohen Muth, mit vollem Rechte für die Gaben hielt, welche der thätige Landmann, zugleich mit den Garben des Feldes, von der dankbaren Erde empfängt. In müßigen Stunden war es eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, selbst mit im Felde zu arbeiten. Um aufrichtige Religiosität in den Herzen seiner Bürger zu beleben, zeigte er sich selbst sehr religiös, besonders im Dienste wohlthätiger Götter. So schickte er, nach der Sitte des Zeitalters, dem delphischen Apoll, zum Dank für den Sieg bei Himera, einen, sechzehn Talente schweren, goldenen Dreifuß; erbaute von der Beute der Ceres und Proserpina in Syrakus zwei prächtige Tempel, und begann den großen Bau eines andern Cerestempels auf dem Aetna. Bei jeder Veranlassung führte er die Worte im Munde: „Aus freier Entschließung wählten mich die Syrakusaner zu ihrem Könige; und mit diesem stärksten Beweise ihrer Liebe und ihres Vertrauens wollten sie doch gewiß nichts anderes, als mich ermuntern, den Staat von außen zu sichern, von innen in friedlicher Eintracht und wachsendem Flor zu erhalten, die Unschuld zu schützen, das Ansehen der Gesetze zu behaupten, und durch mein häusliches Leben ein leuchtendes Beispiel aller bürgerlichen Tugenden zu geben.“ Seine ganze Regierung bewies, daß dieß keine leere Worte waren.

Zu beklagen war's, daß eine so schöne Regierung nur kurze Zeit dauerte. Der Himmel zeigte Sizilien, so zu sagen, den Gelon nur; ehe er noch sieben Jahre des Glückes, der Vater seines Volkes zu seyn, genossen hatte, starb er in einem nicht sehr hohen Alter an der Wassersucht, vierhundert und acht und siebenzig Jahre vor Christo. Seine dankbaren Bürger erbauten ihm ein mit neun Thürmen umgebenes Mausoleum, und bestimmten ihm die Ehren der Vergötterung.

3.

Die Könige Hiero und Thrasybul zu Syrakus. Revolution. Ducetius, König der Sikuler.

Als Gelon nicht mehr war, bestieg sein Bruder Hiero den Thron, wie es vorher bestimmt worden war. Die Herrschaft des syrakusanischen Königs umfaßte jetzt alle griechische Niederlassungen auf der östlichen Küste der Insel, den größten Theil der Kolonien auf der südlichen und einige nördliche, und erstreckte sich weit über die landeinwärts wohnenden Barbaren. Außer dem Beherrscher von Syrakus war der agrigentinische Fürst Theron die einzige bedeutende Macht im ganzen Sizilien. Er hatte sich, wie Gelon, aus dem Privatstande zur Königswürde erhoben, und diese Auszeichnung eben so gut verdient, als der syrakusanische Fürst. Sein Sohn und Nachfolger Thrasydäus äußerte einen ganz verschiedenen Charakter: eben so anmaßend in den äußern Staatsverhältnissen, als tyrannisch zu Hause, verwickelte er sich mit Hiero in einen Krieg. Er ward geschlagen, ver-

lor die Achtung seines eigenen Volks, mußte aus Agrigent flüchten, und starb im Elende. Die Agrigentiner schlossen sogleich mit dem syrakusanischen Fürsten Frieden.

Die Regierung Hiero's entsprach den Wünschen der Syrakusaner weit weniger, als die seines unvergeßlichen Bruders. Zwar zeichnete auch er sich durch mannigfaltige Vorzüge rühmlich aus, allein er wußte sich nicht so gut in die schwierige Lage zu schicken, in welcher er, als Beherrscher von Syrakus, seinem Bruder nachfolgte. Selbst gelehrt und ein edelmüthiger Beförderer der Wissenschaften; prachtliebend und von feinem Geschmacke, menschenfreundlich und von sanften Gefühlen, war er mehr geeignet, das Ruder einer fest gegründeten Regierung wohlthätig und mit Würde zu führen, als die Geschäfte eines so zusammengesetzten Staats, wie der syrakusanische war, zu leiten. Es fehlte ihm nicht an kriegerischen Talenten, und diese hatte er schon unter der Regierung seines Bruders bewährt. Nachdem er aber den Thron bestiegen, nöthigte ihn kein Zwist mit fremden Mächten, sich persönlich an die Spitze seiner Krieger zu stellen; nur seine Flotte schlug die etrurischen Korsaren, welche die Küsten Siziliens durch ihre Räubereyen unsicher machten. Im Genuß eines ungestörten Friedens sah er sich daher durch seine Reichthümer in den Stand gesetzt, so wie sein Geschmack es heischte, bei den Wagenrennen der olympischen Kampfspiele, die einen so ungeheuren Aufwand erfoderten, unter den Ersten zu glänzen, und mit fürstlicher Freigebigkeit die Talente der Dichter zu belohnen, welche seinen Ruhm mit den Großthaten der heiligen Sieger verbanden. Besonders suchte der erhabene griechische Dichter Pindar Hiero's Ruhm durch Siegesgesänge zu feiern. Zu gleicher Zeit fanden sich am syrakusa-

nischen Hofe Männer von Genie aus verschiedenen Theilen Griechenlands ein; unter ihnen zeichneten sich die Dichter Aeschylus, Simonides und Bacchylides aus. In ihrer Gesellschaft vergaß Hiero am ehesten die Sorgen der Regierung, und, um einer innern Gährung vorzubeugen, umringte er seine Person mit fremden Leibwachen, und verbot jedem Bürger von Syrakus den Zutritt in seinen Pallast. Er besaß nicht, wie Gelon, die Kunst, zwischen den höheren und niederen Volksklassen als Vermittler aufzutreten, und ihre sich durchkreuzenden Ansprüche zu schlichten. Sein Genius leitete ihn mehr zum Glanz einer prächtigen Hofhaltung; mehr galt ihm der Umgang mit gelehrten und talentvollen Männern, vielleicht auch der glänzendere Theil der Staatsverwaltung, welcher sich auf Flotten, Kriegsheere und die Verhältnisse mit fremden Staaten bezog, als das Detail der inneren Regierung und das geheime Treiben der politischen Gährungen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, über das vorlaute und unwürdige Benehmen der Demokraten empört, seinen Widerwillen gegen das Interesse der Volksregierung deutlicher äußern mochte, als die Staatsklugheit gut hieß. Indessen starb er doch im friedlichen Besitze des Thrones, im eilften Jahre seiner Regierung, zu Catana. Dieser, von ihm in eine neue Kolonie verwandelten, Stadt hatte er den neuen Namen Aetna gegeben; konnte ihn aber nur so lange erhalten, als er lebte: so gar nicht achtete Syrakus das Andenken an seine Regierung. Die Catanaer, durch ihn bereichert, verehrten ihn nach seinem Tode als Halbgott, und sahen mit Mißvergnügen, daß keine andere Stadt des syrakusanischen Reiches sich mit ihnen zu gleicher Verehrung verband.

Hatten die Syrakusaner Ursache, mit Hiero's Regierung nicht ganz zufrieden zu seyn, so gab ihnen

sein Nachfolger die größte Ursache, ihren Unwillen laut werden zu lassen. Thrasybul, des verstorbenen Königs Bruder, bestieg den Thron. Gegen dieses Königs wilden Blutdurst und tausendarmige Habsucht muß man Hiero's Strenge noch weise Güte nennen. Ueberzeugt, daß der Mensch, welcher herrscht, alles, und der Haufen, welcher beherrscht wird, nichts sey, machte er sich zum lebendigen Gesetz von Syrakus. Alles, was ihm irgend verdächtig wurde, opferte er seiner eifersüchtigen Wuth ohne Barmherzigkeit auf. Die Reitze des schönen Geschlechts, die Unschuld der Kindheit, die ehrwürdigen Runzeln des Alters, nichts schützte vor seinen Unthaten. Der Thron war, gleich einer Tigerhöhle, mit Blut beströmt. Wo der Tyrann einen unternehmenden Bürger bemerkte, da ließ er ihn irgend eines Todesverbrechens beschuldigen und hinrichten; und wo er einen Reichen fand, glaubte er ihn noch schonend zu behandeln, wenn er ihn nur aller Güter beraubte, und aus dem Vaterlande verbannte. Schon in den ersten Tagen seiner Regierung wüthete er so; und schon in diesen Tagen lernte er einsehen, daß der Allgefürchtete selbst alle fürchten muß. Bewafnet rotten sich die Bürger zusammen, und eine Empörung folgt der andern. Bald sah sich der Tyrann mit seinem reichbesoldeten, nicht unbedeutenden, Heere, das er als Leibgarde um sich hatte, im größten Gedränge. Weder Drohungen noch Befehle, ja nicht einmal gütliche Vorschläge aus dem Munde des verhaßten Tyrannen vermochten etwas über die unversönlich erbitterten Bürger. Er führte nun einen offenbaren Krieg gegen sie, an der Spitze eines Heeres von fünfzehn tausend Fremdlingen, die das syrakusanische Bürgerrecht erhalten hatten, und die er noch mit vielen Catanern verstärkte. Unterdessen kamen Truppen von Gela, Himera, Selinus und

Agrigent

Agrigent den Syrakusanern zu Hülfe, und Thrasybul, der sich geschlagen und in ein Quartier der Stadt eingeschlossen sah, ließ sich zu der Demüthigung herab, mit den Rebellen, wie er sie nannte, zu kapituliren. Die Sieger schenkten ihm das Leben auf die Bedingung, daß er Sizilien auf ewig verlassen würde. Der Tyrann nahm die Bedingung an, legte die höchste Gewalt nieder, und begab sich in einen Winkel Italiens, wo er im Verborgenen starb.

In festlicher Freude errichteten die Syrakusaner nun dem Jupiter, als mächtigen Schützer der Freiheit, eine kolossalische Statue. Sie schlugen eine Denkmünze, welche den mächtigen Gott auf dem Avers, und ein ungezügeltes Pferd, als Symbol der Freiheit, auf dem Revers darstellte.

Da die Volksregierung, welche nunmehr in Syrakus eingeführt wurde, nicht sogleich die gehörige Stärke besaß, um die übrigen Städte in Unterwürfigkeit erhalten zu können, so bildete jetzt jede Stadt, welche die Oberherrschaft der syrakusanischen Tyrannen anerkannt hatte, einen für sich bestehenden, unabhängigen Staat. Aber diese Unabhängigkeit ward durch gemeinsame Berathung, durch vereinigte Anstrengungen errungen worden; folglich beschloß man auch, das theure Kleinod ferner durch ein politisches Band zu sichern. Zu diesem Endzweck ward ein Kongreß erkoren, wozu die verschiedenen Städte Deputirte sandten. Man beschloß alljährlich ein gemeinschaftliches Freiheitsfest zu feiern, und bei jeder Rückkehr desselben vierhundert und fünfzig Rinder zu opfern, deren Fleisch unter die Bürger, welche der Feierlichkeit beiwohnten, vertheilt werden sollte. Zum Unglück ward durch einen von den Artikeln, die der Kongreß abfaßte, verordnet, daß keiner von den Fremden, welchen Gelon das Bürgerrecht bewilligt hatte,

zu obrigkeitlichen Würden sollte gelangen können, und die Unruhen, welche dieser gehässige Unterschied erregte, veranlaßten einen bürgerlichen Krieg, der nicht minder verderblich war, als die Tyranney des Trasybul. Die Fremdlinge versammelten sich, sieben tausend an der Zahl, bewafneten ihre Sklaven, bemächtigten sich zweier der vornehmsten Quartiere von Syrakus, und verlangten, mit dem Degen in der Hand, daß man sie in ihre Rechte wieder einsetzen sollte. Das Volk wollte seinen Entschluß nicht ändern; und nun kam es zu einem blutigen Treffen mitten in Syrakus, in welchem die Fremdlinge nur der überlegenen Menge der Einheimischen unterlagen. Sie wurden fast insgesammt auf dem Wahlplatze niedergehauen.

Aus ähnlichen Ursachen brachen um dieselbe Zeit ähnliche Unruhen in Agrigent, Gela, Himera, Messena und Catana aus. Hier hielten sich die Partheyen so ziemlich das Gleichgewicht; und die Erringung der Freiheit, wie man die Revolution nannte, diente nur dazu, eines der fruchtbarsten Länder auf der Erde, nach vielem unnützen Blutvergießen, in Mangel und Dürftigkeit zu versetzen.

Die innerlichen Unruhen hörten gewönlich nur dann auf, wenn ein fremder Feind zu bekämpfen war. Man sah sich genöthigt, die Waffen wieder gegen die etruriſchen Seeräuber zu kehren, welche die Uneinigkeit unter den sizilianischen Republiken sich zu Nutze machten, und den Handel durch ihre Freibeutereyen beunruhigten. Dieser Krieg endete bald und glücklich, und bezahlte mit reicher Beute die Kosten. Ungleich gefahrvoller, doch nicht minder glücklich, war Syrakusens Kampf mit den Sikulern, Sizilens alten Bewohnern. Ducetius, ein Fürst der Sikuler, wußte die Zeitumstände so meisterhaft zu benutzen, daß er der mächtigste sizilische Regent ward.

Seit

Seit langer Zeit waren die Sikuler auf feste Posten in den Gebürgen beschränkt, wohin sie aus den Thälern schafften, was sie nur immer von den Früchten ihres Fleißes den räuberischen Händen der übrigen Einwohner entreissen konnten; sie baueten daher nur diejenigen Thäler, die ihnen das Ungefähr darbot, selbst auf Gefahr ihrer Freiheit an. So hatten sie bisher unter sich nur wenig Verbindung unterhalten, indem jedes Dorf eine besondere und unabhängige Gemeinde bildete. Jetzt beschloß Ducetius, bisher nur König eines sikulischen Distrikts, sich die ganze Nation zu unterwerfen, dann die übrigen Einwohner von der Insel zu vertreiben, und ihre Besitzungen mit seinem Staate zu konsolidiren. Erst baute er an gelegenen Orten feste Städte, bekriegte dann die übrigen sikulischen Staaten, und unterwarf sie seinem Scepter; eroberte dann die griechische Stadt Enna im Sturme, und trieb selbst Agrigent in die äußerste Noth. Was ließ sich gewisser erwarten, als daß der kühne Eroberer, nach der Unterjochung des agrigentinischen Staates, Syrakus angreifen würde; und was war natürlicher, als daß dieser Staat ihm zuvoreilte!

Siegend drang die Heeresmacht der Syrakusaner auf den Ducetius ein. Seine Sikuler wurden muthlos gegen einen Feind, dem sie nicht gewachsen waren, und wüthend erbittert gegen ihren König, daß er sie dem augenscheinlichen Tode entgegen führte. Ein Theil verließ ihn, und vereinigte sich mit den Agrigentinern; die übrigen schienen in jeder Minute bereit, ihn zu ermorden, und seinen Leichnam den Syrakusanern zum Lösegeld ihrer Personen zu überliefern. In dieser Lage nutzte Ducetius eine wolkigte Nacht, seinen empörten Kriegern zu entfliehen. Er eilte nach Syrakus, umfaßte die Altäre auf offenem

Markt-

Marktplatze, flehte das staunend versammelte Volk um sein Leben, und übergab sich selbst und seine Nation dem syrakusanischen Staate. Alles gerieth in Bewegung, und man war anfangs unschlüssig, was man mit einem Gefangenen von so hoher Wichtigkeit anfangen sollte. Einige wollten, man sollte an dem unglücklichen Fürsten Rache für das Ungemach nehmen, das seine Feldherrntalente bereitet hätten; allein die Majorität gab edleren Gefühlen Gehör. Da man es für bedenklich hielt, ihm den Aufenthalt in Sizilien zu gestatten, so führte man ihn nach Korinth, wo er auf öffentliche Kosten der syrakusanischen Republik anständig unterhalten ward. Die List, mit welcher er sich in der Folge aus Korinth weg, wieder nach Sizilien, stahl, und der rastlose Unternehmungsgeist, mit welchem er hier seine alten Plane verfolgte, ängstigten Syrakus nicht lange. Der Tod überraschte ihn, im Jahr vierhundert und neun und dreissig vor Christo, mitten in seinen kühnen Entwürfen. Sein Todesjahr ward die Epoche des zweiten Totalsieges der Syrakusaner über die Sikuler; eines Sieges, der sie nicht nur auf immer vor diesen Feinden sicherte, sondern sie auch zum mächtigsten Volke auf ganz Sizilien machte. Die Bewohner der kleineren Städte der Insel hatten Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß ihr Ringen nach Unabhängigkeit, worinn sie sich doch nicht behaupten konnten, sie nur elend gemacht hatte; daß sie nicht minder unvermögend waren, einen festen Staatenverein unter sich als Verbündete zu bilden, und daß sie mithin sich schlechterdings an einen wichtigeren Staat, als Theile desselben, anschließen mußten. Syrakus breitete auf diese Art seine Macht immer weiter aus. Es legte allen sizilianischen Städten Tribut auf, und erhöhete denselben von Zeit zu Zeit. Vermittelst dieser

ser Staatseinkünfte verstärkte es seine Seemacht und Reuterey, und ward in wenig Jahren eine angesehene Republik.

4.

Eroberungskrieg der Athenienser in Sizilien.

Da der Geist der Volksherrschaft immer Unterdrückung erzeugt, so mußten die Syrakusaner, sobald sich nur Gelegenheit dazu zeigte, eine Empörung der ihnen unterwürfigen Städte befürchten. Zuerst griefen die Leontiner zu den Waffen, und weil sie sich gegen das mächtige Syrakus zu schwach fühlten, suchten sie Hülfe bei den Athenienfern. Athen säumte nicht, diese erwünschte Gelegenheit für sich zur Eroberung Siziliens zu nutzen, und sandte eine bedeutende Flotte und ein beträchtliches Landheer, dem Scheine nach, die Leontiner zu retten. Den Leontinern konnte aber das eigensüchtige Interesse ihres mächtigen Bundesgenossen nicht lange entgehen; daher verglichen sie sich mit den Syrakusanern, und machten Frieden.

Eine Grenzstreitigkeit zwischen den Städten Egesta und Selinus bahnte den Athenienfern, im Jahr vierhundert und fünfzehn vor Christo, den Weg zum zweiten Versuche auf Sizilien. Beide Städte lagen unfern der südwestlichen Küste Siziliens, in der größten Entfernung von Syrakus. Die Einwohner von Egesta würden die Selinunter mit leichter Mühe besiegt und unterjocht haben, wenn nicht die Syrakusaner die letztern unterstützt hätten. Aufgebracht darüber schickten sie Gesandte nach Athen, und baten um Beistand. Auf der einen Seite schilderten sie ihre Reichthümer mit den glänzendsten Farben; auf der

andern übertrieben sie die Macht der Syrakusaner, und zogen daraus den Schluß, daß die Athenienser, wenn sie sich mit ihnen verbänden, nicht nur Syrakus ohne Schwierigkeit bezwingen, sondern auch ganz Sizilien unter ihre Gewalt bringen könnten.

Der einflusreichste Mann im athenienſischen Staate war damals Alcibiades, von der Natur in reichem Maaße ausgestattet mit allen den Eigenschaften, die ihn zum einem Lieblinge des Volkes machen mußten. Seine Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, seine schöne Gestalt, die ihm die Liebe und Ehrerbietung aller derer gewinnen mußte, welche ihn sahen; seine unermeßlichen Reichthümer und sein höchst glänzender Aufwand; die öffentlichen Feste und Gastmahle, welche er dem Volke gab, und die Herrlichkeit, worinn er lebte, blendeten die Augen, und gewannen ihm die Ehrfurcht und das Zutrauen seiner Mitbürger. Denkt man sich dazu noch seine bewundernswürdige Beredsamkeit und seine große Einsicht in die Geschäfte des Kriegs, so läßt sich's denken, wie er der Abgott des Volkes werden mußte. Man übersah ihm seine Fehler; die herrische Mienen, die man in diesem Freistaate an jedem andern Menschen für Verbrechen gehalten hätte, wurden an ihm entschuldiget, und seine wilden Ausschweifungen nannte man mit einem glimpflichen Namen — Jugendsünden.

An ihn wandten sich die Gesandten von Egesta mit ihrem Ansuchen, und es wurde ihnen nicht schwer, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sein Ehrgeitz und sein vielumfassender Geist fand eine Landung in Sizilien ungemein einladend. Schon gab er in Gedanken Syrakus Gesetze und erweiterte der Athenienser und seine Herrschaft über alle andern Völkerschaften dieser Insel. Er betrachtete sogar die Eroberung von Sizilien nicht als Zweck, sondern als Mittel zu andern

Eroberungen, und dachte schon darauf, den Schauplatz des Krieges nach Afrika zu versetzen, und sich der Stadt Karthago zu bemächtigen. Er gab daher dem athenienſischen Volke den Rath, eine so günstige Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht nicht ungenutzt zu lassen, und seinem Vorschlage zufolge ließ man mit den Abgesandten von Egesta auch athenienſische Gesandte nach Sizilien gehen, um den Zustand dieser Provinz genauer kennen zu lernen. Aber die Egestaner hintergiengen die Gesandten mit schlauer List. Sie borgten von den benachbarten Städten goldene und silberne Gefäße und andere Kostbarkeiten, um ihren Wohlstand und Ueberfluß an den Tag zu legen. Die athenienſischen Gesandten kamen, mit klingenden Empfehlungen wohl versehen, in ihre Vaterstadt zurück, und auf ihren Vortrag ward beschlossen, sich ohne Verzug zu der Expedition nach Sizilien anzuschicken. In aller Eile rüstete man eine Flotte von hundert und vierzig Schiffen aus, deren Kommando man zwischen zwei erfahrenen Feldherren, Namens Nocias und Lamachus, theilte. Noch ehe die Flotte unter Segel gieng, hielt der Senat eine geheime Konferenz mit den Generalen, über die Art, wie Sizilien, sobald es eine Provinz des athenienſischen Reichs geworden wäre, am besten zu administriren seyn würde; denn Alcibiades hatte die Magistratspersonen so sehr erhitzt, daß sie sich eines höhnischen Lächelns nicht enthalten konnten, wenn man von dem Widerstande sprach, den Syrakus thun würde. Das Resultat dieser seltsamen Konferenz war, daß man die Einwohner von Selinus und Syrakus als Sklaven verkaufen, und den übrigen Theil von Sizilien, nachdem man ihn einem jährlichen Tribute unterworfen, erlauben wollte, sich nach den Gesetzen seiner Ueberwinder zu regieren.

Zum

Zum Glück für die Welt steht das Schicksal der Staaten nicht in den Händen des ersten Ehrsüchtigen, welcher seinen Ruhm darinn setzt, sie über den Haufen zu werfen. Die Syrakusaner nahmen es, mit glücklichem Erfolge, mit den stolzen Athenienſern auf, und die Fesseln, welche man für sie mitgebracht hatte, mußten die vorgeblichen Eroberer Siziliens am Ende selbst tragen.

Der Anblick der Flotte unter Segel erregte die Bewunderung der Bürger und der Fremden, denn noch niemals hatte eine einzige Stadt in der westlichen Welt eine so große und herrliche Seerüstung aufweisen können. Sie bestund aus hundert und dreissig Schiffen, die sechstausend zweihundert und achtzig größtentheils schwer bewafnete Soldaten führten. Ausser diesen waren dreissig Schiffe mit allerlei Vorräthen beladen; und die Flotte wurde noch von hundert Barken begleitet, die Kauffahrtheyschiffe und nachherigen Verstärkungen nicht dazu gerechnet. Ausser den Seetruppen führte die Flotte noch ein Korps von Landtruppen, und unter diesen einige wenige Reuterey. Die sämmtlichen Truppen waren auf's vollständigste ausgerüstet, und überhaupt konnte man kaum einen herrlichern oder schönern Anblick sehen. An dem zur Einschiffung bestimmten Tage zogen mit Anbruch der Morgenröthe die Truppen in Parade auf. Die ganze Stadt begleitete ihren Marsch nach dem Hafen. Die Eingebohrnen, sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, waren zwischen Furcht und Hofnung getheilt, als sie ein so starkes athenienſisches Heer, in welchem eine jede Familie Verwandte oder Freunde zählte, der Wuth der Elemente und dem Kriegswechsel in einer Entfernung preis gegeben sahen, welche für die Schifffahrt der Alten so groß war; dahingegen die zahlreichen Fremden ihre Neugier mit einem so glänzenden

und

und interessanten Schauspiele ruhiger und angenehmer befriedigten. Sobald die Einschiffung beendigt, und alles zur Abfahrt bereit war, wurde durch Trompetenschall Stillschweigen gebeten. Unter der Leitung von Herolden stiegen einstimmig vom ganzen Heere, mit mehr als gewönlicher Feierlichkeit, Gebete für den glücklichen Erfolg zu den Göttern auf. Dann wurden in jedem Schiffe Gefäße, mit Wein gefüllt, aufgestellt; Offiziere sowohl als gemeine Krieger gossen aus goldenen und silbernen Bechern Libationen *), und tranken auf das Wohl der Flotte und der Republick; Bürger und Fremde auf dem Gestade vereinigten ihre Wünsche mit dem Flehen der Krieger.

In Syrakus entstanden bei der ersten Nachricht von den Kriegsrüstungen der Athenienser nicht geringe Streitigkeiten wegen der Anstalten zur Vertheidigung. Kaum wollte man es glauben, daß Athen gesonnen wäre, einen Versuch auf Sizilien zu machen. Einer der vornehmsten Einwohner, Hermokrates, der einen starken auswärtigen Briefwechsel unterhielt, benachrichtigte das Volk zuerst von der ihm drohenden Gefahr, und suchte es in einer langen Rede zu Ergreifung der Waffen zu bereden. Athenagoras hingegen, ein Mann, der sehr beredt und bei dem gemeinen Manne sehr beliebt war, weil er die Volksregierung begünstigte, sprach gegen den Hermokrates, und suchte die Syrakusaner zu überreden, die Athenienser könnten unmöglich so ohne alle Besinnung handeln, daß sie Sizilien angreifen, und es mit Syrakus aufnehmen wollten, da diese Stadt allein die Macht von Athen

*) Eine Art Opfer, das darinn bestand, daß man von allen Speisen und Getränken den Göttern etwas spendete.

Athen aufwiegen könnte. Allein einer der Vornehmsten machte mit wenigen, aber vernünftigen, Worten, dem Streit ein Ende. Er stellte den Syrakusanern vor, daß die Stadt auf alle möglichen Fälle gut versehen wäre, daß sie hinlängliche Truppen und guten Kriegsvorrath hätte, um den ersten Angriff abzuwehren, und daß es in der Folge ebenfalls nicht an Mitteln fehlen würde, sich besser zu versorgen und gehörig zu vertheidigen. In dieser ersten Versammlung der Syrakusaner ward also noch kein Entschluß gefaßt.

Inzwischen war die athenienſische Flotte an den Küsten von Italien heruntergesegelt, und hatte sich vergebens bemüht, die Einwohner von Tarent, Lokri und Rhegium auf ihre Seite zu bringen. Endlich landete sie in Sizilien, und da das Glück ihre ersten Unternehmungen begünstigte, so ward beschlossen, Syrakus selbst zu belagern. Es kam zuerst bei der Festung, Olympia, nahe bei der Stadt, zu einer Schlacht, worinn die Athenienser den Vortheil hatten; aber ein fürchterlicher Sturm, der mitten in der Schlacht ausbrach, verhinderte die Sieger, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Syrakusaner wurden bei ihrem Rückzuge von ihrer Reuterey, welche an dem Treffen nicht Theil genommen hatte, bedeckt, und kamen so, in guter Ordnung, in ihre Hauptstadt zurück. Die Athenienser waren zu schwach, die Stadt anzugreifen, segelten nach Catana zurück, wo sie ihre Winterquartiere nahmen, und setzten sich vor, auf den Frühling nach Syrakus zurückzukehren. Weil es ihnen aber an Geld und Lebensmitteln fehlte, so schickten sie um beides nach Athen, und man war um so bereitwilliger ihre Wünsche zu erfüllen, je sehnlicher man die Eroberung der schönen Insel wünschte.

Nicias hatte die gewagte Expedition nach Sizilien niemals gut geheissen, und nur ungerne hatte er sich entschlossen, das Kommando derselben zu übernehmen. Von Natur furchtsam und vorsichtig, und mit dem veränderlichen Glück des Krieges aus Erfahrung bekannt, hätte er gerne unter einem anständigen Vorwande sich und sein Vaterland, aus dieser gefährlichen Unternehmung herausgewickelt, und seine noch blühende Armee nach Hause zurück geführt. Es wurden deshalb verschiedene Botschaften von dem Lager in die Stadt, und von der Stadt wieder in das Lager geschickt. Von beiden Seiten wurden Vorschläge zu einem Vergleiche gethan, und Entwürfe dazu gemacht. Die Unterhandlung gedieh aber zu keinem Schlusse, und beide Theile benutzten den Winter zur Verstärkung ihrer Macht. Die Syrakusaner schickten Gesandte nach Korinth und Lacedämon, und liessen daselbst um Hülfe bitten. Die letztere Stadt versprach ihnen drei tausend Mann Fußvolk, und zweihundert Mann Reuterey. Ehe aber diese Verstärkung im Stande war unter Segel zu gehen, fieng Nicias die Belagerung von Syrakus an. Diese Stadt hatte damals noch keinen Archimedes unter ihren Einwohnern; aber sie hatte sich seit Kurzem zu einer Republik gebildet, und der Geist der Freiheit ersetzte bei ihr die Stelle des Geists der Maschinen. Sie vertheidigte sich mit unglaublichem Muth, nnd ermüdete die Belagerer durch die Menge und Kühnheit ihrer Ausfälle. Besonders machte sie sich durch einen berühmt, wobei die Circumvallations-Linie durchbrochen, und Lamachus, des Nicias Gehülfe, getödtet wurde.

Die Belagerung konnte indessen nicht von langer Dauer seyn, weil der Feind im Besitz des Quartiers von Epipolä war, welches die Stadt beherrschte,

und

und die Syrakusaner Mangel an Wasser litten. In dem Augenblick, da eine furchtsame Menge schon auf Kapitulation drang, erschien der General Gylipp, an der Spitze der lacedämonischen Hülfstruppen in den Ebenen von Syrakus. Er marschirte gerades Weges auf Epipolä los, und stellte seine kleine Armee vor der Festung in Schlachtordnung. Hierauf ließ er, mit jener Kühnheit, welche Glück weissagt, und vom glücklichen Erfolge gerechtfertiget wird, einen Feind, der ihm an Anzahl weit überlegen war, auffodern, binnen fünf Tagen Sizilien zu räumen.

So sehr auch die Athenienser, die sich schon im Besitz von Syrakus und Sizilien glaubten, über dieß unerwartete Ereigniß betroffen waren, so nahmen sie doch Gylipps Botschaft mit Verachtung auf. Indeß blieb Nicias ohne Bewegung stehen, und der Herold erhielt blos den Befehl sich wegzubegeben. Sogleich begannen die Feindseligkeiten, die Festung wurde mit stürmender Hand erobert, und alle Athenienser, die sie vertheidigten, wurden niedergehauen. Dadurch bekamen die Umstände von Syrakus eine andere Gestalt, und ein Unglück nach dem andern traf die Athenienser. Jetzt sandte auch Korinth dreizehn Galeeren, mit Leuten und Geld beladen, nach Syrakus. Verschiedene Städte Siziliens schickten ebenfalls Truppen zu seiner Vertheidigung hin. Nicias, der seine Kräfte von Tage zu Tage schwinden sah, unterdeß die der Feinde verhältnismäßig wuchsen, der aufs neue vom Gylipp geschlagen war, und nur aus eitler Ehrsucht die Belagerung eines jetzt unüberwindlich gewordenen Platzes fortsetzte, verlangte nun von Athen Verstärkung und einen Nachfolger im Kommando. Alsobald rüstete man drei und siebenzig Galeeren aus, und schickte sie, unter Anführung des Generals Demosthenes, dem Nicias zu Hülfe.

Kaum wurde Syrakus von allen diesen Bewegungen benachrichtiget, als es den Plan machte, die athenienſiſche Flotte, welche die Stadt blokirte, vor ihrer Vereinigung mit dem Geſchwader des Demoſthenes, zu zerſtören. Es kam deshalb, nicht weit von dem Hafen, zu einem Seetreffen, welches beiden Theilen viel Schiffe und Menſchen koſtete. Der Vortheil war indeß auf Seiten des Nicias.

Während des Gefechtes hatten die Athenienſer, welche die Schanzen beſetzt hielten, die Unbeſonnenheit begangen, ihre Poſten zu verlaſſen, und ſich ans Ufer zu begeben, um den Manöuvres der beiden Flotten zuzuſehen. Gylipp, deſſen Erfahrenheit kein Fehler eines an Anzahl ihm überlegenen Feindes entgieng, ſah nicht ſobald die Forts, welche Syrakus umgaben, ſchlecht beſetzt, als er ſie mit ſtürmender Hand einnahm, uud darauf die Athenienſer, welche, nicht anders als ob ſie einem Schauſpiel beiwohnten, ruhig am Ufer ſaßen, niederhieb. Nicias und Gylipp errichteten nun beide Trophäen zur Verkündigung ihres Sieges. Der Verluſt, den Syrakus zur See erlitten hatte, überzeugte es indeß mehr als je, wie gefährlich die Vereinigung beider feindlicher Flotten ſeyn würde. Sein Admiral machte ein ſo geſchicktes Manöuvre, daß er den Nicias zwang, zum zweitenmale zu fechten. Dießmal war der Ausgang nicht zweifelhaft: die Athenienſer wurden geſchlagen, und verloren ſieben Galeeren.

5.

Schröckliche Niederlage der Athenienser. Triumpf der Syrakusaner.

Ein neuer Strahl der Hofnung gieng den Belagerern auf, die bereits anfiengen den Muth sinken zu lassen. Während Nicias nemlich ganz niedergeschlagen darauf bedacht war, wie er den Schimpf seiner Niederlage wieder auswetzen möchte, sah man die Flotte des Demosthenes mit vollen Segeln herankommen. Alle Galeeren waren mit Blumen und fliegenden Wimpeln ausgeschmückt, und die Verdecke standen voller Musikanten, die laute Siegeslieder anstimmten.

Die Syrakusaner wurden über diesen Anblick nicht wenig bestürzt, und sie besorgten von neuem einen unglücklichen Ausgang. Diese Bestürzung über seine Ankunft beschloß Demosthenes sich zu Nutze zu machen, und er schmeichelte sich, die Stadt auf einmal in seine Gewalt zu bekommen. Der Erfolg zeigte ihm aber, daß er zu viel Vertrauen auf sich und seine Macht gesetzt hätte. Umsonst stellte ihm Nicias vor, die Syrakusaner seyen durch Mangel an Geld und Lebensmitteln aufs äußerste gebracht, und würden sich ohnedem bald ergeben müssen; dieß wisse er zuverläßig aus sicheren Berichten einiger Personen in der Stadt selbst, die ihm riethen, nur noch kurze Zeit zu verziehen. Da er diese Personen nicht nennen wollte, so kehrte man sich an seine Vorstellungen nicht; denn nicht nur Demosthenes und die andern Befehlshaber, sondern auch sogar die niedrigern Offiziere meinten, blos die Furcht habe dem Nicias diesen Wahn eingeflößt. Demosthenes warf ihm sogar seine

Langsamkeit vor; die andern billigten diese Vorwürfe, und alle mit einander äußerten die größte Ungeduld nach einem Gefechte.

Demosthenes entschloß sich, sogleich die Festung Epipolis anzugreifen. Er führte demnach seine ganze Armee des Nachts dorthin, fieng in eigener Person den Angriff auf die Verschanzungen an, erlegte ihre Besatzung und schlug zugleich die Truppen, die aus der Stadt einen Ausfall auf ihn machten, zurück. Von ihrem Glücke ermuntert, drangen die Athenienser in Unordnung weiter vor, und warfen alles vor sich nieder. Jetzt stießen die Böotier, die sich unter den Alliirten der Syrakusaner befanden, auf sie, machten ihrem weiteren Vorrücken ein Ende, drangen in ihre Glieder ein, und hieben viele von ihnen nieder. Das ganze Heer wurde von einem panischen Schrecken überfallen, der durch die Dunkelheit der Nacht noch vermehrt wurde. Es hielt schwer, Befehle zu ertheilen; und obgleich der Mond hell leuchtete, so war es doch, nachdem einmal die Reihen durchbrochen waren, nicht mehr leicht, Freunde von Feinden zu unterscheiden. Die weichenden Athenienser wurden, indem sie auf ihre noch im Vorrücken begriffenen Waffenbrüder stießen, von diesen mit vorgehaltenen Speeren empfangen. Endlich ergrief alles die Flucht. Der einzige Weg zum Rückzuge war enge; die Flüchtigen waren zahlreich, und indem sie dem Schwerdte ihrer Verfolger zu entkommen eilten, stürzten viele in Abgründe herab, und kamen auf diese Art um. Von den Glücklicheren, welche die Ebene erreichten, gelangten diejenigen, die unter dem Nicias gedient hatten, und folglich mit dem Terrain bekannt waren, ohne Schwierigkeit nach dem Lager; hingegen einige der neuen Ankömmlinge verfehlten des rechten Weges, und fielen am nächstfolgenden Tage der syrakusanischen

Reuterey in die Hände. Zwei tausend Athenienser verloren dabei das Leben. Was diese Armee, welche sich anfangs eingebildet hatte, daß sie nur in Sizilien erscheinen dürfte, um es zu erobern, vollends zu Grunde richtete, war eine von den pestilenzialischen Dünsten der Moräste, bei welchen sie gelagert stand, verursachte Epidemie. Nun entschloß man sich endlich, die Belagerung aufzuheben, und die Trümmern der Flotte nach Athen zurück zu führen.

Alle Anstalten zum Abzuge wurden mit dem lebhaftesten Eifer betrieben. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben; schon hatte man in der Stille die Circumvallations-Linien verlassen, und die Soldaten fiengen an sich einzuschiffen, als plötzlich sich der Vollmond verfinsterte. Niemand besaß damals so viel Kenntniß, um die regelmäßige Rückkehr dieses Phänomens vorher sehen zu können; und nur wenige wollten glauben, daß die Ursache desselben in der Ordnung der Natur gegründet sey. Das Heer gerieth darüber in Schrecken, als über ein Naturwunder, welches dem gefaßten Entschlusse Unglück verkünde. Man ersuchte die Generale, den beschlossenen Marsch zu unterlassen; die Wahrsager erklärten, um den himmlischen Mächten eine freundlichere Aussicht abzugewinnen, bedürfe man eines Aufschubes von dreimal neun Tagen; und Nicias, abergläubischer als die Uebrigen, betheuerte, bis diese Periode vollendet sey, werde er nicht einmal eine Berathschlagung über den Rückzug gestatten. Dieser unglückliche Aufschub brachte ihm und seiner Armee den Untergang.

Eben die Naturerscheinung, welche die Athenienser in Schrecken setzte, erhöhte den Muth der Syrakusaner. Sie sahen ja, daß ihre Feinde sich für den Gegenstand des Mißfallens hielten, welches durch die Mondfinsterniß von den Göttern verkündigt ward.

Ohne

Ohne Verzug machten sie sich die Furcht derselben zu Nutze, ließen eine Flotte von sechzig Schiffen aus dem Hafen laufen, und waren kühn genug, die feindliche anzugreifen, wiewohl sie an Anzahl sehr überlegen war, da sie noch aus sechs und achtzig Schiffen bestand. Ein falsches Manöuvre des Eurymedon, welcher den rechten Flügel der athenienſischen Flotte kommandirte, entschied den Ausgang dieses Treffens. Da er seine Linie zu sehr ausgedehnt hatte, so wurde der größte Theil seiner Schiffe von der übrigen Flotte abgeschnitten. Agatharch, einer von den syrakusanischen Admiralen, machte sich diesen Umstand zu Nutze, ihn in eine Bucht zu treiben, wo er geschlagen und getödtet wurde. Dieß Treffen kostete Athen achtzehn Schiffe und zwei tausend Mann.

So groß die Bestürzung der Athenienſer war, so groß war der Jubel der Syrakusaner. Sie fiengen jetzt an, sich nicht länger als ein unterdrücktes Volk zu betrachten, welchem ein überlegener Feind alles, was dem Menschen theuer ist, zu entreissen drohe; sie versprachen sich jetzt einen so glücklichen Erfolg der großen Fehde, daß sie als Sieger von Athen, und als Rächer der Freiheit Griechenlands zu glänzen hofften. Unverzüglich schritten sie daher zur Blokade des Hafens, wohin sich die Trümmern der Flotte des Nicias und Demosthenes geflüchtet hatten, und suchten sie einzuschließen. Man verschloß den Eingang der Rhede durch queergestellte, und theils durch Anker, theils durch eisene Ketten befestigte Galeeren, und vier und siebenzig hinter diesen neuen Damm postirte Schiffe mußten acht geben, daß er nicht durchbrochen würde.

Die Athenienſer, die nun, statt der Belagerer, selbst die Belagerten waren, litten jetzt auch den drückendsten Mangel an Lebensmitteln. Da man einmal

entschlossen

entschlossen war, die Belagerung aufzuheben, und da man anfangs nicht vermuthen konnte, daß der Feind den Rückzug zur See werde abschneiden können, so war die fernere Zufuhr von Proviant aus Catana abgesagt worden. Jetzt, da die Herrschaft zur See verloren war, gab es auch keine Kommunikation mit Catana mehr; mithin wuchs das Verlangen nach dem Rückzug in demselben Grade, in welchem die Mittel dazu schwächer wurden. Man berief einen Kriegsrath, um die mißliche Lage des Heeres zu erwägen. Einmüthig ward hier beschlossen, daß man sich, mit dem Degen in der Faust, einen Weg durch die feindliche Flotte bahnen, oder, wenn dieß Bollwerk nicht durchbrochen werden könnte, seine eigenen Schiffe in Brand stecken, und sich zu Lande nach der nächstgelegenen von den verbundenen Städten begeben wolle. Nachdem dieser Plan entworfen war, ließ Nicias den Ausbund seiner Truppen an Bord der Flotte gehen, und das Uebrige der Armee sich am Ufer in Schlachtordnung stellen.

Dieser Tag sollte über das Schicksal Siziliens entscheiden, und ganz Syrakus erwartete, auf seinen Mauren versammelt, mit der Stille der Ungeduld das Zeichen zum Angriff. Sobald es gegeben war, sah man die Athenienser die Linie von Schiffen, welche sie blokirt hielt, anfallen, und sich derselben bemächtigen. Diese Begebenheit, welche man von beiden Seiten vorausgesehen hatte, machte den Soldaten des Nicias neuen Muth, ohne jedoch den Syrakusanern das Geringste von dem ihrigen zu benehmen. Der schreckliche Augenblick war der, wo man die Kette zu durchbrechen suchte. Zweihundert Galeeren, die in einen so kleinen Raum zusammen gedrängt waren, und denen ihre nachtheilige Stellung jedes Manöuvre unmöglich machte, gaben ein Schauspiel,

welches der härteste Zuschauer kaum auszuhalten vermochte. Der Hagel von Steinen und Wurfspießen, welchen man herankommen sah, ohne ihm ausweichen zu können; das Gekrache der zusammenstoßenden Schiffe; der Kampf, um ein feindliches Schiff zu entern, unterdeß das, auf welchem man focht, selbst geentert wurde; das Zusammenschlagen der schäumenden Wellen, so oft das Meer ein Schiff verschlang: alles das stellte die mannigfaltigsten Bilder der Verzweiflung und die schröcklichsten Scenen der Metzelung dar. Endlich behielt die gerechteste Sache die Oberhand: die Sizilianer blieben die Herren des Meeres, und erhoben ein Freudengeschrey, welches augenblicklich auf den Mauern von Syrakus wiederholt wurde.

Es blieben jetzt den Athenienſern nur zwei Auswege übrig; entweder noch einmal ihr Glück zur See zu versuchen, da sie noch ungefähr sechzig Schiffe übrig hatten, oder den Weg zu Lande zu wählen, und sich in eine Gegend zu begeben, wo sie ausruhen und durch Unterstützung einer freundschaftlich gesinnten Stadt Schiffe zur Ueberfahrt nach Griechenland bekommen, oder auch neue Verhaltungsbefehle aus Athen abwarten könnten. Die Seeleute, die durch die vorherigen Niederlagen ermattet, niedergeschlagen und muthlos geworden waren, wollten nichts davon wissen, daß sie wieder zu Schiffe gehen und gegen einen Feind fechten sollten, der in ihren Augen schröcklich geworden war. Man mußte also auf den Rückzug zu Lande denken. Es ward Befehl gegeben, daß ein jeder von den Sachen, die er besässe, nur das unentbehrlichste mitnehmen sollte: denn es waren keine Wagen, und nur wenige Pferde zum Transport vorhanden. Die übrige Bagage und die Schiffe mußten unvermeidlich entweder den Flammen geopfert, oder eine Beute der Feinde werden.

Mit

Mit welcher Gemüthsfassung die Athenienser unter diesen Umständen sich entschlossen, ihr Lager zu verlassen, und einen unsicheren Marsch anzutreten, läßt sich leicht denken. Bei der unmenschlichen Weise jener Zeiten, Krieg zu führen, mußten sich der Einbildungskraft der Besiegten alle Schreckniße darstellen, welche der Körper nur immer zu erdulden, oder der Geist sich vorzustellen vermag. Ganz besonders quaalvoll ward für die Athenienser der Gedanke, daß eine so mächtige Flotte, anstatt die hohen Erwartungen des Feldzuges zu erfüllen, gänzlich vernichtet worden; daß der unglückliche Ausgang der Unternehmung sogar ihrem Vaterlande den Untergang drohe; und daß, statt als Eroberer Siziliens, wie sich noch vor Kurzem mit Grund hoffen ließ, zurückzukehren, eine schimpfliche Flucht ihr einziges, und fast hofnungsloses Mittel werde, der Sklaverey oder dem Tode zu entgehen. Aber selbst bei dieser Flucht stellten sich ihnen tausend schröckliche Gedanken, tausend niederschlagende Gegenstände dar, welche auf das Gefühl eines jeden außerordentlich wirken mußten. Noch lagen die Todten unbeerdigt; und die Erinnerung, ja nicht selten der Anblick eines so vernachläßigten Verwandten oder Freundes, erfüllte das Gemüth nicht nur mit Betrübniß, sondern selbst mit Schrecken. Aber die Stimmen und die Handlungen der vielen noch Lebenden, die durch Wunden oder Krankheiten vom Marsche zurückgehalten wurden, ihre Klagen, ihre Vorwürfe, ihre Bitten, ihre Umarmungen, und die schmerzlichen, wiewohl fruchtlosen Bemühungen Mancher, ihren aufbrechenden Freunden nachzufolgen; dieß alles wirkte noch weit mehr, als das für den religiösen Griechen so furchtbare Gefühl, welches aus der unvermeidlichen, und in sofern verzeihlichen Vernachläßigung der stillen Todten entsprang. Gegenseitige

tige Vorwürfe sowohl als Selbstvorwürfe wegen des Antheils, den jeder an dem öffentlichen Unglück hatte, erhöheten gelegentlich die Bitterkeit der Leiden. Kurz, die Last des Elendes drückte so schwer, daß das ganze Heer in Thränen ausbrach; und indem man größere Uebel nicht fürchten konnte, verschwand fast der Wunsch und selbst das Vermögen, den Marsch zu beginnen.

So stellte der Aufbruch der Athenienser einen der traurigsten Auftritte dar, den man sich denken kann. Auf jedem Gesichte herrschte Schrecken und Verzweiflung. Ungeachtet Nicias von Krankheit abgezehrt und von den gemeinsten Lebensnothwendigkeiten entblößt war, so gab er sich doch alle Mühe, seine Leute zu beruhigen und zu ermuntern. An der Spitze der Linie ersuchte er mit ruhiger Miene und mit der angestrengtesten Stimme, damit er so weit als möglich gehört würde, die Truppen, seine eigene Lage zu beherzigen. „Ihr seht es selbst, sprach er, in welchen Zustand mich Krankheit versetzt hat: an Körper bin ich sehr weit entfernt, der stärkste unter euch zu seyn. Einst, als ich mich der Segnungen des Glücks zu erfreuen hatte, stand ich keinem nach; aber jetzt muß ich alle gegenwärtigen Uebel ertragen, alle drohenden Gefahren fürchten, so gut wie der niedrigste unter meinem Kommando. Ein solches Loos hab' ich erhalten; ich, der ich immer in allen Pflichten gegen die Götter eifrig, und gegen die Menschen nicht nur, soweit es auf mich ankam, streng gerecht, sondern auch liberal und wohlwollend war. Darum heg' ich aber auch zutrauungsvoll die Hofnung, daß es sich mit uns bessern werde. Das Unglück, welches wir jetzt leiden, ist von uns gewiß nicht in diesem Grade verschuldet; das Glück hat bereits unsere Feinde hinlänglich begünstigt; und wenn unsere Unternehmung wider dieses

ses Land eine Gottheit beleidigte, so sind wir durch unsere jetzigen Leiden zur Genüge bestraft worden. Denn wir sind nicht die ersten, die das Schwerdt in der allerdings nicht löblichen Absicht gezogen haben, unsere Nebenmenschen zu unterjochen, in die Sklaverey zu versetzen, und uns ihrer Güter zu bemeistern. Für dieses bei Menschen so gewönliche Vergehen haben Andere nicht mehr büßen müssen, als menschliche Kräfte erdulden konnten. Wir haben also auch allen Grund zu hoffen, daß die Götter endlich ihre jetzt gewiß übertriebene Rache gegen uns mäßigen werden; gegen uns, die wir nun eher das Mitleiden als den Unwillen der zürnenden Gottheiten verdienen. Indem wir daher der göttlichen Milde in sofern uns versichert halten können, wollen wir erwägen, in welcher Lage wir uns, blos menschliche Dinge in Betrachtung gezogen, eigentlich befinden; und wahrlich in dieser Rücksicht haben wir keinen Grund, uns der Verzweifluug dahin zu geben. Im Besitz einer solchen Macht und einer so großen Menge regulairer Truppen, machen wir, wo wir uns auch niederlassen, nicht blos ein furchtbares Heer, nein, wir machen einen Staatskörper aus. Sicher wird uns kein sizilianischer Staat, Syrakus ausgenommen, so leicht von einem Posten, welchen wir besetzen, vertreiben, oder auch nur hindern können, uns, wo es uns gefällt, anzusiedeln. Zu unserer Rettung bedarf es ja weiter nichts, als daß wir das Gebiet der Sikuler erreichen; denn ihre Furcht vor den Syrakusanern ist uns Bürge, daß wir auf die Freundschaft der Barbaren mit Zuversicht rechnen dürfen. Standhaftigkeit und Klugheit sind mithin die Stützen eures Wohls; und nicht des eurigen allein, sondern auch des Wohls von ganz Athen: denn so sehr auch das Vaterland durch euer Unglück gebeugt worden, so werden wir

es doch wieder aufrichten können, da die Stärke eines Staates nicht in Städten, in Gebieten und in Schiffen, sondern in Menschen besteht."

So sprach Nicias, und trat darauf an der Spitze des Heeres den traurigen Rückzug an. Die erste Absicht der beiden Generale war gewesen, sich nach Catana, einer freundschaftlich gesinnten und sichern Stadt zu ziehen, wenn sie mit allen den Truppen, mit welchen sie aus dem Lager bei Syrakus ausmarschirten, dahin gelangen könnten. Da sie aber alle Tage von den Feinden, die ihnen nachsetzten, beunruhiget wurden, ihre Anzahl täglich geringer ward, und ihnen keine Hofnung übrig blieb, jenen Zufluchtsort zu erreichen, so änderten sie ihr Vorhaben, und beschlossen, sich nach einer andern Seite gegen das Meer hin, nach Camarina, Gela und andern Städten von griechischer und fremder Abstammung zu ziehen, wo sie aufgenommen und mit den nothwendigsten Bedürfnissen versorgt zu werden hoften. Um die verfolgenden Feinde zu täuschen und auf den Gedanken zu bringen, daß sie ein Lager geschlagen hätten und sich zu verweilen gedächten, zündeten sie die gewöhnlichen Wachtfeuer an, zogen sich in der Stille zusammen, und rückten in aller Eile weiter. Die Dunkelheit der Nacht, Eile und Furcht vor dem nahen Feinde, verursachten Tumult und Unordnung unter der Armee, das in solchen Fällen durchaus nicht verhütet werden kann. Der Zustand der Fliehenden ward immer trauriger. Während ein großer Theil des Heeres an den Wunden litt, welche die Soldaten in den zahlreichen Scharmützeln empfingen, drückte die gesammte Armee ein fast gänzlicher Mangel an Proviant und den übrigen Bedürfnissen. Brach man aus dem Lager auf, so war es nicht ungewönlich, daß die syrakusanische Reuterey und leichte Infanterie auf allen Seiten

ten einen Angriff that. So oft man Halt machte, um den Feind zurück zu treiben, zog sich dieser sogleich zurück; aber in dem Augenblicke, da man fortmarschirte, ward auch der Angriff erneuert. Gewiß, eine schröckliche Lage!

Der Theil der Armee, den Nicias kommandirte, marschirte demungeachtet einige Zeit in guter Ordnung weiter, und legte eine ansenliche Strecke Weges zurück. Aber die Abtheilung, welche Demosthenes anführte, und die ungefähr die Hälfte des ganzen Heeres ausmachte, rückte ohne Ordnung und zerstreut weiter. Dieß beschleunigte ihren Untergang; sie ward von den Syrakusanern in einen engen Paß getrieben und umringt. Die Athenienser wehrten sich zwar mit der verzweifeltsten Tapferkeit, bis sie, von Hunger und Ermüdung entkräftet, sich endlich nebst ihrem Befehlshaber Demosthenes zu Kriegsgefangenen ergeben mußten. Es ward weiter nichts bedungen, als daß niemand, weder gewaltsam, noch durch Mangel an Nahrung, getödtet werden sollte. Die Gefangenen, gegen sechs tausend an der Zahl, führte man sogleich nach Syrakus ab.

Nicias, der auf seinem Marsche mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit für die Erhaltung der Ordnung zeigte, beschleunigte indessen seinen Marsch, und befand sich beinahe schon in Sicherheit, als ihn der Feind einholte, und ihm befahl, das Gewehr zu strecken. In dieser Lage erbot er sich, ihm Geisel zum Unterpfand dafür zu geben, daß den Syrakusanern alle Kriegskosten vergütet werden sollten, wofern sie ihn und seine Mannschaft aus Sizilien abziehen ließen. Die Syrakusaner verwarfen seinen Antrag und griefen sogleich seine Truppen an, die sich immer noch sehr tapfer wehrten. Unter beständigem Fechten kamen sie an den Fluß Asinarus. Die Athenienser, die

von der Hitze und einem unerträglichen Durste noch heftiger gequält wurden, als von den Waffen der Feinde, stürzten sich in den Fluß, um ihren unerträglichen Durst zu stillen. Allein die Syrakusaner rannten ihnen immer auf dem Fuße nach, mordeten viele im Trinken, besetzten beide Ufer des Flusses, und benahmen den Unglücklichen alle Mittel, weiter zu kommen. Beim Anblick des schröcklichen Gemetzels bequemte sich Nicias endlich die Waffen zu strecken, wenn man des Ueberrestes seiner Leute schonen wollte. Sie wurden demnach alle gefangen gemacht, und im Triumphe nach Syrakus geführt.

6.

Berathschlagungen über die gefangenen Athenienser. Der edle Nikolaus. Hinrichtung der Generale. Schicksal der übrigen Gefangenen.

Die Freude der Syrakusaner war ohne Grenzen, über die glückliche Abwendung eines Ungewitters, das bei seinem Ausbruche ihren Tod und Verderben gedroht hatte. Gänzlich vernichtet waren nun alle Plane ihrer Feinde, und sie weideten ihre Augen an dem traurigen Einzuge der Gefangenen. Sobald man die Unglücklichen in sichere Verwahrung gebracht hatte, lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf das endliche Schicksal, das dem gefangenen Heere und seinen Anführern bereitet werden sollte. Da sich die Häupter der syrakusanischen Regierung darüber nicht vereinigen konnten, so ward das Volk zu einer Versammlung berufen, um über diesen wichtigen Gegenstand zu berathschlagen.

Es

Es ist eines der größten Uebel in einer Demokratie, daß der Pöbel, wenn er eben einer großen Gefahr entgangen ist, im Taumel seiner Freude eben so unbarmherzig zu seyn pflegt, als der unmenschlichste Despot. Dieß bewiesen jetzt die Syrakusaner. Zuerst trat in der öffentlichen Volksversammlung einer der angesehensten Bürger, Namens Diokles, öffentlich auf, und that den barbarischen Vorschlag, daß alle Athenienser und ihre Bundesgenossen aus Sizilien, wenn sie von freiem Stande wären, ins Gefängniß gesteckt, die übrigen aber als Sklaven verkauft, und die beiden Generale öffentlich mit Ruthen gestrichen und hingerichtet würden.

Dieser grausame Vorschlag erregte ein Schaudern bei allen Mäßigung liebenden und weisen Personen. Einer von ihnen, der edle Hermokrates, der durch seine Tapferkeit und Erfahrung im Kriege, seine Einsichten in die Regierungskunst und seine Beredsamkeit sich ein vorzügliches Ansehen erworben hatte, suchte das Volk zu bewegen, daß es sich in seinem gegenwärtigen Glücke mit Mäßigung betragen, und nicht allein gegen die beiden Generale nicht grausam verfahren, sondern ihnen vielmehr das Leben lassen, ja unter gewissen Bedingungen die Freiheit zugestehen möchte. So groß aber auch des Hermokrates Ansehen, so wichtig die Verdienste waren, die er sich besonders in diesem so glücklich geendigten Kriege erworben hatte, so ward doch sein Rath kaum angehört, geschweige denn befolgt. Da man in der ganzen Stadt von nichts als von dem Schicksal der beiden Generale und der nahen Entscheidung desselben hörte, so erfuhr auch ein bejahrter Bürger, mit Namen Nikolaus, der in den vorigen Zeiten an den Staatsgeschäften großen Antheil gehabt, und sie mit vielem Ruhme verwaltet hatte, die Gesinnungen, welche das

Volk

Volk in Ansehung dieser Unglücklichen hegte. Er hatte in dem letzten Kriege seine beiden Söhne verloren; aber so sehr ihn dieß beugte, so verleugnete er dennoch die Gefühle der Menschlichkeit nicht. Daher trat er, von zwei Sklaven geführt, in die öffentliche Versammlung, um einen Versuch zu machen, dem Staat die Reue wegen eines übereilten Entschlusses zu ersparen. Das Volk, welches nicht zweifelte, daß er es in seiner Wuth bestärken würde, ward bei seiner Erscheinung ganz stille. Nun fieng Nikolaus seine Rede an.

„Meine Mitbürger, sprach er, ihr seht in mir ein bedaurenswürdiges Beispiel von dem Elend des Krieges. Ich hatte zwei geliebte Söhne, und beide sind mir durch die Feinde des Vaterlandes entrissen; ihr wißt es, auf dem Schlachtfelde starben sie den Tod der Ehre, einer unseligen Ehre, wenigstens für den unglücklichen Vater, der sie überlebt. Wie viel Ursache hätte ich, diese Athenienser zu hassen, welche Schuld sind, daß ich neunzigjähriger Greis jetzt von Sklaven, nicht von geliebten Kindern, die mir einst hätten die Augen zudrücken sollen, gestützt, vor euch erscheinen muß! Allein, nicht um meine Sache, um die Sache des menschlichen Geschlechts ist es hier zu thun; und der Wunsch, daß Syrakusens Ruhm in den Augen der Nachwelt nicht befleckt werde, giebt meiner erstorbenen Stimme noch einige Kraft. Laßt euren Zorn auf einen Augenblick ruhen, und würdigt mich anzuhören, bevor ihr über das Schicksal eurer Opfer entscheidet."

„Athen hat einen tollen Krieg gegen uns angefangen: aber schröcklich ist es dafür bestraft. Wer hätt' es denken können, daß, nachdem es zehen tausend Talente aus dem Schatze zu Delos gehoben, nachdem es eine Flotte von zweihundert Segeln ausgerüstet

gerüstet, und eine Armee von vierzig tausend Mann auf die Beine gebracht, diese Republik, welcher die Herrschaft über den Peloponnes viel zu wenig für sich dünkte, sich vor einer Stadt von Sizilien zu Grunde richten, und daß, von einer so furchtbaren Rüstung, ihr sogar nicht einmal ein Bote übrig bleiben würde, um ihr die Nachricht von ihren Niederlagen zu überbringen! Ist nun der Himmel gegen eure Feinde gerecht gewesen, glaubt ihr denn, daß er es nicht auch gegen euch selbst seyn wird? O meine Mitbürger, denkt einmal mit kaltem Blute über die Rache nach, die ihr im Sinne habt. Welche Ehre werdet ihr davon haben, wehrlose Leute, die ihre Arme gegen euch ausstrecken, zu ermorden? Der Feind, der um sein Leben fleht, ist nicht mehr Feind, und ihr seyd den Göttern, die seinen Stolz brachen und ihn zitternd zu euren Füßen warfen, Rechenschaft von seinem Leben schuldig."

„Sollte meine Menschlichkeit euch etwa verdächtig seyn, so schlagt die Bücher der Geschichte auf. War es nicht die Barbarey der Despoten Mediens, was ihr Reich unter die Gewalt der Perser brachte? Cyrus selbst, der Ueberwinder der Meder, wird er wohl die erste Monarchie des Orients gestiftet haben, wenn er seine Trophäen durch Hinrichtung des Crösus entweiht hätte? Doch wir dürfen die Beispiele zu dieser Wahrheit nicht erst bei Völkern, die unsere Eitelkeit Barbaren nennt, aufsuchen; wir können sie in unserm Syrakus selbst finden. Hier sehen wir, wie Gelon, ohne Rechte auf den Thron gebohren, dazu gelangte, der Regent des einen Theils von Sizilien, und das Orakel des andern zu werden. Blos seine Gelindigkeit und Sanftmuth machte seinen Ruhm und den unsrigen. Das Vergnügen, welches er fand, allenthalben, wohin seine Wohlthaten reichen konnten,

Elend zu mindern und zu versüßen, schien alle Menschen zu ihm einzuladen. O Syrakusaner, laßt doch Europa, dessen Augen auf euch gerichtet sind, nicht sagen, daß ihr nicht würdig gewesen seyd, einen Gelon zum Könige gehabt zu haben. Ihr habt die Athenienser mit den Waffen in der Hand überwunden; was euch jetzt noch übrig bleibt, ist, daß ihr sie eben so sehr an Gnade, als an Tapferkeit übertreffet. Bedenket, daß dieß Volk sich rühmt, zuerst der Barmherzigkeit einen Altar errichtet zu haben. Welch eine Ehre für euch, wenn es, in der drohendsten Gefahr, den nemlichen Altar in euren Mauern findet. Dann wird seine Reue euch aufs edelste wegen alles des Uebels, welches es euch zugefügt hat, rächen, und wehe ihm, wenn es keiner Reue fähig wäre."

„Das Gesetz der Natur vereinigt sich hier mit den Grundsätzen der gesunden Politik. Dieß Gesetz, von dem das verderbteste Herz, wider seinen Willen, unauslöschliche Spuren trägt, will, daß im Augenblick des Sieges aller Haß aufhöre. Der Barbar, welcher ihn weiter verfolgt, straft nicht seinen Feind, er beschimpft die menschliche Natur. Nach diesem Grundsatze verboten die Griechen, von welchen wir abzustammen uns zur Ehre machen, aus Marmor oder Erz Trophäen zu errichten. Der erste beste Baum schien ihnen zu diesem Ende hinreichend. Sie wollten, daß die Zeit, indem sie diese vergänglichen Denkmäler des Stolzes zerstörte, nach und nach den Nationalhaß, welchen sie gewönlich verewigen, ausrotten sollte. Nach diesen großen Grundsätzen der allgemeinen Moral würd' es euch wenig Ehre beweisen heisen, wenn ich mich über die besondere Achtung, die ihr den Generalen, welche in euren Fesseln sind, schuldig seyd, ausbreiten wollte? Was haben sie mehr gethan, als ihrem Vaterlande gehorcht? Ni-

cias besonders, hat er nicht ein Recht auf eure Erkenntlichkeit? Hätt' es von ihm abgehangen, so wäre nie Krieg zwischen Athen und Syrakus gewesen. Er hat sich einen Theil seiner Mitbürger verhaßt gemacht, weil er sich eurer angenommen; und ihr wolltet ihn dafür strafen? Nein, eine solche Unthat kann euch nicht in den Sinn kommen. Nimmer wird Gelons und mein Vaterland — verzeiht mir's, daß ich es wage, mich neben diesem großen Manne zu nennen — nimmer, sag' ich, wird es dem wilden Xerxes nachahmen, welcher den Leichnam des Leonidas an einen Pfahl hängen ließ, weil er bei Thermopylä für sein Volk gestorben war."

So sprach Nikolaus. Mit herzlicher Freude über die schwere, und doch vollendete Bekämpfung des Vaterschmerzes, zum Besten der Menschlichkeit und des Vaterlandswohles, stieg er nun, auf seine Sklaven gestützt, von der Rednerbühne. Die erhabene Begeisterung des reinsten Edelsinns hatte den trefflichen Alten, in der Nähe der Todesstunde, noch so sehr mit dem Feuer eines beredten Staatsmannes erwärmt, daß er, bei aller anscheinenden Unordnung seiner Rede, für die gute Sache alles Wesentliche vollständig und eindringlich genug vortrug, und das ganze Volk von heisser Rachgier zum wehmüthigsten Mitleid mit den Gefangenen umzustimmen. Schon waren alle Bürger im Begriffe, diesen Gefangenen bis zu ihrer Auslösung ein mildes Schicksal zu bereiten, als Gylipp von Sparta noch einmal auftrat, und so lange lakonische Blitze unter das Volk schleuderte, bis das erloschene Gefühl die Erbitterung in Allen wieder aufflammte, und zwar mehr noch, als der spartanische Redner es wollte. Sein Wunsch, die beiden atheniensischen Feldherren lebendig mit nach Sparta zu nehmen, wurde vergessen, und ohne län-

 gern

gern Aufschub ward ihr Todesurtheil ausgesprochen und vollzogen. Das traurige Schicksal der unglücklichen Feldherren wurde von jedem Redlichen bedauert; insbesondere das Schicksal des Nicias, der sich diesem verderblichen Kriegszuge immer standhaft widersetzt hatte.

Das Schicksal der andern gefangenen Athenienser erregte nicht minder den Unwillen jedes Syrakusaners, der noch nicht alles menschliche Gefühl verloren hatte. Der ganze Ueberrest des einst so blühenden Heeres, des größten, das je von irgend einem griechischen Staate auswärts geschickt worden, wurde unter den schröcklichsten Quaalen vernichtet. Die Syrakusaner erblickten in den Athenienſern nicht edelmüthige Feinde, sondern Unterdrücker, welche sie, wenn es ihnen nur möglich gewesen wäre, in das äußerste Elend versetzt haben würden. Hatte aber das syrakusanische Volk Treue und Glauben gegen die Generale so schändlich verletzt, so durften die Gefangenen von niedrigerem Stande sich nur wenig Schonung von ihren Ueberwindern versprechen. Die Stimme der Menschlichkeit schwieg, und die Rachsucht fand sich erst dann befriedigt, nachdem der größte Theil der armen Gefangenen unter den schröcklichsten Martern das Leben ausgehaucht hatte.

Nahe bei Syrakus waren gewisse Felsenhöhlen, woraus seit manchen Jahren die Materialien zu den Gebäuden der Stadt genommen worden; man nannte sie mit einem sehr passenden Namen Lithotomien, welches in unserer Sprache so viel heißt als Steinbrüche. Da durch das Aushauen und Wegführen der Steine nach und nach eine weite und tiefe Hölung entstanden war, so ließ irgend einer von den Tyrannen, die vor Einführung der republikanischen Verfassung herrschten, den Boden derselben ebnen, und die Seitenwände

durch

durch viereckt gehauene Steine gerade machen und befestigen, wie bei Fischteichen und künstlichen Seen in Gärten und Thiergärten zu geschehen pflegt. Diese große ausgetrocknete Grube ward zu einem Gefängnisse gebraucht; denn man konnte aus derselben nicht anders als vermittelst einer Leiter oder eines ähnlichen von aussen angelegten Werkzeuges herauskommen. An diesen Ort brachte man nun die gefangenen Griechen, wenigstens acht oder zehen tausend Mann, in Verwahrung. Hier geriethen die Unglücklichen bald in die verzweifeltste Lage. Zwar verweigerte man ihnen keineswegs Nahrungsmittel, aber man gab ihnen nicht mehr, als was eben zur Erhaltung des Lebens nothdürftig hinreichte. Der Ort war wegen seiner Tiefe feucht, und lag unter freiem Himmel ohne irgend einige Bedeckung; die Herbstwitterung war unbeständig und abwechselnd: sie wurden folglich am Tage von brennenden Sonnenstrahlen gesänget, und in den langen und feuchten Nächten erstarrten sie fast vor Kälte. So weitläuftig auch diese ausgemauerte Grube war, so war sie doch unstreitig zu enge für so viele tausend Menschen. Diese Armen, die eingekerkert, mit wenig und übel verdauter Nahrung und elendem Getränke versorgt, ohne Obdach, und weder mit Betten noch mit irgend einem andern für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens unentbehrlichen Geräthe versehen waren, fanden sich bald in ihrem eigenen und fremden Unflathe, unter siechen Körpern, und, da alle Tage einige von ihnen hinfielen, unter stinkenden Leichnamen begraben, die nicht herausgezogen wurden, auch nicht bei Seite geschafft und verscharrt werden konnten. Sie mußten folglich Hunger, Durst, Ansteckung, Mattigkeit, kurz alles Ungemach leiden, das nur irgend sterbliche Menschen treffen kann.

Acht Monate lang dauerte der Aufenthalt der Unglücklichen in diesen Höhlen des Jammers, und die Meisten fanden in dieser Zeit im langersehnten Tode das Ende ihrer Quaalen. Die Uebrigen wurden herausgezogen und als Sklaven verkauft.

II. Neue Revolutionen in Sizilien.

Im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt.

I.

Neuer Eroberungskrieg der Karthaginenser in Sizilien. Zerstörung von Agrigent.

Es giebt kein Land der Erde, das nicht von einer Zeit zur andern die Schrecknisse des Krieges erfahren, und unter seinen Verwüstungen geseufzet hätte. Es läßt sich aber kein Krieg denken, der nicht zahlloses Ungemach in seinem Gefolge hätte. Er macht alle Theile des menschlichen Glücks unsicher. Durch ihn werden Tausende genöthigt, ihr Leben und ihre Gesundheit in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen, und entweder Menschen zu tödten, oder sich von ihnen tödten zu lassen. Er ruft Männer und Jünglinge, Gatten und Söhne, denen blutige Thränen nachgeweint werden, in das Schlachtfeld hin, wo sie jeden Augenblick einen gewaltsamen Tod, oder, was eben so traurig ist, den Verlust ihrer Glieder und ein nachmaliges elendes Leben fürchten müssen. Selbst das Leben und die Gesundheit der Nichtstreitenden

wird

wird von ihm bedroht, und noch immer wurden da, wo seine Schrecken wütheten, auch Wehrlose, oft in betrübter Menge, ein Opfer der Grausamkeit, des Hungers, oder des nagenden Grams und Kummers. Der Krieg hebt alle Sicherheit des Eigenthums und der Gerechtsame auf. Wider seine Gewaltthätigkeiten schützen keine Gesetze. Raub und Verlust und ängstliche Besorgnisse sind überall seine schröcklichen Begleiter. Der Krieg macht jeden Landesbewohner, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, für seine Ehre und Freiheit besorgt. Welche Härte, welche Kränkungen und Bedrückungen kann man da nicht erfahren, die weder Rechtschaffenheit noch Klugheit abzuwenden vermag! Wie viele Unruhe, Sorgen und Bekümmernisse der peinlichsten Art müssen da nicht empfunden werden. Die unausbleiblichen Folgen des Krieges sind immer Verarmung des Volks und Hemmung alles Fleißes in den Geschäften des Geistes und Körpers.

Von allen diesen Uebeln weiß das Volk nichts, das mit seinen Nachbarn und unter sich im Frieden lebt. Da kennt man keine andere Lebensgefahren, als die von der sterblichen Menschennatur unzertrennlich sind. Gattinnen, Väter und Mütter sehen sich im ungestörten Besitz der Ihrigen. Fern sind da die Schreckenbilder von einbrechenden feindlichen Heeren, von blutigen Schlachten und mit Leichen überdeckten Feldern, von Verpfleghäusern, die mit unglücklichen Verstümmelten angefüllt sind, von belagerten, in Schutthaufen verwandelten Städten und verwüsteten Dörfern, von unschuldig erwürgten oder gemishandelten, beraubten und aus ihren Wohnungen vertriebenen Menschen. Statt dieser Angst und Grauen erregenden Vorstellungen erfüllt eine glückliche Stille die Gemüther, wie das Vaterland. Im Schooße der Seinen freuet sich jeder furchtlos seines und ihres Lebens

bens. Jeder betrachtet sein Eigenthum als ihm durch den Schutz der Gesetze zugesichert. Der Bürger genießt die Früchte seines Fleißes; der Landmann säet in der angenehmen Hofnung, zu erndten. Seine blühenden Saaten gewähren ihm einen erfreulichen Anblick, den nicht der Gedanke trübt, daß sie von Feinden vernichtet werden möchten, und den Ertrag seiner Aecker sammelt er ohne Besorgniß, ihn als Beute fremden Händen überlassen zu müssen. In einem friedlichen Lande sind alle Stände der ihnen gebührenden Ehre und Freiheit und ihrer Gerechtsame gewiß: denn die Gesetze wachen für alle. Giebt es gleich Uebeldenkende und Boshafte, so können doch diese nicht so ihr Haupt empor heben, als zur Zeit allgemeiner Unruhe und Gesetzlosigkeit. Die Unschuld hat unendlich weniger Unterdrückung und selbst Verführung zu befürchten. Ruhig legt jeder sich nieder, im Pallast und in der Hütte; ruhig sieht jeder, dem kommenden Tage und der künftigen Zeit entgegen. Nur einzelne Leiden unterbrechen hie und da den frohen Genuß des Lebens; Leiden, die das unabänderliche Loos der Menschheit sind, und die das Volk gerne mit Gelassenheit erträgt, welches einmal das größere und allgemeine Unglück des Krieges erfahren hat. O wie ist es selbst bei allen übrigen Unvollkommenheiten der Welt so sicher und glücklich da wohnen, wo die Palme des Friedens weht!

Sizilien genoß dieses Glück nur wenige Jahre. Es hatte seinen Feinden, die es zu unterjochen gedachten, ein schröckliches Schicksal bereitet. Es hatte die furchtbarste griechische Macht vernichtet; es hatte vorher eine große Armee der Karthaginenser aufgerieben. Noch hatten die letztern diesen Verlust nicht vergüten können, und schon richteten sie von neuem ihre lüsternen Blicke nach der schönen Insel. Da sich ihr

Hauptge-

Hauptgewerbe auf Schiffahrt und Handlung gründete, so war es in Rücksicht derselben für sie nicht vortheilhaft genug, sich auf dem festen Lande des großen Welttheils Afrika weiter auszubreiten; vielmehr mußten die im mittelländischen Meere befindlichen Inseln ihre Aufmerksamkeit desto stärker auf sich ziehen. Keine von diesen Inseln konnte sie aber nach ihrem Besitze lüsterner machen, als Sizilien, die ihnen einen so großen Reichthum köstlicher Produkte darbot, und zugleich die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere zusicherte. Die Uneinigkeit, die zwischen den kleinen Staaten Siziliens fortdauernd herrschte, und die beständigen Unruhen, welche die Bewohner der Hauptstadt Syrakus entzweyten, dienten ihnen zu einer reitzenden Aufmunterung, ihre Eroberungsentwürfe auf Sizilien von neuem ins Werk zu setzen. Nebenbei gedachten sie auch den Tod des Hamilkar, und die Schande des karthaginensischen Namens bei der unglücklichen Belagerung von Himera zu rächen.

Die Führung dieses Krieges, welche im vierhundert und zehenten Jahre vor Christi Geburt anfieng, und, unter kurzen Fristen, bis zum Jahre vierhundert und vier dauerte, wurde dem Hannibal, einem Enkel des Hamilkar, anvertraut. Die einheimischen Kriegsvölker der Karthaginenser wurden durch ihre afrikanischen Bundesgenossen verstärkt, und ansenliche Werbungen unter den Bewohnern Spaniens und Italiens angestellt. Das vereinte Heer belief sich über hundert tausend Mann, und wurde in einer angemessenen Anzahl von Frachtschiffen und Galeeren glücklich nach Sizilien hinübergeführt.

Der Plan des karthaginensischen Feldherrn war, die kleinen und vertheidigungslosen Städte nach und nach zu erobern, ehe er vor Syrakus rückte, dessen Stärke gewaltsamen Anfällen Trotz bot, und das nur

durch

durch Sperrung erobert werden konnte. Sein erster Feldzug wurde durch die Eroberung von Selinus und Himera merkwürdig; der zweite, durch die Zerstörung von Agrigent; der dritte durch die Wegnahme von Gela. Mehrere kleinere Städte ergaben sich den Karthaginensern entweder freiwillig oder ohne Widerstand; und diese hätten zu der Belagerung von Syrakus, dem Hauptgegenstande ihrer Unternehmung, schreiten können, wofern nicht auf das blutige Getümmel des Krieges eine Pest gefolgt wäre, welche Sieger und Besiegte ohne Unterschied zum Tode wegraffte. Nicht allein der Feldherr, sondern auch der zahlreichste Theil seiner Kriegsvölker, wurde eine Beute dieses Trübsals, und Hamilkar, der Nachfolger des Hannibal, begnügte sich, Besatzungen in die neu eroberten Städte zu legen, kehrte dann, mit den geschwächten Ueberbleibseln seines Heeres nach Afrika zurück, und theilte dieses ansteckende Uebel der Stadt Karthago mit, wo es lange Zeit mit zerstörender Heftigkeit wüthete.

Der Aberglaube schrieb diese Leiden der Karthaginenser der beispiellosen Grausamkeit und Ruchlosigkeit zu, mit der sie, in ihren verschiedenen Verheerungen, die schöne Gestalt Siziliens geschändet hatten. Alle Scheußlichkeiten, welche von der sittenlosen Ausgelassenheit der Bewohner Italiens erfunden, von der fühllosen Härte der Spanier gebilliget, und von der unbarmherzigen Rache der Afrikaner auferlegt werden konnten, wurden in den unglücklichen Städten Siziliens ausgeübt. Als Hannibal sich der Stadt Selinus bemächtigt hatte, übte er eine kalte Grausamkeit an Weibern und abgelebten Greisen, die nie mit jemanden im Kriege seyn können. Noch barbarischer verfuhr er gegen Himera, welches er durch Sturm eroberte. Nachdem er die Stadt von Grund aus geschleift hatte, ließ er drei tausend Gefangene

auf

auf die Ebene bringen, wo Hamilkar umgekommen war, ließ ihnen hier alle möglichen Martern und Beschimpfungen anthun, und sie dann niederhauen.

Agrigent, eine der schönsten und reichsten Städte in Sizilien, erfuhr jetzt den traurigsten Umsturz seines Glücks. Die natürlichen Schönheiten dieser Stadt waren durch feste Stärke gesichert, und durch Zierlichkeit der Kunst verschönert. Wer die unzähligen Vorzüge der Stadt selbst, oder den blühenden Anbau der sie umgebenden Gefilde, welche einen Ueberfluß an allen Köstlichkeiten des Lebens hervorbrachten, betrachtete, der war geneigt, die Agrigentiner für die glücklichsten Menschen auf Erden zu erklären. Die übermäßige Fruchtbarkeit des Bodens, vorzüglich der üppige Wachsthum seiner Weinstöcke und Olivenbäume, übertraf alles, was von den glücklichsten Himmelsstrichen erzählt wird, und verschaffte die Materialien zu einem einträglichen Handel mit der volkreichen Küste von Afrika, welche sehr spärlich mit diesen schätzbaren Gewächsen versehen war. Der außerordentliche Wohlstand der Agrigentiner zeigte sich in der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude, und in dem glänzenden Genusse ihrer Glücksgüter. Sie hatten den berühmten Tempel des Jupiters, der für eines der Wunderwerke der alten Welt gelten konnte. Ausserhalb der Stadt war ein künstlicher See, dreissig Fuß tief und etwa eine halbe Stunde im Umfang, angelegt, welcher beständig mit der seltensten Mannigfaltigkeit köstlicher Fische versehen war, um dem kostbaren Aufwande bei öffentlichen Gastereyen sichere Zufluchtsmittel zu geben. Aber nichts kam der Zierlichkeit und Schönheit der Grabmäler bei, welche von den Agrigentinern, zur Verewigung des Ruhms ihrer Wettrenner, errichtet worden waren. Eine Menge thätiger Sklaven mußte die Aecker bestellen und Handwerke

werke treiben. Von dem blühenden Wohlstande der Bürger erzählt man auffallende Beispiele. Kurz vor der Belagerung der Stadt kam ein gewisser Hexenitus triumphirend von Olympia zurück, und hielt seinen Einzug in die Stadt mit dreihundert Wagen, wovon jeder mit zwei milchweißen Pferden von sizilianischer Zucht bespannt war. Ihn an Pracht hatte ein gewisser Antisthenes bei der Hochzeitfeier seiner Tochter übertroffen. Aber alle Bewohner von Agrigent wichen an Glanz dem gastfreundlichen Gellias, dessen Pallast fünfhundert Gäste fassen und bewirthen konnte, welche vorher aus seiner Kleiderkammer mit Röcken und Mänteln beschenkt worden waren. Seine in Felsen gehauenen Weinkeller, welche dreihundert große Fässer enthielten, stunden jeden Tag für Freunde und Einheimische zum fröhlichen Genusse offen.

Als die Karthaginenser gegen Agrigent anrückten, setzten ihnen die Einwohner anfangs einen muthvollen Widerstand entgegen. Ihre Vorraths- und Waffenhäuser waren mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen. Stolz durch die Zuversicht, welche das Glück einflößt, hielten sie den ersten Anfall mit vieler Tapferkeit aus, aber es fehlte ihnen an Beharrlichkeit. Indessen hielten sie doch, mit Hülfe ihrer Bundesgenossen, die Belagerung acht Monate lang aus, während welcher die Karthaginenser alle Hülfsmittel der Stärke und des Erfindungsgeistes anwandten. Aber endlich setzte Furcht vor Hungersnoth die Bewohner in eine solche Bestürzung und Angst, daß sie den schröcklichen Entschluß faßten, ihre wohlthätigen Sitze selbst zu verlassen, und den Feinden preis zu geben. In der Dunkelheit der Nacht ward der verzweifelte Vorschlag ausgeführt. Die trostlosen Mütter schleppten ihre unmündigen Kinder, welche das Schwerdt der Sieger nicht verschont haben würde,

mit

mit sich fort. Entkräftung, Hunger und Gram, schröcklicher als beide, tödtete eine Menge dieser Flüchtlinge auf dem Wege. Die Ueberlebenden kamen nach Gela, wo sie Menschen fanden.

Sobald die Karthaginenser durch die auf den Mauern von Agrigent herrschende Stille, von dieser Flucht unterrichtet wurden, rückten sie mit dem Degen in der Hand in die Stadt. Das erste, was sich ihren Augen darbot, waren die Greise und die Kranken, denen ihr Zustand sowohl Flucht als Gegenwehr unmöglich machte; die unbarmherzigen Sieger ließen sie allesammt niederhauen, und gaben sodann Agrigent der Plünderung preis. Die Barbaren hegten eben so wenig für das, was heilig war, Ehrfurcht, als für das Weltliche. Die geweihten Statuen, Altäre und Opfer wurden den niedrigsten Dingen gleich geachtet, und alles wurde geplündert und verheert. Die Beute war unermeßlich, denn diese Stadt, die an Reichthum nur Syrakus nachstund, hatte zweimal hundert tausend Einwohner, und war bis jetzt noch nie belagert worden. Man fand hier Gemählde und Statuen, in denen jenes Schöne der Natur herrschte, welches man fast nur in den Werken der griechischen Künstler findet. Als die ganze prächtige Stadt ausgeplündert war, wurde sie völlig zerstört.

2.

Dionysius der ältere macht sich mit Gewalt zum Herrn von Syrakus.

Zu eben der Zeit, da Sizilien Gefahr lief, den Waffen der Karthaginenser zu unterliegen, wurde es durch

durch innerliche Partheyen zerrissen. Besonders war Syrakus der Schauplatz revolutionairer Gährungen, und diese wurden durch einen Mann genährt, der den Plan entworfen hatte, die Freiheit seines Vaterlandes zu unterdrücken, und sich selbst zum Oberherrn empor zu schwingen. Dieß war der berüchtigte Tyrann Dionysius der ältere.

Es fehlte ihm an keiner der Eigenschaften, durch die man fähig wird, eine große Rolle zu spielen. An Muth war er der erste seiner Zeitgenossen; seiner Beredtsamkeit kam nichts gleich; unverrückt beharrlich in der Verfolgung seiner Zwecke, und zu rechter Zeit biegsam in der Wahl seiner Mittel, wußt' er sich, durch einen Anschein von Vaterlandsliebe, die Gunst des Volkes zu erwerben. Einige sagen, er sey von vornehmer Geburt gewesen; nach andern war sein Vater ein Eselstriegler, und er selbst soll seinen ersten Unterhalt mit den unbedeutenden Geschäften eines Schreibers verdient haben. Dann nahm er Kriegsdienste, und zeichnete sich in verschiedenen Treffen, unter andern noch neulich bei Agrigent, sehr rühmlich aus. Der Fall dieser Stadt hatte ganz Sizilien in Schrecken gesetzt. Fast allgemein schob man die Schuld davon auf die Unerfahrenheit der Obern von Syrakus, welche bei der Hülfe, die sie dieser unglücklichen Stadt leisteten, nicht Eifer und Thätigkeit genug bewiesen. Dionysius, welcher die Umstände für die Rolle, die er spielen wollte, günstig fand, erschien mit einem mal in einer Volksversammlung, klagte mit ungestümmer Beredtsamkeit die Oberhäupter der Republik des Hochverraths an, und trug darauf an, daß man sie auf der Stelle absetzen sollte. Diese ließen den Aufrührer nicht zu Ende reden, sondern bedienten sich des Rechts, welches ihnen die Gesetze gaben, und verdammten ihn, als Störer der öffentlichen Ruhe, zu einer Geldbuße. Die-

Dieses Urtheil warf alle Entwürfe des Dionysius über den Haufen; denn er wurde dadurch, so lange die Geldbuße nicht bezahlt war, des Ranges eines Bürgers entsetzt. Allein es stand sogleich ein reicher Syrakusaner auf, der auf der Stelle die ganze Summe für ihn bezahlte. Nun vollendete Dionysius seine Rede, und ihre Wirkung entsprach seinen kühnsten Wünschen; denn alle obrigkeitlichen Personen wurden abgesetzt, und er selbst an die Spitze derer gestellt, die man an ihre Stelle erwählte.

Dionysius hatte jetzt aber erst Einen Schritt auf dem krummen Wege der Tyranney gethan. Er mußte nun auch Soldaten unter seinen Befehlen haben, mit denen er, im Fall der Noth, seine Gewaltthätigkeiten unterstützen konnte. Zu dem Ende suchte er auch die Generale der Republik um das Kommando der Armeen zu bringen, und er bediente sich hiezu jedermöglichen Argliſt und Betrügerey. Er sagte dem Volke: anstatt sich fremder Truppen zu bedienen, würde es weit vernünftiger und sicherer handeln, wenn es seine Beschützung seinen eigenen Landesleuten anvertrauen, und zu dem Ende diejenigen von ihnen, welche aus der Stadt verwiesen wären, zurückrufen würde. Man hörte diesen Rath desto aufmerksamer an, je unruhiger die Syrakusaner eben damals über die Eroberungen der Karthaginenser wurden. Allein des Dionysius Absicht bei diesem Vorschlage war, sich aus diesen Verbannten eben so viele Anhänger zu machen, die ihm ihre Zurückberufung zu danken haben, und daher aus Dankbarkeit geneigt seyn würden, seine Vortheile zu befördern. Das Volk fiel seinen Vorstellungen bei, und befahl, die Verbannten zurückzurufen.

Die Einsichtsvollen in Syrakus erriethen die Absichten des Dionysius, und ermahnten ihre Freunde

und

und Bekannten zur Vorsicht. Aber ein Volk, leichtsinnig und enthusiastisch, wie die Syrakusaner, kann sich so wenig im Hassen als im Lieben mäßigen, und läßt sich auch in seinem blinden Eifer so leicht nicht aufmerksam auf seinen wahren Vortheil machen. Immer lauter und immer einstimmiger pries es den Dionysius als seinen treuesten und einzigen Beschützer, als den sichersten Vertheidiger der Freiheitsrechte.

Um diese Zeit bat die Stadt Gela um ein Korps Syrakusaner zum Dämpfen bürgerlicher Unruhen. Syrakus sandte seinen Dionysius mit zwei tausend Mann Fußvolk und vierhundert Reutern. Er stellte die Ruhe in Gela wieder her, und verwendete die Strafgelder der schuldigen Parthey, den syrakusanischen Truppen die Rückstände ihres Soldes zu bezahlen und ihren Sold noch zu erhöhen. Dadurch machte er sich hoch beliebt im Heere. Nach seiner Rückkunft stellte er sich höchst bekümmert und betrübt, und meldete endlich dem Volke, er habe einen verrätherischen Verkehr zwischen dem syrakusanischen Feldherrn und dem Oberbefehlshaber der Karthaginenser entdeckt. Diese vorgebliche Entdeckung stürzte das Volk in die äußerste Furcht und Schrecken. Viele riefen, man sollte den Dionysius an die Spitze der Armee stellen, weil die Gefahr keinen Verzug zu leiden schien. Der Pöbel, der immer weder Ursachen noch Folgen sieht, und nur auf das Gegenwärtige achtet, wählte ihn demnach sogleich zum Oberbefehlshaber mit unumschränkter Gewalt, so sehr auch viele von den verständigsten und klügsten Bürgern behaupteten, daß sie durch einen solchen Schritt in der That ihre Freiheit aufopfern würden. Beharrliche Freigebigkeit setzte den schlauen Usurpator in der Gunst des Heeres fest, und stimmte das Volk, ihm den Zug gegen Leontini aufzutragen, gegen eine Rotte von Fremdlingen und

Verbannten,

Verbannten, welche sich da festgesetzt hatten. Hier stellte er sich verfolgt von Verschwornen, die ihn morden wollten, und bat das Volk auf's beweglichste, sich zur Sicherheit seines Lebens eine Leibwache von sechshundert Mann wählen zu dürfen. Es gewährte ihm seine Bitte, und anstatt sechshundert, wählte er sich tausend Mann, die er vom Kopf bis zu Fuß bewafnete, auf's prächtigste kleidete, und denen er doppelten Sold gab. Syrakus wurde bald inne, daß es dem Dionysius eine Wache gegen sich selbst, und nicht gegen Mörder, gegeben hatte. Er zog mit seinem ganzen Gefolge öffentlich in die Stadt ein, warf die Maske endlich ab, und zeigte seinen Landsleuten, daß Gehorsam nun ihre einzige Sicherheit sey. So ward er, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, Tyrann der mächtigsten Stadt in Sizilien.

Jedes Herz zitterte, und zu spat bereute man jetzt das Geschehene. Indessen ward doch noch nicht alles Freiheitsgefühl so erstorben, daß man nicht versucht haben sollte, den neuen Thron umzustürzen. Der erste Sturm, den Dionysius auszuhalten hatte, brach los, während er der Stadt Gela zu Hülfe zog, die von den Karthaginensern belagert wurde. Da er sich zu schwach sah, dem Feinde die Spitze zu bieten, befahl er den Einwohnern von Gela, die Stadt des Nachts zu verlassen, und begleitete sie, um ihren Rückzug zu decken. Auf diesem Zuge empörte sich ein Trupp syrakusanischer Reuter, und machte einen so wüthenden Anfall auf den Tyrannen, daß er nur mit Mühe von seinen Trabanten geschützt wurde. Zu gleicher Zeit brachen in Syrakus Unruhen aus, wo der Adel die Gemüther erhitzt hatte. Da dieser es unmöglich fand, den dicken Haufen der Leibwache des Tyrannen zu durchdringen, so rächte er sich an seinem Pallaste, den er plünderte, und an seiner Frau, die er so übel behandelte, daß sie starb.

Dionysius eilte sogleich mit vierhundert Mann zu Fuß und hundert Reutern nach Syrakus, kam gegen Mitternacht vor einem Thore an, und steckte es, da er es verschlossen fand, in Brand. Die Patrioten eilten auf den Tumult herbei, die sterbende Freiheit zu vertheidigen, und wurden insgesammt niedergemacht. Nun drang Dionysius über ihre Leichname in die Stadt, bemächtigte sich aller Quartiere derselben, wo die Republikaner sich etwa versteckt halten konnten, ließ darauf die Soldaten in die verdächtigen Häuser fallen, ihre Herren ermorden und sie ausplündern. Syrakus hatte in dieser unglücklichen Nacht das Ansehen einer durch Sturm eroberten Stadt. Der Tyrann schlief an dem Tage, der auf diese schröckliche Nacht folgte, und er erwachte nur, um Todesurtheile über alle die Bürger, welche ihm noch verdächtig seyn konnten, abzufassen. Das kostbarste Blut floß auf den Schaffoten, wie es auf dem Wahlplatze geflossen war, und die unglücklichen Syrakusaner fühlten alle Greuel und alles Elend der Tyrannen. Da Dionysius die Gefahr kannte, die seinem Leben ohne Unterlaß drohte, so beschloß er, alles, was ihn auch nur im geringsten beunruhigte, seiner Sicherheit aufzuopfern, und suchte seine Unterthanen durch die Strafen, womit er sie täglich heimsuchte, in Schrecken zu setzen; ließ einige Bürger enthaupten, andere verbrennen, und aus Blutdurst Leute von jedem Alter und jedem Stande hinrichten.

Als der Tyrann die Syrakusaner durch seine Grausamkeit gebändigt und unterjocht hatte, fieng er an, zu seiner künftigen Sicherheit auch andere Maaßregeln zu nehmen. Unter andern ließ er den Theil der Stadt, den man die Insel hieß, befestigen, damit er im Nothfall ihm zur Zuflucht dienen könnte. Sodann war er auf die Unterjochung der noch übri-

gen

gen freien Einwohner Siziliens bedacht, und beschloß zu diesem Ende, die Stadt Herbessus zu belagern. Dieser Plan hätte ihm aber beinahe den Untergang bereitet. Sobald die syrakusanischen Truppen, die er bewafnet hatte, um sie bei dieser Expedition zu gebrauchen, sich im Stande sahen, ihr Vaterland wieder in Freiheit zu setzen, empörten sie sich wider den Tyrannen, und setzten einen Preis auf seinen Kopf. Man versprach den Fremden, welche seine Fahne verlassen würden, das Bürgerrecht, und ließ die Kriegsmaschinen herbeibringen, um die Mauern der Festung zu berennen. Jetzt, da sich Dionysius aufs Aeußerste getrieben sah, versammelte er seinen Kriegsrath, um mehr über die Art des Todes, die er zum Beschluß seiner Laufbahn wählen sollte, als über die Mittel, seine Tyranney zu behaupten, zu berathschlagen. Man bemühte sich, seinen niedergeschlagenen Muth aufs neue zu beleben. Nun schickte er insgeheim an die Karthaginenser, welche in den Plätzen, die Karthago unterworfen waren, in Besatzung lagen, und ersuchte sie, ihn aus der Gefahr, worinn er sich befand, zu retten; und um Zeit zu gewinnen, ließ er, noch an dem nemlichen Tage den Belagerern vorschlagen, daß sie ihm erlauben möchten, Sizilien zu verlassen. Syrakus nahm, um des Menschenbluts zu schonen, den Traktat an, und bewilligte dem Dionysius fünf Schiffe, um auf denselben seine Freunde, seine Familie und seine Güter aus der Insel wegzuschaffen. Sobald die Präliminarien unterzeichnet waren, legten die Belagerer, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Tyrannen, ihre Waffen nieder. Aber ihre Leichtgläubigkeit kam ihnen theuer zu stehen. Zwölfhundert Karthaginenser kamen, während die Transportschiffe ausgerüstet wurden, plötzlich an, schlugen die Außenposten der Republikaner, und

drangen bis zu den Belagerten durch. Dionysius that zu gleicher Zeit einen Ausfall, verbreitete sich durch die wehrlose Stadt, und setzte sich, mächtiger als je, in derselben fest.

Das bestürzte Syrakus erwartete jetzt, daß sein Despot, kraft des schröcklichen Rechts der Waffen, es mit dem Blute seiner Bürger überschwemmen würde. Glücklicherweise irrte es sich. Dionysius ließ den Entwichenen sagen, sie könnten ruhig in die Stadt zurück kehren, und er werde ihnen das Geschehene vergessen. Weil er aber bemerkte, daß er den Syrakusanern nicht trauen dürfte, so ergrief er jede mögliche Vorsicht zu seiner Sicherheit. Er umgab seine Citadelle mit einer neuen Mauer, verdreifachte seine Leibwache, und entwafnete die Syrakusaner, ohne daß das geringste Murren darüber entstand. Hierauf rüstete er eine starke Flotte aus, warb eine große Anzahl ausländischer Truppen an, und entschloß sich zu irgend einer Unternehmung, wodurch er seine Macht und Herrschaft erweitern möchte. Verschiedene Städte unterwarfen sich freiwillig seinem Scepter, und andere mußten hart für den Widerstand büssen, den sie ihm entgegen setzten.

3.

Glückliche Unternehmungen des Dionysius gegen seine Feinde, besonders gegen die Karthaginenser.

Dionysius behauptete sich mit der beharrlichsten Staatsklugheit acht und dreissig Jahre lang auf einem von äußern und innern Feinden wild bestürmten Throne.

ne. Selten konnte er die Waffen aus den Händen legen, und mehrmals war er in Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Sobald er sich nur einigermaßen auf seinem Throne befestiget hatte, beschäftigte ihn der kühne Entwurf, die Macht der Karthaginenser in Sizilien gänzlich zu zerstören. Zwar hatte er mit ihnen einen Traktat unterzeichnet, wodurch sie nach Afrika zurück gewiesen, und ihnen dagegen der ruhige Besitz ihrer Eroberungen zugesichert wurde. Allein er hatte nur darum den Löwen eingeschläfert, damit er desto ungehindert Maaßregeln ergreifen könnte, ihn zu fesseln.

In allen seinen Unternehmungen bewies Dionysius eine seltene Klugheit und Bedächtlichkeit. Zuerst lockte er durch große Aufmunterungen eine Menge geschickter Arbeitsleute zur Verfertigung alles dessen, was zu großen Kriegsrüstungen zur See und zu Land erfodert wurde, nach Syrakus, und damit ihre Arbeit desto eifriger und ordentlicher gefördert würde, setzte er verständige Männer als Aufseher über sie, theilte oft mit eigener Hand beträchtliche Belohnungen an diejenigen aus, die sich durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit am meisten hervorthaten, und sprach zum öftern mit ihnen liebreich und freundlich. Alle Straßen in Syrakus waren mit Künstlern und Arbeitsleuten angefüllt, und allenthalben war nichts als das Getöse ihrer Arbeiten zu hören. In sehr kurzer Zeit wurde daher eine erstaunliche Menge Waffen aller Art fertig, und eine große Anzahl Galeeren von drei bis fünf Ruderbänken gebaut, eine Flotte von zweihundert Galeeren vollständig ausgerüstet, und eine seinen andern Zurüstungen gemäße Anzahl von Kriegsmaschinen vollendet. Unter seiner Leitung wurden die sogenannten Katapulten, die größten Schleudermaschinen der Alten, entweder zuerst erfunden,

oder wenigstens weit brauchbarer eingerichtet. Auch verdunkelte er die korinthische Erfindung der dreirudrigen Schiffe durch die Erfindung der schnelleren Schiffe mit vier bis fünf Ruderbänken.

Sobald die Seemacht ausgerüstet war, warb Dionysius ein Heer an. Der hohe Sold, den er anbot, lockte Soldaten aus allen Gegenden, besonders aus Griechenland, nach Syrakus, und Dionysius ließ kein Mittel unbenutzt, die Liebe dieser Soldaten zu gewinnen. Ueberhaupt hatte sich sein Sinn jetzt sehr gemildert. Statt des grausamen Tyrannen erblickte man in ihm einen milden Regenten.

Als die sämmtlichen Kriegsrüstungen vollendet waren, entdeckte Dionysius den Syrakusanern sein Vorhaben, die Karthaginenser zu bekriegen, und er wußte sie für seine Plane so zu begeistern, daß sie ihm jede Art von Unterstützung zusicherten. Er hatte bereits ein starkes Heer auf den Beinen, das sich auf achtzig tausend Mann zu Fuß, und drei tausend Mann Reuterey belief, und täglich noch anwuchs, und seine Flotte bestand aus zweihundert Galeeren. Der Anfang der Feindseligkeiten wurde in Syrakus selbst gemacht, wo sich der Handelschaft wegen viele Karthaginenser aufhielten. Diese riß man aus ihren Häusern, überhäufte sie mit allen möglichen Gewaltthätigkeiten und Beschimpfungen, und richtete sie hin. Dieß war das Signal zu einer allgemeinen Metzelung durch den größten Theil von Sizilien, und bald war kein Karthaginenser mehr auf der Insel zu finden, die Besatzungen der Citadellen ausgenommen.

Um dem Feinde nicht Zeit zu lassen, sich in Verfassung zu setzen, belagerte Dionysius unverzüglich die Stadt Motya, welche, seit dem Untergange von Gela und Agrigent, der Waffenplatz der Karthaginenser geworden war. Diese Belagerung ist wegen der Kriegs-

maschinen merkwürdig, deren Dionysius sich dabei bediente. Er näherte den Mauren eine Menge Thürme von sechs Stockwerken, die auf Rädern fortbewegt wurden, und mit Soldaten angefüllt waren. Oben auf denselben hatte man Katapulten angebracht, welche große Steine mit aller Gewalt fortschleuderten, und den Karthaginensern nicht erlaubten, sich auf den Mauern sehen zu lassen. Gegen einen so fürchterlichen Angriff konnte der Ort sich nicht halten; er wurde durch Sturm erobert, und alle Einwohner wurden niedergehauen, diejenigen ausgenommen, welche ihre Zuflucht in den Tempeln nahmen. Als die Sieger des Mordens und Zerstörens müde waren, kehrten sie nach Syrakus zurück.

Karthago ließ indessen Dionysens Gewaltthaten nicht ungestraft: es sandte den Imilkon nach Sizilien, um dort die Fahne der Rache aufzustecken. Dieser General landete, an der Spitze einer mächtigen Armee, zu Panormus, nahm Motya wieder ein, und rückte vor Syrakus.

Da Dionysius keine Flotte hatte, welche die Stadt von der Seite des Meeres vertheidigen konnte, so ließ Imilkon seine Schiffe im Triumph in den großen Hafen einlaufen. Zu gleicher Zeit sah man seine Landarmee, die sich, wie man sagt, auf dreimal hundert tausend Mann belief, um die Mauern herziehen, und ihr General schlug im Tempel Jupiters selbst sein Zelt auf. Die Karthaginenser, die durch ihre ehemaligen Unglücksfälle noch nicht von ihrer unmenschlichen Art, Krieg zu führen, zurückgebracht waren, verheerten das Feld umher dergestalt, daß es einer großen Wüstenei ähnlich sah; sie steckten darauf die Tempel der Ceres und Proserpina in Brand, und rissen am Ende noch alle Grabmäler der syrakusanischen Könige nieder. Die Natur selbst

bestrafte

bestrafte diese Zerstörungswuth. Eine fürchterliche Pest, die durch die faulen Ausdünstungen so vieler geöffneten Gräber hervorgebracht, oder wenigstens vergiftet wurde, verwüstete Imilkons Lager. Die Symptomen dieser Pest waren heftiger Schmerz in den Eingeweiden, hitziges Fieber und Anfälle von Raserey. Die Truppen fielen Schaarenweise hin; und die Anzahl der Todten wuchs bald so sehr an, daß man nicht mehr im Stande war, alle Leichname zu beerdigen, wodurch die Seuche immer mehr Nahrung bekam. Man sollte glauben, daß Leute, die sich in einer so bedaurenswürdigen Lage befanden, vor allen Feinden würden sicher gewesen seyn; aber die Karthaginenser waren es nicht. Dionysius fiel mit dem Degen in der Hand in dieß mit Todten angefüllte Lager, und hieb alles nieder, was der Pest entronnen war. Von da drang er in den Hafen, und steckte den größten Theil der feindlichen Flotte in Brand. Blos die Nacht machte der Metzelung und der Feuersbrunst ein Ende. Imilkon ließ, mit Anbruch des Tages, den Dionysius um Erlaubniß bitten, die Belagerung aufzuheben, und die Ueberbleibsel seiner dreimal hundert tausend Mann nach Karthago zurückzubringen. Dionysius willigte darein, doch blos in Ansehung der Karthaginenser, für die er sich gleichwohl noch ein Lösegeld von dreihundert Talenten bezahlen ließ. Imilkon reiste, der Kapitulation zufolge, welche ihn die Belagerten hatten unterzeichnen lassen, ab, und überließ alle seine Miethvölker der Diskretion der Sizilianer, welche sie niederhieben.

So wurde der Stolz der Karthaginenser zu eben der Zeit gedemüthiget, da sie sich die größte Hofnung machten, die ganze Insel Sizilien zu unterjochen. Allein dieser neue harte Schlag konnte ihren Muth und ihre Beharrlichkeit nur beugen, nicht brechen.

Da

Da sie ihr Geldreichthum in den Stand setzte, eine verlorne Armee immer wieder durch eine neue zu ersetzen, so gaben sie ihre Versuche, Sizilien zu erobern, keineswegs auf. Es erschien ein neues karthaginensisches Heer in Sizilien, und Dionysius sah sich endlich, weil er von den übrigen Staaten Siziliens zu wenig unterstützt wurde, genöthiget, mit ihnen Friede zu machen. Allein die Verträge der Ehrgeitzigen und Herrschsüchtigen gelten nur so lange, als Noth oder Politik sie beobachten heißt. Es brachen immer wieder neue Feindseligkeiten zwischen den beiden Staaten aus, und mit der äußersten Anstrengung waren die Sizilianer nicht im Stande, die Karthaginenser gänzlich aus ihrer Insel zu vertreiben.

Zuweilen machte auch Syrakus wieder einen Versuch, sich in Freiheit zu setzen, und mit Gewalt die Fesseln zu zertrümmern, die ihm Dionysius angelegt hatte. Seine Wachsamkeit und Klugheit vereitelte aber alle Plane der Gegner, und erstickte ihre Unternehmungen in der Geburt. Da ihn wiederholte Erfahrungen überzeugt hatten, daß er die Syrakusaner durch Strenge eher noch mehr erbittern, als besänftigen würde, so war er eifrig bemüht, seine Unterthanen weniger durch Furcht zu schrecken, als durch Liebe zu gewinnen. Er befliß sich eines sanftmüthigen und gefälligen Betragens, theilte ansenliche Geschenke unter das Volk aus, und lud verschiedene von ihnen an seine Tafel. Allein er erreichte seinen Zweck doch nicht ganz, und er schwebte in beständiger Furcht vor Angriffen auf sein Leben. Da er seinen ausländischen Truppen nicht traute, so legte er sie in Leontium in Besatzung, und vertraute die Bewachung seiner Person einem Haufen von Sklaven an, die er in Freiheit gesetzt hatte.

So glänzend im Ganzen der Posten war, auf dem Dionysius stund, so betrachtete er ihn doch blos als eine Stufe zu höherer Größe. Seine Eroberungsplane dehnten sich bis auf Griechenland und Italien aus, und er kehrte seine Waffen zuerst gegen Rhegium, den Schlüssel Italiens. Er empfand einen wüthenden Haß gegen die Einwohner dieser Stadt, seitdem sie seine Anträge, ihm ein Frauenzimmer ihrer Stadt zur Ehe zu geben, auf eine höchst beleidigende Art abgewiesen hatten. Seine Gesandten waren mit der Antwort entlassen worden: man könnte ihm kein anderes Frauenzimmer zukommen lassen, als die Tochter des Henkers, die ihm auf Befehl zu Diensten stünde. Zur Rache dafür belagerte Dionysius ihre Stadt. Da die Belagerten sich seiner nicht erwehren konnten, so schlugen sie eine Kapitulation vor. Weil aber Dionysius sie ganz zu Grunde richten wollte, so hob er die Belagerung nicht anders, als unter der Bedingung auf: daß sie ihm eine Geldsumme, die sich auf ungefehr achtzig tausend Pfund Sterling belief, bezahlen, ihm alle ihre Schiffe ausliefern, und ihm hundert Personen als Geiseln geben sollten. Als er sie dadurch außer Stand gesetzt hatte, ihm ferner mit einigem Nachdrucke zu widerstehen, ersann er einen Vorwand, sie nächstes Jahr aufs neue anzugreifen, und belagerte ihre Stadt noch einmal. Da die Einwohner einsahen, daß der Tyrann auf nichts geringeres als ihren gänzlichen Untergang bedacht war, so wehrten sie sich sehr hartnäckig. Als sie aber die Belagerung eilf Monate lang ausgehalten hatten, und in die äußerste Hungersnoth gestürzt waren, mußten sie sich ihm endlich auf Willkühr ergeben. Der Hunger hatte die Elenden in die scheuslichsten Gespenstergestalten verwandelt, und ihr Anblick erregte Entsetzen. Dionysius machte sechs tausend von ihnen zu

Gefangenen, und zwang diejenigen, die noch einiges Geld oder Geldeswerth im Vermögen hatten, ihm ein Lösegeld zu bezahlen. Allein seine Grausamkeit begnügte sich damit noch nicht. Er beschloß, sich am Philo, dem obersten Magistrate der Stadt, wegen seines tapferen Widerstandes, zu rächen. Deswegen ließ er den Sohn des verdienten Mannes vor des Vaters Augen ins Meer stürzen, und den Vater selber hierauf in der Stadt herum peitschen, ihn auf die abscheulichste Art mißhandeln, und sodann ebenfalls ins Meer stürzen.

Wahrscheinlich würde Dionysius einen beträchtlichen Theil von Italien in seine Gewalt bekommen haben, wenn nicht erneuerte Feindseligkeiten der Karthaginenser, und frische Unzufriedenheiten daheim die Fortschritte seiner Waffen gehemmt hätten. Dem abermal hereinbrechenden Ungewitter widerstand er eben so siegreich als vorhin, und erhob seine Herrschaft zu einem Gipfel von Macht, der allen benachbarten Ländern gefährlich zu werden drohte.

4.

Blicke auf den Charakter und die ganze Regierung des Tyrannen Dionysius.

So glänzend die Regentenlaufbahn war, die Dionysius durchwanderte, so gab sie ihm doch wenig reinen und frohen Lebensgenuß. Der Tyrann kann sich dem Hasse der Menschen, die ihn umgeben, entziehen, aber sich selbst entwischt er nie. Dionysius, welcher so oft den Dolch des Despotismus gegen seine Mitbürger gezogen hatte, sah den Dolch der Rache unaufhörlich über seinem Haupte schweben. Wie sein

Schat-

Schatten begleitete ihn argwöhnische Aengstlichkeit vor Meuchelmördern. Beständig trug er einen ehernen Panzer unter seinem Kleide, um gegen einen plötzlichen Anfall gesichert zu seyn. Nicht seinen Freunden und Verwandten, sondern gutbezahlten Sklaven und Ausländern vertraute er die Wache seiner Person. Die Zimmer seiner Gemahlinnen ließ er immer erst durchsuchen, bevor er zu ihnen gieng; selbst seinen Sohn und Bruder mußte die Wache immer erst durchsuchen, ehe er einen von ihnen zu sich kommen ließ. Den unschuldigsten Scherz, den irgend jemand, auch sein bester Freund, über seine Lebensgefahr machte, bestrafte er wie Todesverbrechen; hatte ihm auch nur geträumt, es wolle ihn irgend jemand ermorden, so ließ er ihn auch gleich beim Erwachen zum Tode führen. Selten wagte er sich aus seinem Pallaste, und nur von einer Thurmspitze herab sprach er zu dem versammelten Volke, in der Meinung, sich solchergestalt durch Unzugänglichkeit unverwundbar zu machen.

Mit seinem Alter nahmen seine Besorgnisse, in eben dem Verhältnisse, wie sie gegründeter wurden, auch an Lebhaftigkeit zu. Da der Sklav, welcher ihn rasirte, sich rühmte, daß er, so oft es ihm beliebe, dem Tyrannen das Messer an die Kehle setze, so mußte er diese Unbesonnenheit mit dem Leben büßen. Von diesem Augenblicke an vertraute er seinen Kopf und seinen Bart weiter niemanden, als seinen Töchtern oder sich selbst an. Besonders in der Nacht, wenn Gewissensbisse in seiner unruhigen Seele aufwachten, quälte ihn die Furcht vor Verschwörungen; und jemehr seine Besorgnisse wuchsen, desto mehr Vorsicht gebrauchte er zu seiner Sicherheit. Das Bette, auf dem er zu schlafen suchte, war mit einem Graben umgeben, und hatte nur vermittelst einer Zugbrücke mit seinen Zimmern Gemeinschaft; und doch

fuhr

fuhr er beim geringsten Geräusche schreckenvoll vom Schlafe auf.

Für eine so schröckliche Lage konnte die unumschränkte Gewalt nur eine schlechte Schadloshaltung seyn. Dionysius selbst erkannte sein Unglück gut genug, und es entwischten ihm von Zeit zu Zeit Geständnisse, die selbst von der ruhigsten Tyranney abschrecken könnten. Einer seiner Höflinge, Namens Damokles, welcher den Gemüthszustand des Despoten nach der Pracht seiner Paläste, nach dem Golde, welches er in seinen Gewölben zusammenhäufte, nach den mannigfaltigen Vergnügungen, die er um sich her versammelte, beurtheilte, wurde nicht müde, ihn den glücklichsten Sterblichen zu nennen. Der Tyrann wollte also dem Damokles zu erkennen geben, für welchen Preis er dieß flüchtige Glück erkaufen müsse. Er ließ ihn auf ein goldenes, mit purpurnen Teppichen bedecktes Bett setzen; die köstlichsten Essenzen waren um ihn her verschwendet; Sklaven von seltener Schönheit suchten in seinen Augen zu lesen, um allen seinen Wünschen zuvorzukommen; aber mitten in dieser Bezauberung, da er von ohngefehr seine Augen nach der Zimmerdecke warf, erblickte er einen bloßen Degen, der an einem dünnen Faden über seinem Kopfe hieng: alsobald brach ihm ein kalter Schweis aus allen seinen Gliedern; das goldene Bette, die künstlichen Rauchwerke, die halbnackten Mädchen, alles verschwand vor seinen Augen; er sah nun nichts mehr, als den schröcklichen Degen; von Furcht und Angst überwältigt bat er endlich den Dionysius um Erbarmen, und gestund, daß er auf diese Weise nicht länger glücklich zu seyn wünsche.

Der Degen des Damokles hieng acht und dreissig Jahre über dem Kopfe des Dionysius. Er war recht unglücklich im Leben auf dem Throne, und behauptete

hauptete sich doch mit der größten Anstrengung in dieser Lebensweise. Zu welchem Zwecke? Aus Pflichtgefühl und Sorge für das wahre Wohl der Bürger? — Was wußte Dionysius von Pflicht und Bürgerwohl! Nein, aus blinder Herrschsucht, die, bei wirklich seltener Geistesgröße, doch ihr eigenes Hauptinteresse nicht verstand.

Der Fürst, der so klug, so listig dem Volke tausend Fantome vorzugaukeln wußte, um sich in dessen Gunst recht festzusetzen, war doch unklug genug, dasselbe durch Verspottung seiner Götter auf das empfindlichste zu kränken und gegen sich zu etbittern. Er bewies bei vielen Gelegenheiten, daß er ganz und gar keine Religion hatte, und schien durch die Scherzreden, womit er seine ruchlosen Thaten begleitete, die Götter noch höhnen zu wollen. Als er eines Tages einen Tempel Jupiters ausplünderte, zog ein goldener Mantel, den man diesem Gotte umgehangen hatte, seine Augen besonders auf sich. Er befahl sogleich, man sollte ihm denselben abnehmen, sagte, ein solcher Mantel sey im Sommer zu schwer, und im Winter zu kalt, und ließ ihm an dessen Statt einen wollenen umhängen, der, wie er sagte, für alle Jahreszeiten recht wäre. Eben so spaßte er über den goldenen Bart des Aeskulap, den er ihm gleichfalls abnehmen ließ, und sagte, dem Sohne des Apollo gezieme es nicht, einen Bart zu haben, da sein Vater keinen hätte. Allen Götterstatuen nahm er die goldenen Schalen, Kronen, Siegesbilder, die sie in den Händen trugen: „denn, sagte er lustig, sie bieten ja ihr Gold an, warum soll ich es nicht nehmen?“ Die bei Processionen herumgetragenen silbernen Tische mit der Innschrift: den guten Göttern, raubte er unter dem spöttischen Vorwande, er wolle sich die Güte der Götter zu Nutze machen. Dann verkaufte er seinen Tempel-

raub

raub und zwang die Käufer, alles ohne Schadenersatz in die Tempel wieder abzuliefern. Einst, als er, nach der Plünderung eines berühmten Tempels der Proserpina in Lokri, mit dem günstigsten Winde über die Meerenge zwischen Italien und Sizilien segelte, sagte er zu seinen Freunden mit frecher Ruchlosigkeit: „Seht, wie gnädig die Unsterblichen die Fahrt der Tempelräuber begünstigen.“ — Wie konnte ein so kluger Fürst sein unruhiges Volk so sehr erbittern: Blinde Habsucht und verachtend lachender Despotenstolz waren seine Führer.

Eigensüchtig war Dionysius im höchsten Grade; und doch entzückte ihn die würdige Freundschaftsprobe, welche Damon und Pithias einander gaben, so sehr, daß er sich in den Bund der beiden mitaufnehmen ließ. Selbst ohne allen Edelsinn, vermochte er es doch nicht über sich, hohen Edelsinn nicht bezaubernd schön zu finden.

Tyrannen haben, wenn sie glücklich sind, zuweilen gute Zwischenzeiten, und auch Dionysius war nicht immer die Geisel Siziliens. Bald konnte er keine Wahrheit hören, die seine Fehler traf, ohne wüthend den schnellen Tod dessen zu beschließen, aus dessen Munde eine solche Wahrheit gieng; und bald nahm er gleichgültig jede persönliche Kränkung hin, wenn er nur Wahrheit und Recht auf der Seite dessen sah, dessen Aeußerung ihn kränkte. Seine Schwiegermutter ausgenommen, welche er als Zauberinn hinrichten ließ, findet man nicht, daß er je der Tyrann seiner Familie gewesen wäre. Alle seine Gemahlinnen liebte er aufrichtig. Selbst die Frauen derer, die sich gegen ihn verschworen hatten, ließ er selten das Verbrechen ihrer Männer entgelten. Ein denkwürdiges Beispiel davon sah man bei einer der Empörungen in Syrakus. Polyxenus, einer von den Schwägern des Tyrannen,

hatte an dem Komplott; welches ihn vom Throne stürzen wollte, Theil genommen, und war, als er den schlechten Erfolg des Unternehmens gesehen, durch eine schnelle Flucht der ihn erwartenden Todesstrafe entgangen. Dionysius ließ seine Schwester kommen, und beklagte sich gegen sie, daß sie ihm die Einmischung ihres Mannes verhehlt habe: „du hast also eine sehr schlechte Meinung von mir, sprach die kühne Gattinn, wenn du glaubst, daß ich die Flucht meines Mannes wissen konnte, ohne ihn auf derselben zu begleiten. Wisse, daß ich lieber, fern von hier verbannt, des Polyxenus Frau, als in meinem Vaterlande die Schwester eines Tyrannen heissen will.“ Dionysius, als ob er sich auf Größe der Seele verstände, lobte diese dreiste Antwort; fuhr aber, als hätte sie ihm äußerst mißfallen, fort, der Tyrann von Syrakus zu seyn.

Während einmal allé Syrakusaner den Despoten verwünschten, hörte er, daß ein sehr altes Weib täglich zu den Göttern um seine Erhaltung flehte. Auf seine Frage: warum sie so warmen Antheil an ihm nehme? antwortete sie: „Seit Tyrannen herrschen, war der letzte immer grausamer als alle vorigen, und du bist der Aergste von allen, die da waren. Muß ich nun nicht die Götter flehentlich bitten, dich zu erhalten; denn wie könnte Syrakus einen noch schlimmern ertragen, als du bist!“ Und Dionysius ließ dieses Weib nicht morden, bewies ihr vielmehr aufrichtiges Wohlwollen. — Dagegen ließ er zu einer andern Zeit um eines einzigen, nichts weniger als verbrecherischen Wortes willen, einen Freimüthigen morden; und faßte selbst gegen den weisen Plato Mordanschläge, weil ihm dieser Wahrheiten sagte, die seiner selbstgefälligen Eigensucht nicht schmeichelten. Großmüthig verzieh er bald große Beleidigungen, und rächte

bald

bald kleinere selbst an Unschuldigen mit unerhörter Rache. Einmal gab er die ganze eingefangene Verschwörungsrotte des Heloris ohne Strafe frei; ein andermal machte ihn die höhnische Antwort des Magistrats von Rhegium so unversöhnlich wüthend, daß seine Rache gegen die Stadt Rhegium alle Schranken überschritt.

Ein auffallender Zug im Charakter und der Denkungsart des Dionysius war seine große Liebe zur Dichtkunst. Die Dichter, deren Talent sich so natürlich zur Schmeicheley bequemt, genossen seine ganze Gunst. Er zog sie an seine Tafel, fragte sie zum Schein über Regierungsangelegenheiten um Rath, und nach der Feinheit des Weihrauchs, womit sie ihn berauschten, maß er seine Achtung für ihre Werke. Er selbst hielt es nicht zu gering, mit ihnen um den Preis zu streiten. Ohne die dazu nöthigen Talente zu besitzen, wollte er selbst Gedichte machen, und äußerte eine größere Freude darüber, wenn er einige wenige elende Verse gemacht, als wenn er den wichtigsten Sieg erfochten hatte. Schwerlich kann jemand diese Art von Thorheit höher treiben, als Dionysius. Er wandte seine Zeit auf Verfertigung von Trauerspielen, wollte seine Stücke schlechterdings für vortrefflich gehalten wissen, und in diesem Falle keinen Mitwerber dulden. Man kann also sagen, er habe sogar den Verstand tyrannisirt. Es war eine beklagenswerthe Thorheit, daß ein Mann seines Standes sich einbilden konnte, seine Ehre leide dabei, wenn man ihn nicht für einen großen Dichter halte. Er bedachte nicht, daß gewisse Talente, die an einer Privatperson sehr hochzuschätzen sind, einem Fürsten schlecht kleiden, wenn er sich darinn ganz besonders hervorthun will.

Wie es an allen Höfen eine Menge Schmeichler giebt, so fand Dionysius auch an dem seinigen viele Leute, die seiner lächerlichen Eitelkeit in diesem Stücke fröhnten, und alle seine dichterischen Erzeugnisse bis an den Himmel erhoben. Er begnügte sich aber nicht damit, für den besten Dichter in seinem eigenen Königreiche gehalten zu werden. Als die Dichter, die in seinem Solde standen, ihn überredet hatten, daß er ein Mann von erhabenem Genie sey, beschloß er, mit seinen Talenten vor ganz Griechenland zu glänzen. In dieser Absicht sandte er seinen Bruder Thearides zu den olympischen Spielen, um daselbst, in seinem Namen, zugleich in der Poesie und im Wettrennen um den Preis zu kämpfen. Er erschien mit einer Menge kostbarer Wagen, und sein mit Gold und Silber prächtig gesticktes Zelt zog aller Augen auf sich. Aber der Bevollmächtigte des Dionysius sah die Erwartung seines Bruders sehr getäuscht. Der Redner Lysias eröffnete die Sitzung durch eine heftige Rede, worinn er die Griechen schamroth darüber zu machen suchte, daß sie einen Tyrannen, der durch seine Regierung blos Unglück unter den Menschen stifte, zur Feuer ihrer Spiele zugelassen. Man gab dem Lysias Beifall, wagte es aber doch nicht, den Dionysius vom Wettkampfe auszuschließen. Diese Schwachheit von Seiten der Griechen diente blos dazu, die Eitelkeit des Despoten von Syrakus noch tiefer zu demüthigen. Zwar tönten dessen Verse, von herrlichen Stimmen abgesungen, sehr schön in die Ohren; als man aber auf den Bau und den Innhalt derselben genauer merkte, fand man so viel unrichtiges und lächerliches in denselben, daß die Versammlung in ein lautes Gelächter ausbrach, und im Unwillen sogar das kostbare Zelt in Stücke zerrieß. Das Wagenrennen endigte sich eben so unglücklich.

unglücklich. Die Pferde waren in dieser Uebung eben so ungeschickt als ihr Herr in der Dichtkunst; sie rannten mit einem unbändigen Ungestümme davon, und zerbrachen den Wagen am Ziele in Stücken. Das Unglück voll zu machen kam die Galeere, welche die Zeugen dieser Demüthigung zurückbrachte, da sie bei der Ueberfahrt von einem schröcklichen Sturme ergriffen wurde, halb zertrümmert an den Küsten Siziliens an; und die Piloten, welche dem Dionysius nicht gut waren, verbreiteten allenthalben, daß an allen den Gefahren, die sie ausgestanden, nichts Schuld sey, als der Einflus der elenden Verse des Tyrannen von Syrakus.

Diese Beschimpfung kränkte den eitlen Fürsten so gewaltig, daß sie seine Laune zur Schwermuth, ja bis zum Wahnsinn umstimmte. Er glaubte sich von jedermann beneidet, von Freunden und Feinden verfolgt. Mancher von seinen Vertrauten wurde verbannt, oder gar hingerichtet. Indessen ward er durch diese Demüthigung keineswegs von seiner Thorheit geheilt. Er hielt sich noch immer so zuversichtlich als jemals für einen vortrefflichen Dichter. Seine Einbildung war in diesem Stücke so ausschweifend, daß es für jedermann etwas sehr gefährliches war, seine Aufsätze zu tadeln, oder sich auch nur beim Vorlesen derselben nicht ganz entzückt zu stellen. Dies erfuhr unter andern der vortreffliche Dichter Philoxenus. Da ihm Dionysius einst ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Gedicht vorgelesen hatte, und in ihn drang, ihm seine Meinung darüber zu sagen (das heißt in der Sprache der gnädigen Gönner, es zu loben), so machte er, weit entfernt seiner Erwartung zu entsprechen, eine zugleich strenge und einleuchtende Kritik darüber. Durch diese Dreistigkeit ward der Tyrann so ergrimmt, daß er seine Wache rief, und den

 Staats-

Staatsverbrecher in das fürchterliche Gefängniß der Steingruben bringen ließ. Zum Glück hatte Philoxenus nie jemanden, außer Dionysens Eitelkeit, beleidigt, er war am Hofe beliebt; und da sich daher alles vereinigte, um seine Begnadigung zu bitten, so wurde er schon am andern Tage wieder auf freien Fuß gesetzt, und sogar wieder in die Gunst des gekrönten Dichters von Syrakus aufgenommen. Bei dem ersten Gastmahle, welches Dionysius nach dieser Aussöhnung gab, wurde wieder eines seiner vorgeblichen Meisterstücke vorgelesen. Das Entzücken und Lobpreisen der Gäste war ohne Grenzen; nur Philoxenus schwieg. Der König, der nicht zweifelte, daß das Gefängniß seinen Geschmack geläutert haben würde, wagte es, ihn um sein Urtheil zu fragen; aber er wandte sich mit edlem Stolz gegen die Wache, und rief: „Bringt mich nur wieder in die Steingruben.“ Der Fürst verstund den Sinn dieser Worte, hielt aber seinen Zorn zurück, und setzte dem Philoxenus nicht ferner zu.

Die Lust des Dionysius zum Versemachen nahm je länger je mehr überhand, und man sagt, er habe noch einmal einige von seinen Versen nach den olympischen Spielen geschickt, wo sie nicht günstiger als die vorigen aufgenommen wurden. Die Nachricht von dieser Schande stürzte ihn in eine Art von Wuth, die er an einigen von seinen besten Freunden ausließ, welche er beschuldigte, daß sie sich mit denjenigen, die seinen Dichterruhm geschändet, verbunden hätten; und er ließ verschiedene derselben hinrichten. Um seine Schwermuth zu zerstreuen, entschloß er sich zu einem neuen Kriegszuge, wodurch er sich zugleich auch Geld zur Bestreitung seines Aufwandes auf die öffentlichen Gebäude verschaffen wollte, die er in und um die Stadt und den Hafen von Syrakus aufführen ließ.

ließ. Er machte also den Anschlag, Epirus anzugreifen, in der Hofnung, sich der im Tempel zu Dodona verwahrten unermeßlichen Schätze zu bemächtigen, und fieng mit einem Einfalle in Toskana an, wo er einen sehr reichen Tempel plünderte. Er scheint aber diese Unternehmung nicht weiter fortgesetzt zu haben. Nachher that er verschiedene Versuche, die Karthaginenser aus Sizilien ganz und gar zu vertreiben, die ihm aber fehlschlugen, indem er eine Hauptschlacht verlor, die alle seine Plane in dieser Hinsicht vereitelte. Doch wurde er für dieses Unglück durch den Preis, den die Athenienser ihm für eines seiner Trauerspiele zuerkannten, das an einem ihrer öffentlichen Feste aufgeführt worden war, überschwenglich getröstet. Dieser Preis beweist, daß Dionysius durch den unermüdeten Fleiß, den er auf die Dichtkunst wandte, endlich einige Vollkommenheit darinn erhalten haben mochte. Die Nachricht von diesem Siege erfreute ihn so sehr, daß er beschloß, die ganze Stadt sollte sich mit ihm darüber freuen, und zu diesem Ende öffentliche Freudenbezeugungen anstellen ließ. Auch gab er bei dieser Gelegenheit seinen Freunden ein sehr prächtiges Gastmahl, war aber vor Vergnügen im Essen und Trinken so ausschweifend, daß er sich eine Indigestion zuzog, woran er in wenig Tagen, drei hundert und sechs und achtzig Jahre vor Christi Geburt, starb.

Es giebt und gab von jeher in der Menschengeschichte viele Dionyse; viele Menschen auf Thronen und im Privatstande, die mit ihren ungezügelten Begierden selbst nicht wissen, was sie wollen, ihre eigene Ruhe und Zufriedenheit vergiften, und dem thörichten Wanderer gleichen, der zu seinem Leitsterne ein Irrlicht wählt, bis der sumpfige Boden unter seinen Füßen weicht, und er im Elende rettungslos versinkt.

5.

Die Rolle, welche Dion und Plato unter der Regierung des jüngern Dionysius spielten.

Es lebte damals in Syrakus ein Mann, der sich durch Edelmuth der Gesinnungen und Reinheit des Wandels preiswürdig über diejenigen erhob, unter denen er wandelte. Sein Name war Dion. Die Glücksgöttinn hatte sich mit ihren köstlichsten Gaben freigebig genug gegen ihn bewiesen, um ihn in den tiefsten Strudel der Lüste zu ziehen, wäre es überhaupt möglich gewesen, einen Dion in Sinnenlust zu versenken. Sein Körper war männlich schön, und für die höchsten Genüsse reitzbar. Die Geburt hatte ihn dem Throne ganz nahe gebracht, denn sein Vater Hipparinus war einst mit Dionysius Oberbefehlshaber der Truppen, und seine Schwester Aristomache war des Tyrannen Gemahlinn. Gefährlicher noch für seine Moralität, als alle diese Verhältnisse, war sein unermeßlicher Reichthum, der Luxus des Hofes, an welchem er seine erste Jugend verlebte, und von seinem frühesten Knabenalter an, die Gunst des Tyrannen, in dem so seltenen Bunde mit der Gunst des syrakusanischen Volkes.

Glücklicher Weise bekam Dion schon in dem Alter, wo die noch neue Seele sich den Eindrücken, die man ihr geben will, so leicht öffnet, einen Mann zum Lehrer, der in jeder Hinsicht einer der edelsten und weisesten war, die das alte Griechenland erzeugte. Es war der unsterbliche, in seinen Schriften noch jetzt wohlthätig wirkende **Plato**, der berühmteste unter den Schülern des Sokrates. Er kam auf seinen Reisen nach Sizilien, und Dion, der ihn bald

kennen

kennen lernte, ward sein wärmster Verehrer, und der eifrigste seiner Schüler. Der Unterricht des Weisen nährte seinen Geist mit den erhabensten Wahrheiten, und gab zugleich seinem Herzen eine feste Richtung zu allem Guten und Schönen. Die Wonne, welche der Jüngling empfand, wenn er den Weisen hörte, ließ ihn glauben, daß auch Dionysius nicht unempfindlich dagegen seyn würde, und er bat ihn daher um Erlaubniß, den Philosophen zu ihm führen zu dürfen. Die Zusammenkunft hatte aber nicht den erwünschten Erfolg. Das Gespräch betraf den großen moralischen Satz, daß keiner, als nur der Gerechte, glücklich seyn könne; und Dionysius ward unwillig über die Wahl eines solchen Gegenstandes, den er für eine Satyre hielt; er unterbrach den Philosophen mitten in einer Periode, und fragte ihn: warum er denn nach Sizilien gekommen sey. „Ich bin gekommen, sagte Plato, um einen rechtschaffenen Mann zu suchen.“ — „Bei allen Göttern, rief der Tyrann zornig, wer dich so anhörte, sollte glauben, du hättest ihn bis diesen Augenblick noch nicht gefunden.“ Damit drehte er dem Philosophen den Rücken zu, und dieser durfte sich glücklich preisen, daß er bald nachher ohne Gefahr aus der Insel entkam.

Der Haß, den der Tyrann auf den Plato warf, dehnte sich doch nicht bis auf dessen Schüler aus. Vielmehr faßte er immer mehr Zuneigung zu dem edlen Jünglinge, und dieser war der einzige, den er wirklich liebte, dessen Talente er aufrichtig achtete, und dessen Redlichkeit er unerschütterlich traute. Er vermählte ihm seine Tochter Arete, ein schönes Weib von zarter Weiblichkeit, bald nach dem Tode ihres ersten Gatten und Bruders Theorides, unternahm nichts mehr ohne ihn, und übertrug ihm die wichtigsten Gesandschaften. Aufrichtig freute sich Dionysius

der

der hohen Achtung, in welcher Dion, auf Veranlassung seiner Gesandschaftsposten, bei auswärtigen Nationen kam; er vertraute ihm die ersten Geschäfte bei jedem Friedensschlusse mit Karthago, und befahl seinen Schatzmeistern, ihm so viel Geld aus der Staatskasse auszuzahlen als er fordern würde, und ihm, dem Dionysius, nur immer an demselben Tage zu melden, wie viel Dion verlangt und erhalten habe.

Wie freimüthig Dion seyn durfte, ohne den Dionysius zu beleidigen, davon giebt folgende Anekdote ein merkwürdiges Beyspiel. Einst war bey Hofe über Tafel die Rede vom Könige Gelon. Dionysius spottete über die Regierung dieses Königs, vorzüglich über dessen Abdankung vor dem versammelten Volke, und schloß mit den Worten: „Mit Recht heißt er Gelon *), denn seine Wunderlichkeiten waren in ganz Sizilien zum Gelächter.“ Alle Höflinge bewunderten das Treffende und Feine dieses Witzes; aber Dion sagte mit ernstem Stolze: „Hast du vergessen, Dionysius, daß du alles Zutrauen des Volkes jenem Gelon verdankst? Oder meintest du, man hätte deine eigenmächtige Thronerhebung zugelassen, wenn man nicht das Beispiel eines Gelon vor Augen hätte, und die Hofnung nährte, du werdest jenen nachahmen? Wisse, wie sich das Volk um Gelons Willen deinem Scepter anvertraute, so wird es sich um deinetwillen keinem Scepter mehr anvertrauen.“ — Wer, außer Dion, hätte dem Tyrannen das sagen dürfen, ohne sogleich mit allen Todesmartern hingerichtet zu werden! Aber Dion sagte es und Dionysius schwieg.

So

*) Gelao heißt im Griechischen lachen, und Gelos, das Gelächter.

So dauerte Dions Verhältniß zum ältern Dionysius, bis zu des letztern Tode. Jetzt nahm sein Sohn, Dionysius der jüngere, so ruhig von dem väterlichen Throne Besitz, als wäre er der Erbe einer langen Reihe von Monarchen gewesen. Der Eindruck von Schrecken, welche die letzte Regierung gemacht hatte, war noch nicht verschwunden, und hätte der neue König die Triebfedern der Regierung, die das Genie seines Vorgängers so lange gespannt gehalten hatte, nicht erschlaffen lassen, so wäre es auf immer um die Freiheit von Syrakus geschehen.

Dionysius der jüngere zeigte aber bald, daß er die Krone nicht mit Ehren tragen würde. Er erbte und übertrieb seines Vaters Laster, ohne dessen Fähigkeiten zu besitzen. Seine Regierung war unrühmlich und zerrüttend. Gleich aus dem ersten Staatsrathe, der unter ihm gehalten wurde, sah man, was für einen Charakter seine Regierung haben würde. Dion entwickelte in demselben die einleuchtendsten Grundsätze der Politik; man hörte ihn, dem Anschein nach, mit Bewunderung, und keiner seiner großen Entwürfe wurde ausgeführt. Die Verwaltung des Staats wurde arglistigen Leuten anvertraut, welche durch Schmeicheleyen und Niederträchtigkeiten ihre Gunst erkauft hatten. Nach dieser Rathsversammlung schloß sich Dionysius in das Innere seines Pallastes ein, und überließ sich daselbst den Wollüsten. Er machte sich ein Serail auf Art der Despoten des Orients, und gab prächtige Gastmähler, zu denen er blos die Diener seiner Ausschweifungen, oder die Unglücklichen, welche die Opfer derselben seyn sollten, einlud. Eines von diesen Bacchanalen dauerte gegen drei Monate lang. Während dieser Zeit erfuhr Syrakus die Existenz seines Beherrschers nicht anders, als durch tyrannische Edikte, die vom Throne zu kommen schienen,

nen,

nen, die aber Dionysius, der immer von Wein und Wollust trunken war, nur unterzeichnete, ohne sie zu lesen. Das Volk war aufgebracht; aber sein Geschrey drang nicht bis zum Pallast; es gab zu viel kleine Tyrannen, denen daran gelegen war, es zu ersticken. Niemand empfand darüber mehr Kummer als Dion. Dieser große Mann, der zugleich den Thron und den Staat in Gefahr schweben sah, wollte beide durch seinen rettenden Arm stützen. Er richtete seine Verbesserungs-Entwürfe zuerst auf den Thron. In dieser Absicht gieng er zum Dionysius, hinterbrachte ihm die Klagen der Nation, und öffnete ihm die Augen über die blutgierigen Bedrückungen seiner Minister. Der junge König, dessen weiche Seele allen Eindrücken, die man ihm geben wollte, offen war, lobte Dions Eifer, aber sein Pallast blieb darum nicht weniger ein großes Serail, und die kleinen Tyrannen, welche das Volk unter die Füße traten, behielten nach wie vor ihre Stellen.

Um diese Zeit fieng der Krieg mit Karthago sich aufs neue zu entzünden an. Dion wollte sehen, ob Aussichten auf Ruhm den Dionysius nicht aus seiner Schlafsucht zu wecken vermöchten. Er that ihm den Vorschlag, eine Landung in Afrika zu machen, und bot ihm fünfzig Galeeren an, die er auf seine eigene Kosten unterhalten wollte, bis Syrakus einen glorreichen Frieden geschlossen hätte. Diese Großmuth rührte den Despoten; er versprach seine Armee selbst anzuführen, aber ein ausgelassenes Gastmahl, das bis an den andern Morgen dauerte, ließ ihn sein Wort vergessen.

Da Dion nach wiederholten Versuchen sah, daß es ihm für sich allein unmöglich wäre, einen so schwachen Monarchen auf den rechten Weg zu bringen, so suchte er mit Hilfe seines großen Lehrers

Plato

Plato eine heilsame Veränderung in dem Leben des Tyrannen zu bewirken. Oft sprach er mit ihm von den Verdiensten des erhabenen Weisen, den ganz Griechenland verehrte, und entzündete dadurch in ihm ein Verlangen, denselben kennen zu lernen, und sich von ihm in der Regierungskunst unterweisen zu lassen. Plato erhielt eine feierliche Einladung, an den syrakusanischen Hof zu kommen; aber erst nach langem Bedenken entschloß er sich, der Einladung zu folgen. Er wußte, wie schwer es sey, den Sohn eines Tyrannen, der selbst Tyrann ist, für die Tugend zu erobern; aber man stellte ihm vor, daß, wenn er den Dionysius auch nur von Einem Verbrechen abhielte, die Welt ihm für seine Reise Dank wissen würde, und so reiste er nach Syrakus.

Der Empfang des Philosophen war der glänzendste. Dionysius sandte ihm ein geweihtes Schiff entgegen. Er selbst führte ihn aus demselben auf seinen, mit vier weisen Pferden neben einander bespannten prächtigen Wagen, begleitete ihn durch die zahllose Volksmenge nach seinem Pallaste, und rief dabei im Freudentaumel den homerischen Vers: „Die Achse des Wagens, wie knarret sie unter der schweren Last! sie trägt den Mann vom größten Gewichte, den trefflichsten Menschen.“ Er erlaubte ihm, unangemeldet zu jeder Stunde des Tages ihn zu besuchen, und brachte den Göttern ein feierlich dankendes Opfer für die Wohlthat, welche sie der ganzen Insel mit der Gegenwart des größten Weisen erzeigten.

Plato hatte von Natur gefällige, sanfte Sitten, und der Umgang mit dem Sokrates hatte seine Urbanität noch vermehrt. Er bemühte sich, das Vertrauen des jungen Despoten zu gewinnen, indem er sich hütete, seine Leidenschaften vor den Kopf zu stossen, und indem er der Tugend jene finstere Miene

nahm,

nahm, wodurch sie sich nur allzu oft verhaßt macht. So sehr es die Wahrheit seines Charakters verstattete, blieb er dem Grundsatze treu: wer den Menschen nützen will, muß damit anfangen, sich ihnen angenehm zu machen! und es gelang ihm wirklich, dem jungen Fürsten Lust zur Tugend einzuflößen, und ihn davon zu überzeugen, wie wenig sein voriger Wandel sich für einen König schicke, der sich beständig beeifern sollte, sein Volk glücklich zu machen. Seine Neigungen nahmen also eine andere Wendung, und er studirte nun nichts so eifrig, als die Kenntniß seiner Pflichten. Da er endlich Männer von Genie schätzen lernte, so ergötzte er sich an keiner andern Gesellschaft mehr, und im Umgange mit solchen Männern erwarb er sich bald einige der wichtigsten Kenntnisse. Seine Höflinge, Leute, die sich vornemlich bestrebten, ihrem Herrn nachzuahmen, folgten bald seinem Beispiele, und dadurch wurde das Studium der Künste und Wissenschaften die herrschende Mode am syrakusanischen Hofe. Alles gewann nun ein anderes Ansehen, und in Kurzem verschwanden Pracht und lärmende Lustbarkeiten. Frugalität herrschte bei der Tafel, und statt wollüstiger Tänzerinnen würzten lehrreiche Gespräche die Speisen; strenge Enthaltsamkeit trat an die Stelle des üppigen Sinnengenusses, und das geschäftige Nichtsthun war durch philosophisches Studieren verdrängt. Wie Plato's Schüler im Garten der Akademie zu Athen, so wandelten hier im Schloßgarten die Höflinge, in ernste Betrachtungen vertieft, paarweise auf und ab in den Laubergängen und Baumwegen; und in ihren Häusern, wie in allen Zimmern des Schlosses, waren die Fußböden mit feinem Sande bestreut, und in der Sand waren geometrische Figuren gezeichnet. So sehr man sich sonst am Hofe und in der Stadt nach immer neuen

Lüsten

Lüsten sehnte, so war jetzt eine Unterredung mit Plato oder Dion das Ziel der höchsten Wünsche. Diese beiden waren des Dionysius ausschließende Lehrer, Rathgeber und Freunde; alle andern Bürger seine Brüder, welche er bei jeder Gelegenheit ermahnte, den beiden Weisen zu folgen. Wie ein Bürger unter Bürgern gieng Dionysius unter seinen Syrakusanern umher, unterstützte alle Zweige nützlicher Volksthätigkeit, und half, so gut es angieng, jeder gerechten Beschwerde und jedem Elende ab.

Allmählich wurde aber den Höflingen das Spiel zu ernsthaft. Enthaltsamkeit und Strenge war nicht ihre Sache, und sie sahen, daß ihr Einfluß ganz aufhören würde, wenn nicht Dion und der verhaßte Philosoph je eher je lieber aus der Residenz entfernt würden. Darauf waren nunmehr alle ihre Bestrebungen gerichtet, und sie ergriefen jede Gelegenheit, dem Regenten seine Lieblinge verdächtig zu machen. Sie unterbrachen das Lob der Favoriten durch ein bedeutendes Schweigen, durch Mienen und Geberden, und als dieß bemerkt wurde, und Dionysius die Ursache davon wissen wollte, eröffneten sie erst nach wiederholtem Sträuben, wie sie gehört hätten, Dion gehe damit um, einem seiner Neffen den Thron zuzuwenden, was ihnen jedoch nicht wahrscheinlich dünkte. Ein andermal ließen sie ihre Minen gegen den Plato spielen, und gaben dem Fürsten zu verstehen, der Weltweise trachte nach einer ungeziemenden Gewalt über ihn, und verleite ihn zu einer Lebensart, die weder seinem Stande noch seinen Jahren gemäß sey. Ueberhaupt, meinten sie, dürfte es nicht überflüssig seyn, wenn man sich vor den beiden Männern in acht nähme, um auf jeden Fall Thron und Leben zu sichern.

Diese und viele andere ähnliche Vorspiegelungen wirckten nur allzustarck auf die schwache Seele des

Dionysius, und machten ihn bald äußerst argwöhnisch. Jetzt war es den Höflingen leicht, ihre Plane weiter zu verfolgen. Ganz bestürzt kamen sie zu dem Regenten, und eröffneten ihm, daß sie Briefe entdeckt hätten, welche Dion nach Karthago geschrieben, und aus denen deutlich hervorgehe, daß er verrätherische Absichten gegen sein Vaterland im Sinn habe. Dionysius erschrack und zitterte an allen Gliedern. Gerne hätte er den Angeklagten auf der Stelle seinem Zorne aufgeopfert, allein er mußte einen Auflauf im Volke fürchten, weil Dion dessen Liebling war. Er nahm daher seine Zuflucht zur Verstellung, berief den Dion zu sich, unterhielt sich mit ihm aufs wohlwollendste, und machte in seiner Gesellschaft einen Spaziergang längs einem Meerbusen, über welchem die Citadelle lag. Hier nahm er mit einem mal einen ganz andern Ton und eine andere Miene an, zeigte ihm die verrätherischen Briefe, und warf ihm vor, er habe sich zum Untergange Siziliens mit Karthago verbunden. Dion wollte sich rechtfertigen, aber Dionysius hörte ihn nicht an, sondern ließ ihn augenblicklich auf eine Schaluppe bringen, und befahl den Matrosen, ihn an den Küsten Italiens auszusetzen.

Das Komplot wurde nicht so geheim ausgeführt als es angelegt war; auch gerieth ganz Syrakus darüber in Allarm. Die Frauenzimmer des Pallastes zeigten sich nicht anders als in Trauer, gleichsam als hätten sie den Vater des Vaterlandes verloren. Das Volk rottete sich haufenweise am Ufer des Meeres, und um die Citadelle her zusammen, und Dionysius, welcher einen Aufruhr befürchtete, sah sich genöthiget nachzugeben. Er erklärte öffentlich, Dion sey nicht verbannt, aber aus Staatsursachen habe er ihn bewogen, sich auf eine Zeitlang zu entfernen; damit

sein Ehrgeitz die Ruhe von Sizilien nicht stören möge. Zu gleicher Zeit gab er der Familie dieses großen Mannes zwey Schiffe, um die unermeßlichen Reichthümer, die er in Sizilien zurückgelassen hatte, darauf fortzubringen.

Seit Dions Entfernung konnte Plato mit Anstand nicht länger an dem Hofe des Dionysius bleiben. Zwar kehrte er noch einmal an denselben zurück, weil er sich mit der Hofnung schmeichelte, die Zurückberufung des Dion auszuwirken; aber er sah seine Erwartung getäuscht. Als Dionysius der weisen Rathschläge des vortrefflichen Philosophen beraubt war, verfiel er nach und nach wieder in seine vorige Lebensart, und sein Hof wurde nun bald wieder ein Wohnsitz der Lüste und Schwelgerey. An Dions Zurückberufung war unter diesen Umständen nicht zu denken, vielmehr wurden seine Güter eingezogen, und seine Gattinn Arete mußte auf Befehl des Tyrannen ihre Hand einem andern geben.

6.

Revolution in Syrakus.

Dion wählte nach seiner Verbannung Athen zum Orte seines Aufenthaltes, und da er der reichste Privatmann in ganz Griechenland war, so zog er aller Augen auf sich, und das Volk bewunderte die Pracht und den Aufwand, den er zu bestreiten im Stande war. Indessen äusserte sich seine Prachtliebe nur in Ansehung öffentlicher Feste und Spiele, die er veranstaltete, denn in seinem Privatleben war er der simpelste, frugalste und bescheidenste Mann. Er bereiste nach einiger Zeit die vornehmsten

griechischen

Städte, machte sich durch seine Bescheidenheit, Mäßigung und moralische Lebensart überall bewundert und beliebt, und erhielt von verschiedenen wichtigen Staaten die glänzendsten Ehrenbezeugungen. Unter andern nahm ihn Sparta durch ein förmliches Dekret unter die Zahl seiner Bürger auf.

Dion konnte aber unter allen Huldigungen, die ihm zu Theil wurden, sein Vaterland nicht vergessen; der Gedanke an die Sklaverey seiner Mitbürger vergiftete ihm jedes Vergnügen. Allmählich reifte in ihm der Entschluß, den Tyrannen zu stürzen, und seinem unglücklichen Vaterlande die Freiheit wieder zu geben. Er hatte unter den Syrakusanern, und auch unter den Einwohnern des übrigens Siziliens viele Freunde und Anhänger, auf deren Unterstützung er rechnen konnte. Indessen war es doch ein außerordentlich kühnes Wagestück, daß ein Mann an der Spitze eines kleinen Heeres es wagen wollte, einen König anzugreifen, der von einer Seemacht von vierhundert Kriegsschiffen, einem Heere von hunderttausend Mann, einer ungeheuren Menge von Kriegsvorräthen und Lebensmitteln, unterstützt wurde, und Meister von einer der festesten Städte war, die es damals in der Welt gab. Doch Dions heroischer Entschluß ward durch keine Bedenklichkeit wankend gemacht. Er warb insgeheim ungefehr achthundert ausländische Soldaten, lauter alte, erfahrne und vollständig bewafnete Krieger, schiffte sie nach einander und in kleinen Partheyen ein, und bestimmte die Insel Zazynthus zum allgemeinen Sammelplatze. Zwei Schiffe waren hier gerüstet, um die Mannschaft aufzunehmen; und noch ein kleineres mit zwei Barken, den Mundvorrath und die Belagerungsmaschinen zu transportiren.

Jetzt erst, erfuhren die Krieger, daß sie den Staat von Syrakus erobern sollten. Bestürzung

fesselte

fesselte ihre Sinne; unwillig sahen sie in Dion einen tollkühnen Abentheurer, der das Aeußerste wage, weil er nichts mehr zu verlieren hätte; und sie machten denen, die sie unter sein Kommando geworben hatten, die bittersten Vorwürfe. Dion zeigte ihnen die schwachen Stützen des Tyrannenthrons; sagte ihnen, daß nicht sie das Heer, daß sie nur die Führer jenes großen Heeres seyn sollen, welches ihn und sie in Syrakus erwartete, den Tyrannen zu entthronen. Von neuem Muthe entflammt, drangen sie jetzt alle auf die Abfahrt.

Es war in der Mitte des Sommers, und ein gleichmäßig wehender Ostwind verkündigte eine glückliche Ueberfahrt. Dion brachte, an der Spitze seiner Helden, dem Apollo ein großes Opfer, und gab dann ein prächtiges Fest. Hier bewunderten die Krieger seinen Reichthum an goldenen und silbernen Gefäßen, und verloren darüber die Idee eines Abentheurers ganz aus ihrer Seele. „Ein so reicher Mann von gesetztem Alter wird sich doch nicht, ohne gegründete Hofnung, in ein so gefährliches Unternehmen verwickeln; er muß sich doch auf seine Freunde in Sizilien verlassen können.“ So redeten sie unter einander, und wünschten sehnlichst, abzureisen. In dem Augenblicke, da die kriegerische Trompete das Zeichen zur Einschiffung gab, entstand plötzlich eine Mondfinsterniß, wodurch die kleine Armee in großes Schrecken gerieth. Aber Dion hatte nicht vergessen, auch einen berühmten Wahrsager anzuwerben. Dieser trat in ihre Mitte mit den Worten: „Erschrecket nicht; freuet euch vielmehr, denn nun seyd ihr des glücklichsten Erfolges gewiß. Die Götter verkünden euch eine Verfinsterung des höchsten Glanzes. Was glänzt jetzt mehr als des Dionysius Tyrannen! Ihr werdet ihren Glanz verlöschen, sobald ihr an Siziliens Küste gelandet seyd.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Rede wirkte. Unter andern sogenannten Vorbedeutungen setzte sich nun auch ein Bienenschwarm auf Dions Schiff; da nahm der Wahrsager den Dion und dessen Freunde auf die Seite, und sagte ihnen heimlich: er ahnde daraus, daß sie sich der Früchte ihres Sieges nicht lange freuen würden. Dion lächelte in seiner Seele, und ließ das Signal zur Abfahrt geben.

Am fünften Tage liefen die Schiffe in den Hafen von Minoa ein, einer kleinen Küstenstadt des sizilianisch-karthaginensischen Gebiets. Vergebens suchte der Kommandant die Reisenden an der Landung zu hindern. Mit den Waffen in der Hand bestiegen sie das Ufer, und ohne nach Dions Ordre einen Mann zu tödten, drangen sie, zugleich mit den fliehenden Karthaginensern, in die Stadt, und bemeisterten sich des Platzes. Mit freudigem Erstaunen erkannte Dion bei der Zusammenkunft mit dem karthaginensischen Gesandten in diesem seinen getreuen Freund und Gastfreund Synalus. Er gab ihm die Stadt zurück, und Synalus ließ den Kriegern seines Freundes bequeme Wohnungen anweisen, ihren Unterhalt besorgen, und ihnen bei ihren Vorbereitungen zur großen Expedition thätig helfen.

Dionysius war eben nicht in Sizilien, als sein Nebenbuhler landete. Er war, an der Spitze einer Flotte von achtzig Segeln, nach Italien abgeschifft, und hatte, zur Verwaltung der Regierung in Syrakus, einer seiner Günstlinge, Namens Timokrates, zurückgelassen, den nemlichen, welcher sich unterstanden hatte, Dions Gemahlinn noch bei seinem Leben zu heurathen. Die Abwesenheit des Tyrannen war für das kühne Unternehmen äußerst günstig, und Dion säumte nicht, diese frohe Bothschaft seinen Kriegern mitzutheilen, deren Enthusiasmus dadurch neue

Nahrung

Nahrung erhielt. Das kleine Heer brach voll guter Hofnungen auf, und bekam während des Marsches aus verschiedenen Städten so viel Verstärkung, daß es in Kurzem bis zu fünf tausend Mann anwuchs.

Sobald man in Syrakus erfuhr, daß der Befreier des Vaterlandes nahe sey, wurden die Zungen, welche der Despotismus bisher gefesselt gehalten hatte, gelößt. Die republikanischen Redner bestiegen die Rednerbühne, das Volk griff zu den Waffen, und Timokrates, welchem man den Weg zur Citadelle versperrte, behielt nur so viel Zeit, sich zu Pferde zu setzen, um dem Tode zu entrinnen. Unterdeß der Adel dem Dion an den Thoren entgegen gieng, fieng das Volk an, sich selbst Recht zu schaffen. Die an den königlichen Pallast grenzenden Häuser waren von den Angebern und Spionen bewohnt, den schändlichen Leuten, sagt ein alter Schriftsteller, die bei Göttern und Menschen verhaßt sind. Diese niederträchtigen Geschöpfe wanderten in der ganzen Stadt herum, mischten sich in alles, hinterbrachten dann dem Tyrannen, was sie gesehen und gehört hatten, und schwärzten besonders diejenigen bei ihm an, die ihm irgend Verdacht machen konnten. Man rieß sie aus ihren Häusern, mißhandelte und tödtete sie.

Dion zog mit Blumen umkränzt an der Spitze seines in Schlachtordnung gestellten Heeres in die Stadt ein, und wurde auf der einen Seite von seinem Bruder Megacles, und auf der andern von dem Athenienser Kalippus, seinem Freunde, begleitet. Man empfieng ihn und seine Begleiter, wie eine heilige Prozession, auf welche selbst die Götter mit Wohlgefallen niederblicken, und welche dem Staate, nach acht und vierzig jährigem Tyrannendrucke *), die Freiheit wie-

 der

*) Vom Jahre vierhundert und fünf vor Christo an ge-

der schenkte. Auf beiden Seiten der Straße, welche der Freiheitsgründer mit seinem Trupp durchzog, stunden Tische mit Pokalen zu heiligen Libationen, und Altäre, von denen Weihrauch dampfte, und an deren Stufen Opferthiere bluteten. Und aus den Häusern flogen Blumen und Früchte dem Dion und den Seinen zu, und die besten Wünsche und Gebete, wie man sie an die Götter richtet, schallten ihm entgegen.

Als der Zug auf dem Marktplatze angekommen war, ließ Dion durch einen Herold bekannt machen: er sey mit seinem Bruder gekommen, Syrakus und ganz Sizilien vom Tyrannenjoche zu befreien. Dann hielt er selbst eine Rede, in welcher er das Volk ermahnte, zum Erringen und Behaupten ihrer Freiheit kraftvoll mitzuwirken, und den Enthusiasmus, mit dem sie ihn empfiengen, für die große Sache ihrer Freiheit aufzusparen. Im Freudentaumel ihrer Liebe und Dankbarkeit wählten die Bürger sogleich ihn und seinen Bruder zu Oberfeldherren des Staats mit unumschränkter Macht. Allein Dion schlug die unumschränkte Würde aus, weil sie sich mit der neuen Freiheit nicht vertrüge, und bewirkte es, daß ihm und seinem Bruder noch zwanzig redliche Bürger an die Seite gesetzt wurden. Die erste Thätigkeit der Neugewählten beschränkte sich darauf, die innere Ruhe herzustellen, alle Furcht vor dem Tyrannen zu entfernen, die Burg Epipolis für das Volk zu besetzen, mit einer festen Mauer zu umziehen, und alle vom Dionysius hier unschuldig Eingekerkerten auf freien Fuß zu stellen; ferner, die Hauptcitadelle, in welcher des Tyrannen Krieger Dions Schwester, dessen geraub-

te

---

rechnet, da sich der ältere Dionysius zum Könige aufwarf.

te Gattinn und dessen Sohn eingeschlossen hielten, und das vom Meer umspülte, ebenfalls von den Tyrannenfreunden noch besetzt gehaltene Stadtviertel Ortygia, zur Uebergabe aufzufordern, und da sich beide Plätze nicht ergeben wollten, auch die Hauptcitadelle von der Stadtseite her mit einer festen Mauer zu umschließen.

7.

Vergebliche Versuche des Dionysius, sich wieder auf den Thron zu setzen. Undankbarkeit gegen Dion, den Retter seines Vaterlandes.

Sieben Tage waren seit der Revolution verflossen, als Dionysius von seiner Reise nach Italien zurückkam, mit seiner Flotte in den Hafen einlief, und sich in die Hauptcitadelle warf. Der Tyrann setzte zuerst durch Kundschafter, die er unter dem ehrenvollen Titel von Gesandten an Dion schickte, seine Treue auf die Probe. Der Held aber merkte die Schlingen, die man ihm legte, und erklärte, daß, da Syrakus eine freie Stadt sey, des Dionysius Abgeordnete sich nicht an ihn, sondern an die Bürgerschaft wenden müßten.

Es erschienen darauf aus der Citadelle förmliche Gesandte an das Volk, mit dem Versprechen des Königs: er wolle in Zukunft mit Gerechtigkeit und Liebe regieren, das Wohl der Bürger stets im Auge haben, allen gerechten Beschwerden abhelfen, alle drückende Abgaben aufheben, das ganze Steuersystem auf den allermäßigsten Fuß setzen, und keinen Bürger zu Kriegen anwerben, zu denen das Volk nicht

Rath und Einwilligung gegeben habe; dafür fodere er denn, daß Alle ihre Waffen niederlegen, und die Stadt ihm übergeben sollen. — Die Volksversammlung verlachte sein Versprechen, und seinen Wahn, das Volk werde sich so leicht wieder in eine Lage locken lassen, in welcher Dionysius von seinen schönen Worten halten könne, was ihm beliebte. Dion sagte noch insbesondere den Gesandten: „Dionysius sende Niemanden mehr, mit dem Volke zu unterhandeln, er habe denn zuvor der Tyrannenherrschaft förmlich und feierlich entsagt; dann aber wird Dion redlich mitwirken, daß alle seine gerechten und billigen Vorschläge angenommen werden; wird ihm, in freudiger Erinnerung ihrer ehemaligen Freundschaft, ein angenehmes und ehrenvolles Privatleben bereiten."

Eine abermalige Gesandtschaft von Dionysius willigte in die Foderung, und bat, das Volk möchte Deputirte in die Citadelle schicken, mit denen Dionysius das Nähere verabreden, und alle Punkte des Vertrags zum Vortheil beider Theile freundschaftlich bestimmen könne. Die Bitte wurde gewährt, und eine Gesandtschaft gieng in die Citadelle. Sobald diese vor dem Tyrannen erschienen war, ließ er sie in Fesseln legen, und mit der frühesten Dämmerung des nächsten Morgens, da noch die tiefste Ruhe über die Stadt verbreitet war, stürmten seine, im Wein berauschten Söldlinge mit unglaublicher Tollkühnheit und entsetzlichem Geschrei die Mauer, mit welcher die Citadelle auf Dions Rath umschlossen war.

Syrakus erwartete nichts weniger als diese Verrätherey. Die Mauer wurde daher sogleich erstürmt, und die syrakusanischen Wachen, welche diesen Posten besetzten, geriethen so in Schrecken, daß sie sogleich zurückwichen. Die Barbaren fiengen an die Stadt zu überschwemmen, als Dion erschien. Mit der äußer-

sten

sten Anstrengung bemühte er sich, seine Truppen wieder zum Stehen zu bringen; aber umsonst. Er stürzte sich hierauf mitten unter den Feind hinein, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter demselben an; sein Muth trieb ihn aber zu weit, er wurde an der Hand verwundet, niedergestürzt, und nur mit genauer Noth noch von seinen Soldaten aus der Mitte der Mannschaft des Tyrannen herausgebracht. Da aber seine Wunde nicht gefährlich war, rannte er sogleich fort, seine fremden Truppen herbei zu holen, und führte sie zum Angriffe. Dieser frische Succurs entschied. Den Barbaren, denen so viel Widerstand ganz unerwartet war, verschwand der Rausch im Gefühle der Ermattung, und in den Schmerzen der erhaltenen Wunden; es entsank ihnen der Muth beim Anblicke des mit frischen Truppen rückkehrenden Dion. Sie zogen sich in die Citadelle zurück. Hitzig verfolgt, waren sie froh, die innere Mauer zu erreichen, und die Brücke hinter sich aufzuziehen. Die dankbaren Einwohner beschenkten den Sieger mit einer goldenen Krone.

Dionysius erschrack über diesen Sieg des Dion, ohne sich dadurch aus seiner Fassung bringen zu lassen. Er schickte einen Herold an den Befreier von Sizilien, der ihm verschiedene Briefe brachte. Einer derselben hatte die Aufschrift: An meinen Vater, und schien von der Hand seines Sohnes Hyparinus zu seyn. Die Obern von Syrakus wollten, aus Ehrerbietung für den großen Mann, an welchen er gerichtet war, nicht, daß er öffentlich vorgelesen würde; aber dieser, welcher kein Geheimniß für seine Republik hatte, erbrach ihn, und gab ihn an die Sprecher. Der Brief war von Dionysius selbst. Er hatte darinn alle mögliche Künste angewandt, den Dion verhaßt zu machen: er erinnerte ihn an alles,

was

was er im Anfange der Regierung gethan habe, um zu verhindern, daß Syrakus nicht zu einer Aristokratie würde, er bemerkte, wie gefährlich es für ihn seyn würde, wenn er Leute frei machte, die so viele Ursache hätten ihn zu hassen, und ermahnte ihn am Ende, sich doch nicht zu stellen, als ob es ihm um Vertilgung der Tyranney zu thun wäre, da er ja blos die Absicht hätte, sie selbst an sich zu reissen.

Dieser Brief machte auf ein argwöhnisches Volk einen starken Eindruck, und die Syrakusaner fielen in die Schlinge, die ihnen Dionysius gelegt hatte. Der große Haufe glaubte, der Tyrann schreibe das alles an seinen Feind in vollem Ernst; und selbst die aufgeklärteren Bürger, die sich durch einen solchen Kunstgriff nicht hintergehen ließen, bildeten sich doch ein, der Held könne nicht umhin, Schonungen gegen die Tyrannen zu beweisen, unter welchen die Republik leiden würde. In diesen Umständen erschien einer der Verbannten der vorigen Regierung, Namens Heraklides, mit einem Geschwader von zehen Schiffen, vor dem Hafen von Syrakus, um seinen Mitbürgern wider den Dionysius beizustehen. Er war ein sehr tapferer Mann, der sich sehr beliebt zu machen wußte, war aber zugleich insgeheim ein Feind von Dion, zu dessen Unstern er gerade in dieser kritischen Zeit nach Syrakus geführt worden zu seyn schien, um dem großen Manne tausenderlei Hindernisse in den Weg zu legen, und den Glanz seiner Thaten zu verdunkeln. Das Volk ernannte ihn sogleich nach seiner Ankunft im Taumel der Freude zum Admiral. Schon nahm er die Glückwünsche seiner Freunde an, als Dion erschien. Er erinnerte, daß die Stelle, welche man dem Heraklides übertragen hätte, eine Zerstückelung der seinigen sey. Nun schämte sich das Volk seiner Uebereilung, und wiederrief das Dekret. Heraklides

raklides ward zum Admiral von Syrakus ernannt, aber Dion ward ihm von der Zeit an der verhaßteste Nebenbuhler, zu dessen Sturz er insgeheim alles vorbereitete.

Da Dionysius immer mehr zweifelte, die Stadt wieder in seine Gewalt zu bekommen, so suchte er einen vortheilhaften Vergleich zu bewirken. In dieser Absicht that er dem Dion den Vorschlag, er wollte die Citadelle nebst der Besatzung, den Waffen und andern Dingen, die darinn waren, den Syrakusanern übergeben, wenn man ihn im Frieden nach Italien abziehen lassen, und ihm den Ertrag gewisser Ländereyen zu seinem Lebensunterhalt anweisen wollte. Da die Syrakusaner diese Vorschläge verwarfen, so ergrief er bald darauf die Gelegenheit eines günstigen Windes, mit allen seinen Schätzen und Kostbarkeiten nach Italien abzusegeln, und vertraute die Vertheidigung der Citadelle seinem Sohn Apollodorus.

Syrakus, welches nun von Seiten des Tyrannen ruhig war, wurde jetzt, mehr als je, ein Raub innerlicher Zerrüttung. Heraklides, welcher das Volk durch seine Trabanten und Redner beherrschte, überredete es, das große Werk seiner Freiheit, durch Achtserklärung der ganzen Familie des Dionysius, zu vollenden. Dion sah, woher der Hieb kam und nach welchem Kopfe er zielte; da er aber das Herz aller Menschen nach seinem eigenen beurtheilte, so hielt er es seiner unwürdig, gegen die Undankbarkeit seiner Mitbürger Maaßregeln zu ergreifen. Seine tugendhafte Leichtgläubigkeit stürzte ihn ins Verderben. Man war niederträchtig genug, die fremden Truppen, die er mitgebracht hatte, von ihm abwendig machen zu wollen. Allein diese Fremdlinge waren ihrem Anführer weit getreuer, als seine eigenen Landsleute,

leute, denen er so wichtige Dienste geleistet hatte. Sie verwarfen die Vorschläge der Syrakusaner, drängten sich rings um ihren General, und beschlossen, ihn sicher aus der Stadt zu führen. Dion bestrebte sich mit ausgebreiteten Armen und den rührendsten Gebehrden, das Mitleiden seiner Mitbürger zu erregen. Als er aber alle seine Bitten fruchtlos sah, und befürchten mußte, ihrem Undanke möchten Gewaltthätigkeiten folgen, so befahl er seinen Truppen, mit enge geschlossenen Reihen und Gliedern, und als Männer zu marschiren, die bereit wären, ihre Feinde anzugreifen. So kam er aus der undankbaren Stadt, und nahm seine Zuflucht zu den Leontinern, die ihn sehr gütig und freundschaftlich aufnahmen.

Mit dem Dion verlohr Syrakus seine stärkste Schutzwehr gegen die Tyranney, und es währte nicht lange, so fand man Ursache genug, den ungerechten Schritt zu bereuen. Einige Vortheile, die man über die Feinde erhielt, verleitete zu einer Sicherheit, als ob nun nichts mehr zu fürchten wäre. Im Taumel der Freude achtete man weniger auf die Feinde in der Citadelle, uud vernachläßigte alle Regeln der Vorsicht. Diese Unbesonnenheit machte sich der Kommandant des Dionysius in der Citadelle, Namens Nipsius, klüglich zu nütze. Im tiefsten Dunkel der Nacht stürmte er die Belagerungsmauer, durchbrach sie an mehreren Orten, drang in die Straßen der Stadt, und gab die Häuser der Plünderung, und jeden Bewohner der beliebigen Willkühr seiner Krieger preis. Die überraschten Bürger wußten nicht, wo sie sich sammeln; ihre Oberfeldherren nicht, wohin sie sie kommandiren sollten. Heulen und Wehklagen tönte in das Steingeprassel der einstürzenden Mauer. Hier schleppten die bewaffneten Feinde geplündertes Geld, Mundvorrath, Kleider, Kostbarkeiten,

keiten, dort die weinenden Weiber und Kinder der vornehmsten Bürger, als Geiseln, in die Citadelle; und in allen Straßen lagen Leichen erschlagener Bürger, und Verwandte, die sich nicht aufhelfen konnten, und die niemand beachtete, weil jeder für sein eigenes Leben und Eigenthum zitterte.

In dieser äußersten Noth sahen die Syrakusaner kein anders Rettungsmittel aus ihrem Elend, als daß sie den Dion zurückriefen. Sie schikten also Abgeordnete an ihn, die sich ihm zu Füßen warfen, und ihn mit Thränen um Hülfe anflehten. Kein Gedanke an Rache kam in die Seele des Edeln; er hätte den Abgeordneten sagen können, ihr Unglück sey eine verdiente Strafe des an ihm verübten Unrechts, allein seine Seele war über solche Gesinnungen weit erhaben. Er nahm vielmehr die Abgeordneten aufs gütigste auf, wurde zugleich von dem Elende seiner Mitbürger und von den Bitten seiner fremden Truppen gerührt, und eilte augenbliklich nach Syrakus. Auf die Nachricht von seinem Anmarsche brach Nipsius zum zweitenmale, und zwar mit weit zahlreicherer Mannschaft, aus der Citadelle hervor, durch die nothdürftig ausgefüllten Lücken der Belagerungsmauer. Seine Krieger durchrannten die Straßen. Plünderung war ihnen dießmal zu wenig. Mord war ihre Losung, und alles, was ihnen begegnete, selbst Greise, Weiber und Kinder wurden grausam niedergehauen. Auch diese Verwüstung gieng dem Nipsius zu langsam. Er ließ nun die Häuser mit Fackeln zünden, Feuerbrände werfen, und Pfeile mit brennenden Materien abschießen. Was dem Feuer entfloh, wurde in den Straßen ermordet; was vor den Schwerdtern und Spießen floh, oder was Alter und Krankheit auf dem Lager hielt, kam in den Flammen oder im Rauche um, oder wurde von einstürzenden Balken erschlagen.

Während

Während dieser schröcklichen Auftritte langte Dion mit seinen Getreuen vor der unglücklichen Stadt an. Die Flammen öffneten ihm die Thore. Sogleich ließ er seine Leichtbewafneten einen verstellten Angriff auf die Citadelle thun, damit die Bürger seine Ankunft erfahren und Muth fassen möchten. Dann stellte er seine Schwerbewaffneten, zugleich mit den kampflustigen Bürgern, die sich von allen Seiten unter sein Kommando sammelten, in Schlachtordnung, und theilte sie in mehrere Korps, um den Kampf nach allen Seiten hinlenken zu können. So geordnet führte er sein Heer der Citadelle zu. Freudengeschrei und Siegeswünsche, Ermahnungen und Bitten empfiengen ihn in jeder Straße, durch welche sein Weg gieng; überall nannten ihn die Syrakusaner ihren Retter, ihren Gott, und seine Krieger ihre Mitbürger, ihre Brüder. In der ganzen Stadt war auch nicht ein einziger Mensch, der jetzt nicht mehr um Dions Leben, als um sein eigenes, bange gewesen wäre; der nicht größere Sorge um ihn, als um alle seine Krieger, im Herzen genährt hätte; um ihn, der da vorangieng, der erste zu den größten Gefahren, durch das Blut der Erschlagenen, über gehäufte Leichen, Steine und glühende Balken. Jetzt kamen sie in eine Straße, die sich mehr und mehr erweiterte, der Citadelle am nächsten lag, und noch ganz im Feuer stund. Am Ende derselben eröffnete sich ihnen die Ansicht des Feindes. Da stund er, längs der niedergerissenen Belagerungsmauer, deren Trümmer seine Brustwehre waren, Muth und Verzweiflung im Auge. Mitten durch den fürchterlichen Schimmer der Flammen, über rauchenden Schutt und bebende Breter, unter halbverbrannten einstürzenden Häusern hinweg, klimmten sie dem Feinde entgegen, und durch die dichtesten Rauch- und Staubwolken hindurch, behaupteten sie

ihre

ihre geordneten Reihen. Das ringsum wüthende Feuer, und die gehäuften Denkmahle seiner Verwüstung, begränzten den Raum der Wahlstatt so enge, daß nur wenig Waffen von beiden Seiten einander begegneten. Endlich erklimmten Dions Helden und die Syrakusaner die Trümmern der Belagerungsmauer. Was von Nipsius Kriegern die Citadelle erreichte, trug das Leben davon, was sich im Fliehen verirrte, wurde von den verfolgenden Siegern in Stück gehauen. Die ganze Nacht gieng darauf hin, den weiter um sich greifenden Flammen zu wehren, und die nächsten Tage, die vielen Todten zu begraben.

8.

Letzte Handlungen Dions zum Wohl seines Vaterlandes. Neuer Undank. Verschwörung. Tod.

Dion war jetzt wieder der Abgott des Volkes, und alles wetteiferte, ihm den Tribut des Dankes und der Verehrung darzubringen. Man erkannte in ihm den großmüthigen Retter des Vaterlandes, der mit seltenem Edelmuthe den schnödesten Undank mit Wohlthun erwiedert hatte. Seine Feinde verstummten, und viele von ihnen, von ihrem bösen Gewissen gejagt, verließen die Stadt. Es war jetzt dem Retter des Vaterlandes ein leichtes, seine Widersacher zur Strafe zu ziehen; aber in seine edle Seele kam kein Gedanke der Rache. Seine Freunde selbst erinnerten ihn, wenigstens den Heraklides nach der Strenge der Gesetze richten zu lassen, weil er, von der niederträchtigsten Bosheit gespornt, das meiste dazu beigetragen

tragen hatte, seine Mitbürger gegen ihn aufzuwiegeln. Allein der große Mann sagte ihnen: „in Plato's Schule habe ich gelernt, meine Leidenschaften zu bezähmen, und der sicherste Beweis, daß man diesen wichtigen Sieg erkämpft hat, ist dieß, daß man seinen Beleidigern und Feinden sanftmüthig begegnet und verzeiht.“ Er verzieh seinem Gegner nicht nur, sondern bestätigte ihn sogar in der Admiralsstelle. Leider war der Unedle einer solchen Großmuth nicht werth; er fieng von neuem an, Ränke gegen seinen Wohlthäter zu schmieden, wiegelte die Seeleute gegen ihn auf, und ließ sich sogar in eine strafbare Korrespondenz mit dem vertriebenen Dionysius ein. Allein alle seine boshaften Bemühungen verfehlten ihres Zweckes, und das Volk brachte seinem Retter den Tribut der Verehrung um so bereitwilliger dar, je weniger er denselben forderte.

Die Citadelle war inzwischen noch in den Händen der Soldaten des Dionysius, und der Sohn des Tyrannen Apollokrates suchte sich im Besitz derselben zu behaupten. Allein seine Anstrengungen waren vergebens. Es entstand in Kurzem ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln, die Besatzung empörte sich, und da Apollokrates durch die Eintracht der Belagerer alle seine Hofnungen vernichtet sah, so entschloß er sich zu kapitulieren. Mit seiner Mutter und Schwestern, und allen seinen Kriegern, ohne Waffen und anderes Kriegsgeräthe, doch mit allen beweglichen Gütern, räumte er die Citadelle; und mit fünf Galeeren fuhr er, unter lautem Jubel des freien Volkes, dahin, den unteritalischen Besitzungen seines Vaters zu.

Es folgte jetzt eine rührende Scene des Wiedersehens zwischen Dion und den Seinigen. Die gute Arete hatte mit sich selbst nicht einig werden können, ob ihr guter Gatte die dem Timokrates gezwungen An-

vermählte

vermählte noch lieben, noch Gattinn nennen könne. Mit welcher Freude sah sie jetzt, daß Dions Liebe höherer Art sey, als daß sie sich bis zur physischen Eifersucht erniedrigen könnte. Feierlich übergab er ihr seinen Sohn, und entzückt führte er beide in seine Wohnung.

Frohe Tage verlebte nun der Befreier seines Vaterlandes im Schooße der Seinigen, und im Genusse der allgemeinsten Huldigung. Das Volk schenkte ihm einen beträchtlichen Theil der eingezogenen Krongüter; und er belohnte damit die Helden, welche ihm den Tyrannen überwinden halfen; bereicherte damit seine Freunde und die sorgfältig ausgewählten Syrakusaner, von deren Geist und Charakter er den wohlthätigsten Einfluß auf feste Gründung des Bürgerwohls im neuen Staate hoffte. Und da die Volksgeschenke seiner edlen Freigebigkeit noch zu enge Grenzen setzten, that er von seinem eigenen Vermögen so viel hinzu, daß er von einem der reichsten Bürger zur Lage eines kaum mittelmäßig begüterten hinabstieg. Nach dem Wunsche des Volkes sollte er den Pallast der Könige in der Citadelle bewohnen, und seine Leibwache behalten; allein er belehrte es, daß diese Auszeichnung keinem Bürger eines Freystaats zieme, und somit dankte er seine Leibwache ab, und bewohnte mit seiner Familie ein kleines Haus. Umringt von Kriegern, die sich im Frieden durch ausschweifende Lüste für die bestandenen Gefahren und Beschwerden des Krieges entschädigen wollten, gab er ihnen durch die Frugalität seiner Tafel, durch die Einfachheit seiner Kleidung und Wohnung, durch die genügsamste Nüchternheit in allen Genüssen, das trefflichste Beispiel eines Mannes, der sich im Kriege den Lorbeer des Helden, im Frieden den Ruhm eines Weisen verdient. Plato schrieb ihm: „Alle gebildeten Nationen der

Erde

Erde richten ihre Augen auf Dion!" und er glaubte nur die Aufmerksamkeit einiger weniger Freunde zu beschäftigen. Alle Staaten Siziliens, die meisten griechischen Republiken, und selbst die Karthaginenser ordneten Gesandschaften an Dion ab, ihm ihre tiefste Achtung zu bezeugen und um seine Freundschaft zu bitten. Er führte die Gesandten vor das versammelte Volk, und trug auf sein Vaterland die Ehre dieser Huldigung über.

Der wichtigste Gegenstand, der nun die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, war die Einrichtung einer neuen Staatsverfassung. Dion widmete diesem Geschäfte sein ganzes Nachdenken, und zog die Weisesten der Nation zu Berathschlagungen hierüber. Er war kein Freund der Volksherrschaft; vielmehr betrachtete er diese Art von Verfassung wie eine immerwährende Anarchie, und beschloß also, sie mit einer gemäßigten Aristokratie zu verbinden. Aber das gefiel den Syrakusanern nicht, und sie waren äußerst aufgebracht darüber, daß ihr Befreyer, statt der Tyranney eines Einzigen, nicht die Tyranney des Pöbels einführen wollte. Diese Unzufriedenheit suchte vornemlich Heraklides zu benutzen, um das Feuer des Aufruhrs immer mehr anzuschüren. Er machte, unter andern, dem Dion auch daraus ein Verbrechen, daß er das Schloß, als den alten Schlupfwinkel der Tyranney, nicht schleifen lassen, und das Volk abgehalten hatte, den Leichnam des ältern Dionysius aus seinem Grabe zu reissen, um ihn den Geyern Preis zu geben. Der Held von Syrakus erkannte endlich, daß, so lange dieser Aufrührer lebte, nichts Gutes in seinem Vaterlande gedeihen könne. Deswegen gab er endlich den dringenden Vorstellungen seiner Freunde nach, und ließ diesen unruhigen Mann ermorden. Es währte aber nicht lange, so bereute er diesen widerrechtlichen

rechtlichen Schritt, und er machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er den Zudringlichkeiten seiner Freunde nachgegeben hatte. Um das Vergehen so viel möglich wieder gut zu machen, stellte er dem Ermordeten ein prächtiges Leichenbegängniß an, und begleitete die Leiche mit seiner ganzen Armee zu Grabe.

Die Ermordung des ränkevollen Heraklides war doch nicht im Stande, der Gährung in Syrakus ein Ende zu machen. Es erhob sich von neuem ein Ehrgeiziger, welcher der kaum errungenen Freiheit den Untergang bereitete, und sich durch ein schändliches Verbrechen den Weg zum Throne bahnte.

Dion hatte in Athen mit dem Kalippus Bekanntschaft gemacht, einem ränkevollen Menschen, ohne Genie, ohne Sitten und ohne Einsichten, und der mit dem Retter von Syrakus blos durch eine Bravour, die sich mit allen diesen Naturfehlern gar wohl verträgt, sympathisiren konnte. Wirklich war diese Bravour nicht gemein. Kalippus hatte, mit vielem Glück, alle Feldzüge des Dionysius mitgemacht, und bei der letzten Revolution war er zuerst mit dem Degen in der Faust in Syrakus eingedrungen. Als er sah, daß Heraklides todt war, und Dion von seinen Mitbürgern nur mit Undank belohnt wurde, kam er auf den Einfall, die höchste Gewalt an sich zu reissen. Dieß konnte ihm aber nicht gelingen, so lange Dion am Leben war; und da er es nicht wagte, weder seinen Freund vor Gericht zu ziehen, noch es auf dem Felde der Ehre mit ihm aufzunehmen, so beschloß er, ihn zu ermorden. Es fanden sich bald einige Nichtswürdige, die diesem schändlichen Komplott beitraten, und sogar den Kalippus mit Geld unterstützten. Der Bösewicht bediente sich dieses Geldes zur Bestechung einiger fremden Soldaten, die sein

Wohlthäter in Diensten hatte. Aber bevor die Verschwörung zur Ausführung reif war, bekam Dion einen Wink, sich in Acht zu nehmen. Seiner arglosen Seele war es nicht möglich, zu glauben, daß eben der Kalippus, den er für seinen Freund hielt, ihm nach dem Leben trachte. Da selbst die Bitten seiner Gattinn und Schwester nichts über ihn vermochten, so giengen sie selbst zum Kalippus, um sich wegen ihrer Besorgnisse Licht zu verschaffen. Der Bösewicht zerfloß vor ihnen in Thränen, und erbot sich zu allem, was sie als einen Beweis seiner Unschuld fodern könnten. Auf ihr Verlangen schwur er einen feierlichen Eid, daß er nichts Arges im Sinne führe, und gieng dann hin, die Ausführung seines Verbrechens zu beschleunigen.

An dem Tage, der dem Befreier seines Vaterlandes das Leben kosten sollte, unterhielt er sich freundschaftlich in einem kleinen Zimmer seines Hauses mit einigen Bürgern von Syrakus, die er allzufreigebig mit dem Namen seiner Freunde beehrte. Die Verschwornen kamen und theilten sich; einige stellten sich vor die Thüren des Hauses, andere unter die Fenster; die wüthendsten giengen ohne Degen, blos in ihren Unterkleidern, zu ihm hinein, fielen über den Dion her, und suchten ihn zu ersticken. Der Held vertheidigte sich, aber allein; denn seine vorgeblichen Freunde, denen für ihr eigenes Leben bange war, rührten sich nicht, um ihn seinen Mördern zu entreissen. Da die Bösewichter ihn aber auf diese Art nicht zu überwältigen vermochten, so ließen sie sich durch das Fenster von ihren Kameraden einen Degen reichen, und stießen ihn mit demselben nieder. So endete der edle Dion, dreihundert und acht und fünfzig Jahre vor Christi Geburt.

Gleich nach diesem blutigen Trauerspiel bemächtigten sich die Verschwornen der Schwester und Gemahlinn des Dion, und setzten sie ins Gefängniß. Die letztere war schwanger; die heftige Gemüthsbewegung, in welche diese schröckliche Begebenheit sie setzte, verursachte ihr eine zu frühzeitige Niederkunft, und sie gebahr also den Sohn des Retters von Syrakus in einem Kerker. Hiemit war aber das Unglück dieser beiden Frauenzimmer noch nicht zu Ende. Kaum waren sie aus ihrer langen Gefangenschaft erlöst, als Icetas von Syrakus, ein vormaliger Freund Dions, der sie bei sich aufgenommen hatte, von den Feinden seines Wohlthäters bestochen, sie auf ein Schiff brachte, welches nach dem Peloponnes segelte, und sie unterwegs, nebst dem Säuglinge, den sie bei sich hatten, ins Meer werfen ließ.

Bald erkannte Syrakus, welchen Mann es in Dion gemordet hatte. Unter allen Bürgern war nun allgemeine Trauer. Vaterlandsretter, Befreier von Tyrannen hieß nun in aller Munde der, welchen sie vor Kurzem noch einen Tyrannen genannt hatten. Sie errichteten ihm ein prächtiges Denkmal; aber alle Ehrenmonumente von Porphyr und Marmor, Statuen von Gold und Elfenbein, und die trefflichsten Gemählde, ehren einen Dion eben so wenig, als verkehrte Urtheile einer verblendeten Menge ihn schänden.

Kalippus, der nach des Edeln Tode sich zum Tyrannen von Syrakus empor geschwungen hatte, genoß die Früchte seines schändlichen Frevels nicht lange. Schon nach einem Jahre ward er vertrieben, und da sich das Gerücht von seinem Verbrechen durch ganz Sizilien verbreitet hatte, so wurde er allenthalben gehaßt und verabscheut, und zuletzt gewaltsam aus dem Wege geräumt. Nach seinem Tode war Syrakus

 ein

ein Fangball zwischen Dionysius und seinem Bruder Hipparinus, bis sich Dionysius wieder zum Alleinherrscher emporschwang, und im neuen Besitze des Tyrannenthrones ärger wüthete als jemals. Im Jahr Christi drei hundert und vier und vierzig ward er abermals gestürzt, und dann in Sizilien eine freie Verfassung gegründet, die aber nur eine Dauer von sechs und zwanzig Jahren hatte.

III. Rebellionen und Verschwörungen unter der blutigen Regierung des römischen Kaisers Tiberius.

Vom Jahr Christi 14 bis 37

I.

Rom unter den Kaisern. Charakter der Nation und des ersten Kaisers, Augustus. Sein Nachfolger Tiberius.

Das römische Reich beherrschte die reichsten und blühendsten Länder der Welt, als es selbst von einem Bürger beherrscht wurde, der seine geerbten Ansprüche auf die Oberherrschaft durch die Waffen geltend zu machen gewußt hatte. Dieser Bürger war Octavian, der neun und zwanzig Jahre vor Christi Geburt die republikanische Verfassung vollends umstieß, und sich auf den Kaiserthron setzte. Im Grunde that

er

er weiter nichts, als daß er die günstige Stimmung der Nation für eine monarchische Regierungsform klüglich benutzte.

Die Römer hatten um diese Zeit den Gipfel der Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit erklommen. Jene Reichthümer, die aus allen Enden der Welt in die Hauptstadt zusammengeflossen waren, ermangelten nicht, jede Ausschweifung, die jeder einzelnen Provinz eigen war, in ihrem Mittelpunkte zu vereinigen, so daß Rom ein verabscheuungswürdiges Gemählde mannigfaltiger Lüderlichkeiten darstellte. Je unnatürlicher die Wollüste waren, für desto verfeinerter hielt man sie. Es gab in Rom eine eigene Gattung von Leuten, deren einziges Gewerbe es war, neue Arten von Vergnügungen zu erfinden. Die verrufensten Schlemmer schämten sich nicht, tausend Thaler für einen Fisch, und ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes in einem einzigen Schmause zu verschwenden. Das edle Freiheitsgefühl, das sonst den hochherzigen Römer nur mit dem Leben verließ, war jetzt verschwunden. Dagegen sehnte sich jedermann nach dem Ende der innerlichen Unruhen und verwüstenden Bürgerkriege, die ein halbes Jahrhundert lang schröcklich gewüthet hatten.

Als Octavian sich der höchsten Staatsgewalt bemächtigte, ließen Senat und Volk sich die neue Ordnung der Dinge um so williger gefallen, weil sie sich davon Ruhe und Wohlstand versprachen. Die Soldaten schmeichelten sich mit der süßen Hofnung auf Belohnungen der Verdienste, die sie sich um des Octavian Alleinherrschaft erworben hatten; die gemeinen Bürger rechneten auf die freigebigen Geldaustheilungen, welche ihnen die Befriedigung ihrer Neigung zum Müßiggange sehr erleichterten; die Bewohner der Provinzen erwarteten mit Sehnsucht, daß Octavian

den Erpressungen und Räubereyen, die sie unter der ohnmächtigen Regierung der Republik so hülflos erdulden mußten, Schranken setzen würde. Alles sehnte sich nach einer Veränderung der Staatsverfassung; auch war auf eine solche Veränderung alles vorbereitet. Die eifrigsten Verehrer der Freiheit waren schon vor ziemlich langer Zeit gestorben oder umgekommen. Das Gefühl für den Werth der republikanischen Regierung verlor sich immer mehr. Man sehnte sich nach Ruhe, und wünschte den Zustand der eingebildeten Freiheit gegen eine festere Regierungsform zu vertauschen. Ein großer Theil der Einwohner Roms war zu sehr mit dem Vergnügen seiner Sinne beschäftigt, als daß er an der Regierungsform einen warmen Antheil hätte nehmen sollen, oder er fühlte vielleicht die Wahrheit der Bemerkung, daß man unter jeder Art von Herrschaft, die aus Menschen keine Sklaven macht, glücklich leben kann. Eine monarchische Regierung aber war für den römischen Staat damals schlechterdings nothwendig, wenn seine schröckliche Zerrüttung ihm nicht den gänzlichen Ruin bereiten sollte. Nur von den Befehlen und Geboten, von den Drohungen und Strafen eines mächtigen Alleinherrschers, erwartete man mit Zuverläßigkeit die nachdrückliche Einschränkung der abscheulichen Unordnungen, welche die schröckliche Menge lasterhafter und boshafter Menschen veranlaßten. Zum Alleinherrscher paßte aber niemand besser als Octavian, dem man aus Schmeicheley den Namen Augustus (d. i. der Heilige, der Verehrungswürdige) beilegte, und seine Regierung täuschte keineswegs die Erwartungen, die man sich von ihr machte.

August war ein Meister in der Kunst, den Monarchen Roms zu spielen, während die glänzende Aussenseite der Republik die Augen derer blendete, die

in

in das Innere seiner Politik nicht einzudringen vermochten. Er nahm den Schein an, als sey er der erste von dem Volke gewählte Beamte der fortdauernden Republik, und jeder Schritt zur Befestigung seiner Gewalt geschah mit Festigkeit, doch ohne Despotismus. Das Volk ward noch oft durch Spiele und Geschenke ergötzt, ja selbst zuweilen zu den alten Wahlversammlungen, (versteht sich für die unwichtigeren Stellen), zusammenberufen. In allen Anmaßungen wurden behutsam die alten Formen geehrt, und ganz unvermerkt verschwanden allmählich die wichtigsten Stellen der alten Republik. Um allen Schein der Usurpation zu vermeiden, hatte Octavian gleich anfangs feierlich erklärt, daß er die ihm übertragene höchste Gewalt nur auf zehen Jahre annehmen wolle, und dasselbe Gaukelspiel wiederholte er nachher alle fünf oder zehen Jahre, bis er endlich nach einer vier und vierzig jährigen Regierung mit der sehr passenden Aeußerung verschied: „Klatscht Freunde, ich denke, ich habe meine Rolle gut gespielt."

Das augustische Haus erhielt sich lange Zeit im Besitz der Herrschaft. Die aus demselben regierenden Prinzen hatten meistens hinlängliche Fähigkeiten und Einsichten, den Staat gut zu regieren; allein der, einen Despoten stets begleitende, Argwohn verleitete sie zu einer Grausamkeit, von der die europäische Geschichte wenige Beispiele gleicher Art kennt. Die Leichtigkeit, alle Lüste zu befriedigen, führte sie zu den unnatürlichsten Ausschweifungen, und die Uebersättigung aller ihrer Begierden zu Handlungen, die an Verrücktheit grenzten. Freiheit der Bürger, Vorzüge des Bürgerrechts, Ansehen des Senats, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, giengen schon größtentheils unter Augusts Stiefsohne, dem grausamen und heimtückischen **Tiberius zu Grunde.** Kaum war August

verschieden,

verschieden, so benahm er sich, als ob er von Gottes Gnaden regierender Herr sey, in allen Stücken als höchster Machthaber. Er gab der Leibwache die Parole, untersiegelte die öffentlichen Akten mit dem kaiserlichen Petschaft, und gab den Gouverneurs der Provinzen und den Befehlshabern der Armeen von seiner Thronbesteigung Nachricht.

Alle Stände und Klassen des Staates drängten sich, ihre Nacken unter das ehrlose Joch zu strecken, und wetteiferten, durch die schaamlosesten Schmeicheleyen zu zeigen, wie unbedingt ihr Gehorsam seyn solle. Tiberius hatte schon von früher Kindheit an Beweise einer stolzen, heimtückischen und blutdürstigen Denkart gegeben, und man hatte Ursache, viel Böses von seiner Regierung zu fürchten. Aber niemand wagte es, über die Wahl eines würdigen Thronfolgers seine Gedanken laut werden zu lassen. Jeder studirte nur auf die Mienen und Züge, die er seinem Gesichte zu geben hätte: denn, aus Achtung für den neuen Despoten, durfte man weder eine für Augusts Andenken entehrende Fröhlichkeit äußern, noch eine für seinen Nachfolger nicht schmeichelhafte Traurigkeit affektiren. Dieß erzeugte ein seltsames Gemische von Thränen, von Zeichen der Freude, von Bedaurungen und Lobpreisungen.

Als der Senat sich zum erstenmal versammelte, war die Rede blos von Augusts letztem Willen, und von den Ehren, die man seinem Andenken erweisen sollte. Tiberius eröffnete die Sitzung durch eine ausstudirte Rede, in welcher ihn die Ausbrüche eines mehr als verdächtigen Schmerzes oft unterbrachen. Dann ward das Testament des verstorbenen Kaisers abgelesen, worinn er den Tiberius und dessen Mutter Livia, seine dritte Gemahlinn, zu seinen Erben erklärte. Niemand fand dagegen etwas einzuwenden,

und

und man berathschlagte über die dem Andenken des verstorbenen Monarchen zu erweisenden Ehren. Die Senatoren riefen mit einer Stimme, daß sie selbst den Leichnam des Kaisers zum Scheiterhaufen tragen wollten, und Tiberius gab dazu seine Einwilligung. Die Leichenbestattung geschah mit einer wirklich orientalischen Pracht. Das Paradebette, von Golde schimmernd, und mit einem purpurnen Teppich halb bedeckt, eröffnetete den Zug. Sodann erblickte man verschiedene Statuen des Kaisers, deren eine, von dem kostbarsten Metall, zum Gegenstand der göttlichen Verehrung bestimmt war, nebst den Bildnissen der Vorfahren des Kaisers, und sogar aller römischen Helden von Romulus an. Dieser prächtige Zug machte auf dem Markte Halt, wo Tiberius eine Leichenrede hielt. Der Leichnam selbst ward auf dem Marsfelde vor den Augen von beinahe ganz Rom verbrannt, und als die Flamme sich zu erheben anfieng, sah man oben aus dem Scheiterhaufen einen Adler aufsteigen, welcher die Seele des Kaisers in den Himmel emporzutragen schien. Es fehlte jetzt nur noch an einem Tempel für denselben, und der ganze Senat gab sogleich Befehl, einen zu erbauen. Livia wollte Oberpriesterinn des Gottes seyn, dessen Witwe sie war, und man ordnete zur Verwaltung seines Gottesdienstes ein eigenes Priesterkollegium an, welches aus ein und zwanzig der Vornehmsten vom Adel bestand, und den Tiberius an seiner Spitze hatte.

Als der Kultus des neuen Gottes gehörig eingerichtet war, versammelte der Senat sich abermals, um dem Tiberius die höchste Gewalt zu übertragen, die er schon besaß. Der arglistige Despot stellte sich lange, als ob er den dringenden Bitten des Senats kein Gehör geben könne. In einer kunstreichen Rede entwickelte er die Schwierigkeiten, ein so weit ausgedehntes

dehntes Reich mit dem nöthigen Geschicke zu regieren. Er äußerte, daß er selbst einer solchen Arbeit sich keineswegs gewachsen fühle, und gab zu verstehen, daß in der That kein Mensch tauge, des Augustus Platz würdig auszufüllen. Da jedoch glücklicherweise die Stadt mit so viel weisen und würdigen Männern geschmückt wäre, so sey es ungleich rathsamer, daß mehrere derselben ihre Vorsorge und ihre Rathschläge vereinigten, als daß man das Ganze ihm allein aufbürde.

Der Senat, in den Künsten der Schmeicheley gar wohl bewandert, hütete sich geflissentlich, auf diese Vorstellung Rücksicht zu nehmen. Er ersuchte ihn auf das demüthigste, sich dem Regimente zu unterziehen, und ein Geschäft nicht abzulehnen, dem er allein gewachsen sey. Tiberius schien erweicht. Er versprach, ihnen wenigstens zum Theil zu willfahren; da das Ganze für ihn zu lästig sey, sagte er, so wolle er, um seinen guten Willen zu zeigen, wenigstens einen oder den andern Zweig der Staatsverwaltung übernehmen. Hierauf fragte ihn ein Senator: welchen Theil desselben er denn zu übernehmen gedenke? Diese unerwartete Frage verwirrte ihn. Er schwieg eine Weile, erholte sich jedoch bald, und antwortete entschlüpfend genug, daß es ihm nicht zieme, einen Theil dessen auszuwählen, womit er sich am liebsten überall verschont sähe. Jener merkte augenblicklich, daß er zu weit gegangen sey, oder hatte auch in der That die Frage nur aufgeworfen, um des Kaisers Eitelkeit zu schmeicheln. Er erklärte daher, daß es mit seiner Frage keineswegs so gemeint sey, als wünsche er zu theilen, was untheilbar wäre; sondern, daß er den Kaiser blos durch sein eigenes Geständniß habe überzeugen wollen, daß der Staat nur Ein Körper sey, und also auch nur durch eine einzige

Seele regiert werden könne. Durch das Bitten, Flehen und Geschrey aller Anwesenden scheinbar ermüdet, ergab Tiberius sich endlich stufenweise, und sagte: „Ich übernehme die ehrenvolle Last, die ihr mir auflegt, nur auf eine zeitlang, bis dahin nemlich, da ihrs für recht und billig erkennen werdet, meinem Alter einige Ruhe zu vergönnen.“

2.

Empörungen der Soldaten in den Provinzen. Edle Gesinnungen des Germanikus.

In einem militairischen Staate ist nicht nur das Volk, sondern auch der Thron selbst in Gefahr, von einem Ungewitter betroffen zu werden, das aus der militairischen Gewalt entspringt. Der Soldat ist ein zweischneidiges Schwerdt, das, nachdem es gegen die Unterthanen gewirkt hat, gegen den Regenten zurückwirkt. Viele Revolutionen entsprangen aus dieser Quelle, und sie wütheten im römischen Reiche, bis es endlich zusammenstürzte.

Die Armeen, welche im Occident für die Sicherheit des Reichs wachten, erfuhren nicht sobald Augusts Tod, als sie einen Kaiser ernennen, oder wenigstens den, welcher sich selbst dazu ernannt hatte, beherrschen wollten. Die ersten Bewegungen brachen unter den drei Legionen aus, welche in Pannonien kampirten. Ein gemeiner Soldat Namens Percennius, der in Rom lange das Haupt einer Theaterfaktion gewesen war, stund an der Spitze der Rebellen. Er schien um so gefährlicher, da er bei den Schauspielern die Kunst gelernt hatte, die Leidenschaften eines

großen Haufen in Bewegung zu setzen. Er überredete die Soldaten, sich die furchtsame Behutsamkeit einer neuen Regierung zu Nutze zu machen, um den Staat zur Erhöhung ihres Soldes, und zur Erleichterung ihres Dienstes zu zwingen. Sogleich schlossen die drei Legionen eine Art von Bündniß unter sich, trugen die drei Adler und alle Fahnen zusammen, und errichteten ein Tribunal von Rasen, auf welchem ihr neuer General seinen Sitz nehmen sollte. Als der kommandirende General Bläsus davon Nachricht erhielt, eilte er herzu, donnerte, drohte, foderte die Rebellen auf, lieber in seinem Blut ihre Hände zu baden, als in ihrer Rebellion zu beharren, und brachte es durch seinen Muth dahin, daß der Aufruhr für dasmal nicht zum vollen Ausbruche kam. Allein schon am folgenden Tage schlug die Flamme von neuem hervor. Die Truppen zerstreuten sich und plünderten die benachbarten Dörfer. Das Gefängniß des Lagers ward erbrochen, und ein gemeiner Soldat erhitzte die Gemüther, indem er vorgab, sein Bruder sey von den Fechtern des Bläsus ermordet worden. Als er sah, daß man ihn mit Theilnehmung hörte, wandte er sich mit den Worten an seinen General: „Tyrann, antworte mir, wo ließest du den blutigen Leichnam dessen, den ich über alles in der Welt liebte? Der Feind selbst versagt doch seinem Feinde das Begräbniß nicht. Zeige mir die Ueberbleibsel jenes Bruders, den du ermordet hast, damit ich sie mit meinen Thränen bade, damit ich meinen Schmerz an diesem schröcklichen Schauspiel weide! hernach kannst du mich ebenfalls niederstoßen lassen. Ich bitte diese braven Krieger, die mich umgeben, um weiter nichts, als daß sie zwei Unglückliche, deren einziges Verbrechen darinn bestand, daß sie die Sache der Legionen vertheidigten, mit ein wenig Staub bedecken.“

Die

Die Soldaten geriethen über diese Anrede in die äußerste Wuth. Einige legten die Fechter des Blä-sus in Fesseln, andere folterten seine Sclaven, um über das Verbrechen ihres Herrn Licht zu bekommen, als man endlich entdeckte, daß der Ankläger kei-nen Bruder habe. Hierdurch wurde dem General das Leben gerettet, der Betrüger aber blieb ungestraft.

Als Tiberius von diesem Aufstande in Panno-nien Nachricht erhalten hatte, schickte er seinen Sohn Drusus mit einem Truppenkorps dahin, um ihn zu besänftigen. Kaum war dieser Prinz im Lager ange-kommen, als die Rebellen die Thore desselben ver-schlossen, allenthalben Wachen ausstellten, und dann, ruhig über ihr Schicksal, sich um das Tri-bunal versammelten. Drusus las einen Brief des Kaisers vor, worinn er meldete, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als das Wohl seiner braven Legio-nen in Pannonien, die ihm vormals bei seinen Ero-berungen so nützlich gewesen wären. Er wolle daher ihre Foderungen dem Senate vortragen, und sie theils mit seiner Macht, theils mit seiner Ergeben-heit unterstützen.

Dieser Beweis von Schwäche fachte das Feuer des Aufruhrs nur noch mehr an. Die Soldaten, die nun sahen, daß man sie fürchtete, fuhren fort im gebieterischen Tone zu reden, und warfen sogar mit Steinen um sich. Alles verkündete einen blutigen Auftrit, als eine unvermuthet sich zeigende Mondfin-sterniß die Gemüther der abergläubischen Soldaten er-schreckte. Sie glaubten, der Himmel erkläre sich gegen sie, und wurden auf einmal ruhig. Man zog die ausgestellten Wachen zurück, brachte die Fahnen wie-der an ihren Platz, und als Drusus zween der kühn-sten Rebellen die Köpfe hatte abschlagen lassen, fügte sich alles wieder zur gewöhnlichen Ordnung.

Ernsthafter und blutiger waren die Unruhen, welche in Deutschland ausbrachen. Hier stunden zwei römische Armeen am Ober- und Niederrhein, unter dem Oberbefehl des Germanikus, eines jüngern Bruders des Tiberius, eines jungen Helden von bewundernswürdigen Eigenschaften, der vielleicht eben so viel Recht auf den Thron hatte als Tiberius. Die Armeen, welche er kommandirte, riefen ihn auch wirklich mit tumultuarischem Ungestümm statt des Tiberius zum Kaiser aus. Da nun zu gleicher Zeit unter dem Heere an der Donau Aufruhr ausbrach; die gallischen Völkerschaften nur auf einen Wink warteten, die Waffen zu ergreifen, und Germanikus, als Gemahl einer Enkelinn des August, der edeln Agrippina, die ein damals seltenes Muster weiblicher Tugend gab, als Mann von geprüfter Erfahrung im Felde, von vielem Bürgersinne, unverschlossen und Jedem zugänglich, in Rom, wie in den Provinzen, geliebt und bewundert ward: so wäre Tiberius ohne Rettung verloren gewesen. Aber je näher Germanikus der höchsten Gewalt war, um desto mehr bemühte sich seine edle Seele, sie demjenigen zu sichern, der im Besitz derselben war. Auf die erste Nachricht von dem Aufruhre flog er nach Deutschland, versammelte die Legionen, und wandte alles Ansehen, das sein Name und seine Dienste ihm gaben, an, sie zum Gehorsam zurückzubringen. Man antwortete ihm mit der Bitte, die kaiserliche Würde auzunehmen; allein er war weit entfernt, dieser Bitte Gehör zu geben. Augenblicklich stieg er vom Tribunal hernieder, allein die Soldaten hielten ihm die Spitzen ihrer Waffen entgegen, und nöthigten ihn so wieder hinauf. Germanikus erschöpfte zum zweitenmal alle Künste der feurigsten Beredsamkeit, um die Empörungswuth zu besänftigen; aber man hörte ihn nur mit dem verwegensten Murren. In der

Verzweiflung zog er sein Schwerdt und war im Begriff es sich in die Brust zu stoßen, als seine Freunde herbei sprangen, um es ihm zu entreissen. Dieser schröckliche Anblick brachte die Rasenden so wenig zu sich selbst, daß ein Soldat dem Helden sein bloßes Schwerdt hinreichte, mit den Worten: „Da, nimm dieß; es ist besser als deines.“ Die Legionen selbst erschracken vor einer solchen Verwegenheit, und die allgemeine Bestürzung gab den Offizieren, die den Germanikus umgaben, Zeit, ihn in sein Zelt zu bringen.

Die alte römische Kriegszucht war nicht mehr, und man mußte nachgeben, um den Aufruhr zu stillen. Auf den Rath des Kriegsrathes ließ Germanikus allen Soldaten, welche zwanzig Jahre gedient hatten, Abschiede ausfertigen, und da die Kriegskasse eben erschöpft war, so bezahlte er ein Legat, welches August den Legionen vermacht hatte, aus seinem eigenen und seiner Freunde Beutel. Nun zog die Armee sich in ihre Winterquartiere zurück, und trug dabei das Geld, welches sie ihrem Befehlshaber abgenommen hatte, mitten unter den Fahnen im Triumph umher.

Inzwischen erschien eine Deputation, welche der Senat an den Germanikus abgeordnet hatte. Die Soldaten, denen ihr böses Gewissen nichts Gutes prophezeihte, bildeten sich nun mit einem male ein, die Regierung habe die ihrem Generale mit dem Degen in der Faust abgedrungenen Vergünstigungen für ungültig erklärt. Sie geriethen daher aufs neue in Wuth, eilten haufenweise zu der Wohnung des Germanikus, erbrachen die Thüre derselben, und drohten ihn zu ermorden, wenn er ihnen nicht ihre Fahnen ausliefern ließe. Dann verbreiteten sie sich durch die Straßen der Stadt, und überhäuften die Deputirten, die

ihnen begegneten, mit Schmähungen. In dieser schröcklichen Lage rieth man dem Germanikus sich zu entfernen; allein der Held war entschlossen, lieber auf seinem Posten zu sterben, als ihn zu verlassen, und begnügte sich, seine Gemahlinn und seinen Sohn nach Trier abreisen zu lassen, damit doch nicht seine ganze Familie in sein Unglück verwickelt würde. Er führte sie selbst mit thränenden Augen aus der Stadt, indem er bald seinen Sohn, bald seine Gattinn Agrippina umarmte. Die Abreise dieser Prinzessinn gab das herzzerreissendste Schauspiel. Eine Menge römischer Damen vom höchsten Stande sah man in einem unordentlichen Haufen fortziehen, an ihrer Spitze Augusts Enkelinn, die aus dem Lager ihres Gemahls entfloh, ihren Sohn in ihren Armen, und die Gattinnen der vornehmsten Offiziere trostlos und schluchzend neben ihr. Dieser Anblick wirkte auf die rebellischen Soldaten. Voll Schaam über die Flucht der Gemahlinn ihres Befehlshabers, und eifersüchtig auf die Stadt Trier, welche ihr zur Freistätte dienen sollte, versperrten sie dem jammernden Haufen den Weg, und beschwuren ihm, zurückzukehren, weil sie noch immer die Soldaten des Germanikus wären.

Germanikus war damals eben auf seinem Tribunal. Die Soldaten eilten hin, umringten das Tribunal in der Stellung demüthiger Supplikanten, und baten ihn, das Verbrechen zu bestrafen, die Schwachheit aber zu verzeihen, besonders aber, den Sohn und die Mutter zurück kommen zu lassen, und den Zögling der Legionen nicht als Geissel den Barbaren zu übergeben. „Nein, erwiederte der Held, Agrippina soll nicht zurückkommen; sie ist schwanger, und das hieße ihr Leben aufs Spiel setzen. Aber meinen Sohn will ich zurück rufen; wenn ihr noch Römer seyd, so kommt es euch zu, das übrige zu thun."

Es

Es waren nicht mehr dieselben Menschen; unverzüglich eilten sie fort, suchten die eifrigsten Aufrührer, als ob sie nicht alle Mitschuldige gewesen wären, auf, bemächtigten sich derselben, und schleppten sie gefesselt vor das Tribunal. Die Art, wie man über alle diese Strafbaren Gericht hielt, zeugt von der Schwäche ihrer Richter. Die Legionen waren, mit dem Degen in der Faust, versammelt. Ein Tribun führte den Beklagten auf ein Schaffot, und zeigte ihn der Menge: erklärte sie ihn für strafbar, so stürzte man ihn herab, und alsobald ward er niedergehauen. Die Soldaten vergoßen das Blut ihrer Kameraden mit unglaublicher Freude.

Alles war jetzt wieder ruhig, bis auf zwei Legionen, welche in einem kleinen entfernten Flecken lagen. Diese hatten das Zeichen zum Abfall gegeben, und ihre Straflosigkeit hatte sie so frech gemacht, daß man nicht hoffen konnte, sie anderes Sinnes werden zu sehen. Germanikus brach daher mit einer auserlesenen Mannschaft gegen sie auf, um die Rebellen zu züchtigen. Allein noch eh' er ankam, gelang es dem General, welcher das rebellische Lager kommandirte, die Aufrührer zu züchtigen, und die Ordnung wieder herzustellen. Er sagte zu einigen seiner Leute, die Rache könne nicht anders als schröcklich seyn, wenn sie mit dem Degen in der Faust vollzogen werden müßte, weil bei einer militairischen Exekution die Strafe nicht, wie vor Gericht, genau nach dem Grade des Verbrechens abgemessen, sondern der Unschuldige immer mit dem Schuldigen vermengt würde. Diese, wie aufs gerathewohl hingeworfene Bemerkung machte auf die Offiziere und auf die besseren Soldaten der beiden Legionen einen tiefen Eindruck. Mit einem mal geschah eine gänzliche Umwälzung in den Gemüthern, und die minder Strafbaren entwarfen mit dem Gene-

ral eine Art von Proskriptionsliste, kraft welcher alle Rädelsführer und Anstifter der Rebellion an einem bestimmten Tage ermordet werden sollten. Wirklich kam diese militairische Bluthochzeit zu Stande. Auf ein verabredetes Zeichen stürzten die Soldaten plötzlich in die Zelte, überfielen unversehens ihre Schlachtopfer, und hieben sie nieder, ohne daß einer begriff, wie die Metzelung entstanden sey, und wo sie endigen würde.

Nie sah man in einem bürgerlichen Kriege ein solches Schauspiel. Nicht Krieger, aus zwei Lagern einander entgegen gerückt, wurden hier auf einem Schlachtfelde handgemein; sondern Leute, welche noch den Abend vorher an demselben Tische beisammen gesessen, welche die Nacht in demselben Bette ruhig beisammen geschlafen hatten, waren auf einmal in Feinde verwandelt, ohne es zu wissen. Jedes gezogene Schwerdt, jeder geworfene Spies brachte den Tod. Das Geschrey der Mörder und der Unglücklichen, die man mordete, ertönte zugleich. Keiner der Oberbefehlshaber erschien, dieser schröcklichen Metzelung ein Ende zu machen; nach Herzenslust ließ man den wüthenden Soldaten sich rächen, und im Blutvergießen sättigen.

Germanikus traf einen Augenblick nachher ein, und vergoß Thränen über diese blutige Scene, welche Rom eben so theuer zu stehen kam, als eine Niederlage. Unverzüglich schlug er eine Brücke über den Rhein, führte seine Truppen über diesen Fluß, und erfocht mehrere glänzende Siege über die Deutschen. Dieß diente aber blos dazu, die Eifersucht des argwöhnischen Kaisers zu nähren. Man merkte seine geheime Unruhe zuerst an den mannigfaltigen Vorwänden, die er brauchte, um den Germanikus von seinen Legionen zu entfernen. Ein einheimischer Aufstand

nöthigte

nöthigte ihn jedoch eine zeitlang, von diesem Plane abzulassen. Diesen Aufstand erregte der Sklave eines Prinzen aus der kaiserlichen Familie, Namens Agrippa, den Tiberius hatte hinrichten lassen, weil er durch ihn vom Throne gestossen zu werden befürchtete. Da dieser Sklave (sein Name war Clemens) seinem ehemaligen Herrn an Jahren glich, und an Gestalt nicht unähnlich war, so nahm er seinen Namen an und ließ in allen Gegenden Italiens ausprengen, daß Agrippa noch lebe. Dieses Gerücht machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther, und in mehrern Städten Italiens gerieth alles in Gährung. Clemens nahm kühnlich sein Recht in Anspruch, und trat bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes auf, wo es mit Sicherheit geschehen konnte. Tiberius kannte jedoch den Betrug zu gut und beschloß, den Betrüger mit gleicher Münze zu bezahlen. Zu dem Ende mußten zwei Soldaten zu ihm übergehen, große Anhänglichkeit an seine Person erheucheln, und bei der ersten bequemen Gelegenheit sich seiner versichern. Sie vollstreckten ihren Auftrag mit Pünktlichkeit und mit Erfolg. Clemens ward gefangen und vor Tiberius geführt, der ihn mit finsterer Miene fragte: wie er dazu gekommen wäre, Agrippa zu seyn? „Auf keine andere Weise, erwiederte der Abentheurer, als wie du dazu kamst, Kaiser zu seyn.“ Eine solche Entschlossenheit überzeugte den Tiberius, daß es vergeblich seyn würde, ihm die Entdeckung seiner etwanigen Mitschuldigen abzunöthigen, und er beschloß, ihn augenblicklich hinrichten zu lassen. Dennoch fürchtete er sich vor dem Volke so sehr, daß er's nicht wagen mochte, ihn öffentlich zu bestrafen, sondern ihn in ein geheimes Zimmer des Pallastes bringen, und dort erdrosseln ließ.

 Da

Da Germanikus in Deutschland immer neue Lorbeern sammelte, so rief ihn der argwöhnische Monarch zurück, und schickte ihn nach Asien, wo er seinen Tod durch Gift beschleunigen ließ. Germanikus starb im sechs und dreissigsten Jahre seines Alters, und im sechsten der Regierung des Tiberius. Der römische Staat verlor in ihm einen vortrefflichen Prinzen, der ihn als Regent gewiß sehr glücklich gemacht hätte. Seine Leichenbestattung begieng man ohne Prunk, aber in allen Ständen beklagte man den kläglichen Fall des edlen Patrioten, des Weisen und des Helden. Aus Furcht vor dem Despotismus wagte man es zwar nicht, die Trauer anzulegen; aber je weniger ae sich im Aeußern zeigte, desto tiefer war sie in siller Herzen.

3.

Regentencharakter des Tiberius. Guter Anfang; schröcklicher Fortgang.

Der grausame, despotische Charakter des Tiberius zeigte sich erst in seiner ganzen schröcklichen Gestalt, seitdem Germanikus nicht mehr war. Die Furcht vor einer Revolution hatte ihn anfangs bewogen, die Rolle des wohlwollenden und gütigen Regenten zu spielen. Er stund beim Antritte seiner Regierung bereits im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters, aber schon frühe hatte er es in der Verstellungskunst so weit gebracht, daß man ihn einen Meister ohne Gleichen nennen konnte. Niemand vermochte in seinen Gesichtszügen zu lesen; niemand in seines Herzens Tiefe einen Blick zu werfen. Selbst seine Vertrauten

trauten sahen sich getäuscht. Durch lange Uebung hatte er es dahin gebracht, daß, wenn er auch nicht absichtlich seine Gesinnung in einzelnen Fällen verbergen wollte, er sich doch nicht anders als dunkel und vielseitig ausdrücken konnte. Diese, an sich zweideutige Fertigkeit, deren Nothwendigkeit im gemeinen Leben große moralische Verderbniß der Menschen voraus setzt, war bei Tiberius innig verschmolzen mit Tücke des Herzens, mit Argwohn und Furcht. Mit dem Scharfblicke eines Inquisitors lauschte er im Senat auf jedes Wort, jede Miene; sog aus Allem Gift, und konnte Jahre lang den brennenden Grimm unter der Larve der Gnade und Freundschaft verbergen.

Im Anfange seiner Regierung sah man nichts als Klugheit, Edelmuth und Milde. Er verwarf alle jene schimmernden Namen und Ehrentitel, die der Senat ihm so freigebig zuerkannte. Da man ihm göttliche Ehre erweisen wollte, verbot er es ausdrücklich. Auch solche Ehrenbezeugungen, die er ohne Vorwurf hätte annehmen können, schienen ihm lästig; und der einzige Lohn, den er für die Lasten der Regierung begehrte, schien das Bewußtseyn zu seyn, ihn zu verdienen. Als der Senat sich erbot, alle seine Verordnungen zu unterschreiben, nicht nur die, welche er bereits gegeben hatte, sondern auch jene, die er noch in Zukunft geben wolle, so widersetzte er sich einer so niederträchtigen Schmeicheley, und äußerte den wahren Gedanken, daß alle Dinge unter dem Monde wandelbar und veränderlich seyen, und daß sein Standort um so mißlicher sey, je höher er stehe. Bei jeder Gelegenheit erkünstelte er grosse Geduld und Mäßigung. Wiewohl manches im Senate durchgieng, das ihm nicht anstand, so schien er doch nicht im Geringsten dadurch beleidigt zu seyn. Da er erfuhr, daß gewisse Leute von ihm und seiner

Regierung schlecht gesprochen hätten, so äußerte er nicht den mindesten Unwillen, sondern erwiederte, daß in einem freien Staate auch die Zungen der Menschen frei seyn müßten. Als der Senat gegen die, welche ihn in Spottschriften durchgezogen hatten, mit Strenge verfahren wollte, hinderte er es mit der Aeußerung, er habe wohl etwas Wichtigeres und Nützlicheres zu thun, als sich um solche Nichtswürdigkeiten zu bekümmern, und der beste Weg, solche Verunglimpfer zu bestrafen, sey der, daß man ihnen entweder Verachtung mit Verachtung vergelte, oder durch sein Betragen ihre Schandschriften widerlege.

Die Regentensorgfalt des Tiberius verbreitete sich besonders auf die Verbesserung der Sitten, indem er mit musterhaftem Eifer den Aufwand bei den öffentlichen Spielen, bei der Anschaffung des kostbaren Aufwandes von aller Art, bei den Gastmählern einzuschränken suchte. Er ließ, um die Gelegenheit zur Ueppigkeit und Schwelgerey zu entfernen, alle Gasthöfe und Schenken, deren es damals eine erstaunliche Menge in Rom gab, ohne Schonung aufheben, und richtete, von der Macht des Beispiels überzeugt, seine eigene Tafel mit besonderer Mäßigkeit ein. Um die herrschenden Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe einzuschränken, vertrieb er von Rom viele junge Leute von beiderlei Geschlecht, die wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels besonders berüchtigt waren, und sein Eifer für die Sittsamkeit gieng so weit, daß er sogar die Küsse verbot, mit welchen man einander zu begrüßen pflegte. Die Einkünfte der Staatskasse durch neue Auflagen zu vermehren, schien er so wenig geneigt, daß er die Vorschläge, die ihm schmeichlerische Statthalter deswegen thaten, mit Verachtung zurück wies. „Ein guter Hirte, sprach er bei dieser Gelegenheit, muß seine Schaafe scheeren, nicht schinden.“

Dennoch

Dennoch sparte er keine Summen, wenn er sie zum Besten des Staates anwenden konnte. Es gab fast kein öffentliches Gebäude, das er nicht entweder ausbesserte oder verschönerte. Dem herrschenden Wucher Einhalt zu thun, und den Werth liegender Gründe zu heben, schoß er denen, welche damit Sicherheit stellen konnten, den halben Werth auf drei Jahre ohne Zinsen vor. Nach einem Brande in Rom ließ er unter die Abgebrannte über drei Millionen Thaler vertheilen. Eine schröckliche Veranlassung, sich als Vater des Volks zu zeigen, gab ihm ein Erdbeben, welches in Kleinasien in einer Nacht zwölf große Städte über den Haufen warf, und Berge in Thäler hinabstürzte, Thäler zu Bergen empor schleuderte. Sardes, Philadelphia, Magnesia, Ephesus lagen in Trümmern. Tiberius verdiente hier eine Ehrensäule, welche ihm mit der Innschrift auf dem großen Marktplatze errichtet ward: „wegen Herstellung der Städte in Asien.“

Eine solche Humanität, und so liberale Grundsätze, als der Kaiser an den Tag legte, mußten ihm nothwendig die Herzen aller seiner Unterthanen gewinnen. Ein neuer schöner Tag schien über das römische Reich aufgegangen zu seyn, als sich unvermuthet der Himmel trübte, und schwere Gewitterwolken aufzogen. Es giengen vom Throne aus Gewaltstreiche, die mit Schrecken zeigten, daß die anfängliche Humanitat nur eine Maske gewesen war, die man ablegte, sobald man ihrer nicht mehr bedurfte. Als der Kaiser diejenigen heimlich aus dem Wege geräumt hatte, welche ihm hätten die Krone entreissen können; und nachdem er die Fesseln des Despotismus mit kluger List für alle diejenigen geschmiedet hatte, von denen er Widerstand besorgen mußte, so entwickelte, sich in seinem Verhalten eine kalte Grausamkeit und ein Blut-

durst,

durft, der Schauer und Entsetzen erregte. Jeder alte Haß ward jetzt hervorgesucht, und entfernte Männer, die den Kaiser vor zwanzig Jahren einmal beleidigt hatten, wurden jetzt dafür hingerichtet. Ankläger, welche heimlich berichteten, dieser oder jener habe schlecht vom Kaiser gesprochen, oder nur dessen Bildsäule bespöttelt, wurden mit Geld und Ehrenstellen belohnt, und die Angegebenen wurden gefoltert, und unter langsamen Quaalen hingerichtet. Der unmenschliche Despot eilte recht, die vornehmsten Römer auf dergleichen Anklagen aus dem Wege zu räumen, damit die edeln Familien bald ganz ausgerottet würden, und da man nur ein unzufriedenes Wort gesprochen haben durfte, um des Todes schuldig zu seyn, so gieng die Sache so rasch, daß Tiberius oft an einem Tage dreissig bis vierzig Todesurtheile an den Senat sandte. Täglich that er in das Ansehen desselben neue Eingriffe, und die Stimmung dieses weiland so hochgesinnten Staatskörpers erleichterte ihm das so sehr, daß er selbst seine Niederträchtigkeit verachten mußte, während er die Vortheile derselben genoß. Einem Senator, der sich vor ihm auf die Knie niederwarf, gab er verächtlich einen Fußtritt.

Es existirte noch ein altes Gesetz, Kraft dessen jedes Verbrechen gegen die Majestät des Volks für Hochverrath erklärt wurde. Tiberius maßte sich die Auslegung und Anwendung dieses Gesetzes an, und dehnte es nicht nur auf Fälle aus, welche die Sicherheit des Staates wirklich gefährdeten, sondern auch auf jeden Umstand, der seinen Haß oder Verdacht begünstigen mochte. Hinfort verschwand alle Freimütigkeit aus gesellschaftlichen Zirkeln. Unseliges Mißtrauen trennte die heiligsten Bande. Die Verschlossenheit des Fürsten verbreitete sich über alle Stände; schimmerndes Genie galt für Unbesonnenheit; Freund-

schaft

schaft für Schlingenlegen eines Verräthers, und die Tugend selbst betrachtete man als einen zudringlichen und beschwerlichen Gast, der blos diente, das Volk an sein verlornes Glück zu erinnern.

Die Strafloſigkeit, mit der Tiberius wüthete, machte ihn immer dreister. Es ist unmöglich, alle Handlungen ausgezeichneter Grausamkeit, welche die Geschichte gesammelt hat, nachzuerzählen. Kein Tag, selbst heilige nicht, blieb unbefleckt vom Blute. Weiber und Männer, Alte und Junge, minderjährige Kinder nicht ausgenommen, fielen unter des Nachrichters Händen, ihre Leichname wurden an eiserne Hacken durch die Straßen geschleift, und dann in die Tiber geworfen, oder blieben auf der Richtstätte, ein Scheusal der Vorübergehenden, liegen.

Jeder Angeber wurde als glaubwürdig angesehen; jedes Verbrechen, wären es auch nur einige der unüberlegten Offenherzigkeit entwischten Worte, für des Todes würdig gehalten. Man gieng so weit, daß man es einem Bürger zum Kapitalverbrechen machte, wenn er neben einem Portrait des Kaisers seinen Sclaven prügelte, wenn er sich vor einer seiner Statuen auskleidete, wenn er eine Münze, auf welcher sein Bild geprägt war, auf ein heimliches Gemach oder an einen unzüchtigen Ort mitnahm. Eine Magistratsperson, die sich in einer Kolonie an einem dem Kaiser geweihten Festtage einige Ehrenbezeugungen zuerkennen ließ, ward mit dem Tode bestraft. Da ein Bürger den Einfall hatte, einer Statue des Kaisers den Kopf abzunehmen, und ihr einen andern aufzusetzen, so ließ der Tyrann die Sclaven des Beklagten auf die Folter spannen, und ihn selbst hinrichten.

Um einem langwierigen Leiden und einem quaalvollen Tode zuvorzukommen, nahmen sich die Beklagten, die wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät

jestät gefangen saßen, öfters selbst das Leben. Ein angesehner Mann aus dem Ritterstande wurde mitten im Senate verhört, und kaum hatten seine Ankläger ausgeredet, so verschluckte er Gift, welches er unter seinem Oberkleide versteckt hielt. Er fiel halbtodt nieder; die Liktoren schleppten ihn fort, und ob er gleich schon den Geist aufgegeben hatte, so erdrosselte man ihn doch, um seiner Beschimpfung nichts abgehen zu lassen. Andere Schlachtopfer der Tyranney sah man, die sich vor den Augen ihrer Richter die Adern durchschnitten; aber diesen ließ der abscheuliche Tyrann durch seine Trabanten die Wunden verbinden, und sie dann ins Gefängniß bringen. Es geschah zuweilen, daß, wenn ein Verbrecher der beleidigten Majestät zu sterben wünschte, man ihn zu leben zwang; denn des Tiberius Unmenschlichkeit betrachtete den Tod als eine zu gelinde Strafe. Als ihm daher jemand berichtete, daß ein gewisser Carnulius seine Wachsamkeit hintergangen, und sich ums Leben gebracht habe, rief er: „der Verräther! so ist er mir doch entwischt.“ Ein andermal, da ein Unglücklicher, den er in seinem Gefängniß verhören wollte, ihn beschwor, seine Hinrichtung zu beschleunigen, versetzte er: „Nein, wir sind noch nicht wieder gute Freunde.“ Zu einer andern Zeit, da er wieder mit einer Kriminalunterſuchung beschäftigt war, meldete man ihm die Ankunft eines Fremden von Rhodus, den er selbst zu einem freundschaftlichen Besuch eingeladen hatte. In der Hitze der Untersuchung meinte er, es sey ein Mitschuldiger ergriffen worden; er befahl, ihn auf der Stelle zu foltern, und um den hernach bemerkten Irthum nicht bekannt werden zu lassen, ließ er den Unglücklichen hinrichten. Selbst die Weiber waren vor der Tyranney nicht sicher. Man machte ihnen ein Verbrechen daraus, wenn sie die unglück-

unglücklichen Schlachtopfer derselben beweinten. Eine achtzigjährige Frau ward hingerichtet, weil sie den Tod ihres Sohnes beweint hatte.

Damit es der Justiz nie an Schlachtopfern fehlen möchte, munterte der Tyrann öffentliche Angeber durch Belohnungen aller Art mit solchem Erfolge auf, daß bald kein ehrlicher und begüterter Mann in seinem Schlafzimmer ein Wort sprechen konnte, ohne Gefahr behorcht und verrathen zu werden. Die Furcht, angegeben zu werden, war so groß, daß man den Unterredungen mit seinen nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden, daß man den leisesten Gesprächen im geheimsten Kabinete nicht traute, daß man, ehe man sprach, alle Wände und Decken, alle stumme und leblose Gegenstände durchsuchte, weil man, wegen verborgener Verräther, immer nicht recht sicher war. Jemehr aber Tiberius den heimlichen Verläumdern und falschen Anklägern Gehör gab, um so höher stieg sein Argwohn, seine Aengstlichkeit, und die unschuldigsten oder unbedeutendsten Worte und Handlungen verwandelten sich nun in seinen Augen in Todesverbrechen. Durch die häufigen Strafen wurde seine angebohrne Grausamkeit immer stärker gereitzt, und nun fanden sich immer mehr nichtswürdige und boshafte Menschen, die theils aus Rachsucht und aus Angst, theils aus Ehrgeitz und Habsucht, ihre unschuldigsten Mitbürger als Feinde des Kaisers anklagten. Aeußerte jrgend ein verdienstvoller Mann seine Besorgniß für den Ruhm des Reichs, so war es ein Beweis, daß er nach der Herrschaft desselben trachte. Redete jemand mit Wärme von der ehemaligen Freiheit, so ward ihm die Absicht untergeschoben, die alte Verfassung wieder herzustellen. Jedes Wort, jede Laune, jede Gebehrde wurde gefährlich. War man lustig, so hofte man auf des Kaisers Tod;

war man traurig, so beneidete man seine Wohlfahrt. Und die Spionen verbreiteten sich nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Provinzen. Viele Unglückliche wurden aus den Armen der Ihrigen herausgerissen, und mußten in Rom eines quaalvollen Todes sterben.

4.

Tiberius Grausamkeit, begünstigt durch seinen Minister Sejan. Anstalten des letztern, den Kaiser zu stürzen.

Das vornehmste Werkzeug der Grausamkeit des Tiberius war sein Minister Sejan, in dessen schwarzem Charakter Arglist, Treulosigkeit und Ehrsucht die Hauptzüge ausmachten. Er war der Sohn eines römischen Ritters, und kündigte sich bei den Großen in Rom mit jenem geschmeidigen Geiste an, welcher kein anderes Verbrechen gegen die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft kennt, als das Unglück ihnen zu mißfallen. Außerdem besaß er noch andere Talente, sich an dem Hofe eines unumschränkten Fürsten schnell empor zu schwingen. Durch einen Körper voll jugendlicher Kraft, und eine Seele voll Verwegenheit, nahm er beide Geschlechter für sich ein. Geschickt, seine Laster zu verschleiern, und jede Tugend, die ihm bange machte, anzuschwärzen, schmeichlerisch und übermüthig in gleich hohem Grade, fähig alles zu unternehmen und durchzusetzen, war er würdig, wie der unerschrockenste Tyrann zu herrschen, wenn er nicht unter ihm geherrscht hätte.

Als Tiberius ihn kennen lernte, fand er so viel Gefallen an ihm, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Gegen jedermann verschlossen und argwöhnisch, war er es nur gegen Sejan nicht. Er übergab ihm die wichtige Stelle eines Befehlhabers der kaiserlichen Leibwache, und prieß ihn im Senate als den würdigsten Gehülfen bei seinen schweren Arbeiten. Die sklavischen Senatoren ließen sich das gesagt seyn. Sie, die des Kaisers leisester Aeußerung mit allzeit fertiger Schmeicheley entgegen kamen, errichteten die Bildsäulen des Sejans neben denen des Kaisers, und wetteiferten, ihm mit dem Monarchen gleiche Ehre zu erweisen.

Kaum war es dem ränkevollen Minister gelungen, sich zum Zweiten des Reichs empor zu schwingen, als er darauf bedacht war, sich zum Haupt desselben zu machen. Aber der Sohn des Kaisers, Drusus, welcher schon in den männlichen Jahren war, und seine Enkeln, die Söhne des Germanikus, welche auch schon die Kinderjahre zurück gelegt hatten, stellten seiner ungemessenen Ehrsucht ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Sie alle mit einem male aus dem Wege zu räumen, hieß sein eigenes Leben aufs Spiel setzen. Für weniger gefährlich hielt er es, nach und nach, und ohne großes Aufsehen zu machen, alle Köpfe des kaiserlichen Hauses springen zu lassen. Den Anfang machte er mit dem Drusus, dem präsumtiven Erben des Thrones; er verführte dessen Gattinn, und bewog sie, ihrem Gemahl zu vergeben. Es geschah vermittelst eines langsamen Giftes, das seinem Tode den Anschein einer natürlichen Krankheit gab. Tiberius, der entweder weniger Anhänglichkeit fähig war, oder wenigstens seinen Sohn nicht sonderlich achtete, ertrug seinen Verlust mit großer Ruhe, und erst nach acht Jahren entdeckte man den Böswicht, der den Prinzen langsam gemordet hatte.

Als Sejan sah, daß der tragische Tod des Drusus ungestraft blieb, und seine Person wenig bedauert ward, so dacht' er nun sogleich auf Mittel, sich auch die drei Söhne des Germanikus, jetzt die nächsten Erben des Thrones, vom Halse zu schaffen. Die Treue ihrer Aufseher, und die Keuschheit ihrer Mutter legten ihm jedoch hier beträchtliche Hindernisse in den Weg. Um sie zu entfernen, veränderte er den Operationsplan, und beschloß, den Kaiser aus der Stadt zu entfernen; eine Maaßregel, von der er sich die erwünschtesten Folgen für seinen Anschlag versprach. Kein Zugang war dann zu dem Kaiser zu gewinnen, als durch ihn; alle Briefe an jenen mußten durch seine Hände gehen. In der That war er alsdann der wahre Regent, und es konnte ihm an Gelegenheit nicht fehlen, alles aufzuräumen, was seinem Ehrgeitze den Weg versperrte. In dieser Hinsicht bot er alle seine Geschicklichkeit auf, um den Kaiser zu bereden, daß er den getümmelvollen Aufenthalt in Rom gegen irgend eine schöne ländliche Einsamkeit vertauschen möchte. Er ward nicht müde, ihm die großen und zahllosen Unbequemlichkeiten des Stadtlebens, die Beschwerde, regelmäßig im Senat erscheinen zu müssen, und die aufrührerische Gemüthsart der Bürger Roms vorzuspiegeln, wogegen es kein besseres Verwahrungsmittel gäbe, als die Ruhe des Landlebens.

Hingerissen durch diese Vorstellungen, oder vielmehr nur seinem natürlichen Hange zum müßigen Wohlleben nachgebend, verließ Tiberius Rom im zwölften Jahre seiner Regierung, und gieng unter dem Vorwande, dem Jupiter und August einige Tempel weihen zu müssen, nach Campanien. Nachdem er überall herumgezogen war, und sich bald in Nola, bald in Capua aufgehalten hatte, zog er sich endlich

auf

auf die Insel Capreä, ungefehr drei Meilen vom festen Lande und Neapel gegen über, zurück. Diese Insel, heut zu Tage Capra genannt, war ringsum von Felsen eingeschlossen, und hatte zu ihren innern Theilen einen einzigen Zugang; sie gab also einen sichern und zugleich sehr gesunden Zufluchtsort. Eine gemäßigte Wärme machte sie fruchtbar und angenehm; von ihren Felsen aber gewährte sie eine vortreffliche Aussicht. Der Kaiser August hatte sie zu einem Vergnügungsorte eingerichtet, und Tiberius brachte auf ihr die letzten sieben Jahre seines Lebens in einer schändlichen Einsamkeit zu. Nie kam er seitdem wieder nach Rom, und regierte blos durch Kabinetsschreiben. Ein öffentliches Edict verbot allen seinen Unterthanen, seine Ruhe zu stören, und jeder, der sich dem Kaiser nähern wollte, wurde durch Soldaten zurückgewiesen, die jeden Zugang zu seinem Pallaste besetzten. Während das unglückliche Rom in beständigen Aengsten schwebte, indem kein Patriot seines Lebens sicher war, vertrieb sich der finstere Tyrann die Schreckbilder seiner Einbildungskraft durch raffinirte sinnliche Lüste, denen er bis in sein hohes Alter ergeben blieb. Unaufhörlich stachelte er seinen morschen Bau, den Jahre und Ausschweifungen längst entmannt hatten, zu immer neuen, und immer viehischeren Genüssen. Seine Gestalt war im höchsten Grade häßlich, und dieß soll ihn vornemlich bewogen haben, sich vor den Menschen zu verbergen. Ganz kahl war er schon vorher gewesen. Jetzt war sein Gesicht auch noch mit Schwären besäet, und mit Pflastern bedeckt, und sein vorwärts gekrümmter Körper ward durch seine außerordentliche Länge und Hagerkeit noch gräßlicher.

Der Tyrann sammelte auf der schönen Insel Leute um sich, die in dem Grade seine Gunst gewannen, als sie in Wollüsten und Ausschweifungen mit ihm

wett-

wetteiferten. Manche wurden zu den ersten Würden des Reichs erhoben, weil sie mit unermüdeter Anstrengung jedem Laster fröhnten. Einen gewissen Novalius Torquatus ernannte er zum Prätor, weil er im Stande war, fünf Flaschen Wein in einem Zuge auszuleeren. In einem andern Fache waren seine Ausschweifungen noch verabscheuungswürdiger. Seine Geilheit schien mit seiner Trunkenheit und Schlemmerey zuzunehmen. Die ehrwürdigsten Matronen Roms mußten seinen Lüsten fröhnen, und seine ganze Erfindsamkeit ward angestrengt, um seine Wollustgenüsse mannigfaltiger und abscheulicher zu machen. Er besaß eine Menge zum Behuf solcher Schändlichkeiten eigens eingerichteter Gemächer, in welchen er alle Arten von Erhitzungsmitteln gebrauchte, die nur die verderbte Phantasie eines Tyrannen erdenken konnte. Die unzähligen schmutzigen Münzen, die man bis auf den heutigen Tag in dieser Insel ausgräbt, belegen beides, seine Schande und die Zuverläßigkeit der Geschichtschreiber, die seine Schandthaten aufgezeichnet haben.

War Tiberius schon von Kindheit an furchtsam und argwöhnisch gegen alles, was Mensch hieß, gewesen, so war er es mit zunehmendem Alter immer mehr. Deswegen schleuderte er viele schröckliche Verhaftbefehle nach Rom, und öfters ließ er verurtheilte Schlachtopfer nach Capreä kommen, um sich an ihren Martern und ihrer Hinrichtung zu waiden. Seinen Argwohn und seinen Blutdurst nährte vornemlich der schändliche Sejan, der fortdauernd das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade besaß. Folgender sonderbarer Zufall hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Binde, welche den Augen des Tiberius die verwegenen Entwürfe seines Günstlings verbarg, noch mehr zu verdicken. Kurz vorher, ehe der Kaiser seinen

Aufenthalt

Aufenthalt zu Capreä nahm, besuchte er mit dem Sejan eines seiner Lusthäuser am Ufer des Meers, nicht weit von Cajeta. Das Mittagsessen ward in einer natürlichen Grotte gehalten. Mit einem mal, als die Gesellschaft in der größten Lustigkeit war, stürzte der Eingang der Grotte ein, und einige von den Gästen wurden von den Felsen zerschmettert. Das Schrecken war allgemein, und das Gefolge des Kaisers entfloh. Sejan allein lehnte sich, auf ein Knie gestützt, mit ausgestreckten Armen über den Tiberius her, um ihn so durch seinen Körper zu schützen, und ward in dieser Stellung von den zu Hülfe kommenden Soldaten gefunden. Von diesem Augenblicke an war seine Gewalt ohne Grenzen, und Tiberius entsagte allem Mißtrauen gegen einen Mann, der sein Leben für ihn gewagt hatte.

Das Hauptaugenmerk des Ministers war inzwischen fortdauernd darauf gerichtet, alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, die ihm den Thron streitig machen konnten. In dieser Hinsicht beschloß er, sich endlich der Kinder des Germanikus zu entledigen. Auf der einen Seite suchte er sie durch die schlechtesten Mittel bei dem Kaiser verhaßt zu machen, und auf der andern schreckte er sie mit Winken von des Kaisers blutdürstigen Absichten. Vermittelst dieser Kunstgriffe erweiterte er den Bruch zwischen beiden Theilen in der Maaße, daß er endlich wirklich die Gesinnungen in ihnen hervorbrachte, denen er begegnen zu wollen schien. Dem zufolge wurden zwei von diesen Prinzen als Feinde des Staates verdammt und im Gefängnisse zu Tode gehungert. Ihre Mutter Agrippina wurde auf eine Insel verbannt, wo sie ihrem Elende durch Hunger ein Ende machte. Selbst diese Wohlthat hatte ihr der gekrönte Wütherich nicht zugestehen wollen; er hatte ihr mehrmals den Mund aufreissen und Speise einstopfen lassen; nur stand es nicht in seiner Macht, sie zum Hinunterschlucken zu zwingen.

Sejan fuhr fort, mit Meuchelmord und Vergiftung gegen viele edle Männer zu wüthen, von denen er besorgen mußte, daß sie seinen ehrgeitzigen Absichten entgegen wirken könnten. Eines seiner Schlachtopfer, dessen trauriger Tod ihn am meisten bei der Nation verhaßt machte, war ein gewisser Sabinus, einer der ersten römischen Ritter, dem man kein anderes Verbrechen vorwerfen konnte, als seine unwandelbare Freundschaft für das Haus des Germanikus. Vier angesehene Römer übernahmen die Rolle schändlicher Angeber, um sich durch den Verrath eines rechtschaffenen Mannes dem Sejan zu empfehlen. Drei von ihnen versteckten sich in dem Zimmer des vierten, während dieser durch eine heuchlerische Ergießung seines Herzens den Sabinus bewog, sich über das Unglück des Reichs unter der jetzigen Regierung zu eröffnen. Die Horcher verloren in ihrem Schlupfwinkel kein Wort von dieser Unterredung, und klagten unverzüglich den Sabin in einem Schreiben an den Kaiser an, worinn sie zugleich von der gebrauchten List Rechenschaft gaben. Tiberius foderte Rache und erhielt sie; man verdammte den Sabinus zum Tode. Auf dem Wege zum Gefängniß, ungeachtet man ihm den Kopf verhüllte und die Kehle verschnürte, schrie er, so lange es ihm sein Athem verstattete: „Solche Opfer also bringt man dem Sejan!“ Das allgemeine Schrecken aber machte, daß man selbst an der Luft, die er athmete, Theil zu nehmen fürchtete. Wo man nur seinem Anblicke begegnen, wo man nur seine Stimme hören konnte, verschwand alles. Der Weg vom Senat zum Gefängniß war eine Einöde. Während alles in Rom den Namen eines Freundes des Sabinus als ein Todesurtheil betrachtete, bewies ein Hund dem Beklagten eine Treue, die sehr rührend war. Er folgte seinem Herrn ins Gefangniß, blieb mit

mit jämmerlichem Geheul bei dem zur Schau ausgestellten Leichnam, und als man ihn in die Tiber warf, stürzte er sich ebenfalls hinein, um ihn zu halten, und zu verhindern, daß er nicht untersinken möchte.

Nach der Hinrichtung des Sabinus dankte Tiberius dem Senat, daß er das kaiserliche Haus gerettet, einen treuen Minister geschützt, und den Staat von einem bösen Bürger gereiniget habe. Dieser sonst so ehrwürdige Senat bestand jetzt größtentheils aus höchstverächtlichen Menschen, die aus dem schmählichsten Eigennutze bereit waren, jedem Winke des Despoten zu folgen, und ihn mit den übertriebensten Schmeicheleyen zu überhäufen. Leute, welche die ersten Stellen im Staate verwaltet hatten, schämten sich nicht, mit der größten Niederträchtigkeit um die Gunst des Gewalthabers und seines Günstlings zu buhlen. Daher pflegte Tiberius, wenn er die Staatsversammlung verließ, öfters in griechischer Sprache auszurufen: „o elende, zur Knechtschaft gebohrne Leute!“ Die Senatoren fühlten sich einst so wenig von Edelsinn belebt, daß sie, ohne auf die von ihnen verlangte Berathschlagung über Staatsangelegenheiten zu achten, sich blos mit dem Gedanken beschäftigten, wie sie dem Tiberius und dem Sejan, die sich damals in Sizilien befanden, recht viel Ehre erweisen könnten. Sie widmeten den Bildsäulen derselben zwei Altäre, einen der Gnade und den andern der Freundschaft; sie baten zu wiederholten malen, und mit immer wachsender Zudringlichkeit, den Tiberius und Sejan um die Gnade, sich persönlich von ihnen verehren zu lassen. Kaum ward ihre Rückkunft nach Campanien in Rom bekannt, als gemeine und vornehme Bürger dahin eilten, um dem Sejan ihre Aufwartung zu machen. Den äußerst beleidigenden Stolz des Ministers ertrugen sie mit einer bewundernswürdigen Ge-

 lassenheit.

lassenheit. Ihre ganze Glückseligkeit schien von Sejans gnädigem Blicke abzuhängen, und mit Angst und Schrecken kehrten sie nach Rom zurück, wenn sie der Minister nicht vorgelassen, wenn er sie keiner Unterredung gewürdiget hatte.

5.

Entdeckung der Verschwörung. Sejans Sturz und Tod.

Sejan stund jetzt auf der höchsten Stufe seines Glücks. Alle, die auf die Krone Anspruch machen konnten, hatte er durch offenbaren oder geheimen Mord aus dem Wege geräumt, und niemand hinderte ihn ferner an der Erreichung seines ehrgeitzigen Zweckes, als der alte Kaiser selbst, den er nur noch so lange leben zu lassen gedachte, bis er ihn mit Sicherheit stürzen könnte. Es war hohe Zeit, daß Tiberius aus seiner Schlafsucht erwachte, denn schon genoß der Günstling aller der Ehren, die man nur den Kaisern zu erweisen pflegte. Man feierte Spiele zu seinem Geburtstage, man schwur bei seinem Glücke, er war eben so unumschränkter Herr im Senate als über die Leibwache; Tiberius schien nur Fürst von Capreä zu seyn, der wahre Kaiser Roms war Sejan. In allen Quartieren der Stadt hatte man ihm Bildsäulen errichtet, denen man räucherte und opferte, wobei sogar Sejan selbst die Stelle des Priesters versah. Kurz es fehlte dem Favoriten, um mit seinem Herrn auf einer Stufe zu stehen, nichts weiter als der kaiserliche Titel.

Jemehr sich jetzt aber Sejan dem Throne näherte, desto näher kam er auch dem Schaffot. Einer von den Angebern, deren es jetzt in Rom so viele gab, entdeckte das Komplot, durch welches der Minister seinem Kaiser nach der Krone, und zugleich nach dem Leben trachtete. Er benachrichtigte davon des Germanikus Mutter, welche die Sache durch ihren getreuesten Sklaven nach Capreä gelangen ließ.

Tiberius knirschte vor Wuth; aber er hatte seinen Günstling so groß gemacht, daß es gefährlich für ihn gewesen seyn würde, wenn er ihn plötzlich an seinen gebührenden Platz hätte herabsetzen wollen. Er sah nur allzudeutlich, daß es nicht rathsam wäre, gegen einen Mann offenbare Gewalt zu gebrauchen, der die Leibgarde kommandirte. Jeder Minister, sey er auch die fürchterlichste Geisel eines Staates, hat Anhänger und Trabanten, die seine Parthey nehmen, weil sein Sturz auch den ihrigen nach sich zieht. Und konnte wohl den Römern, die unter der Tyranney ihres Herrn und seines Ministers seit langer Zeit seufzten, an der Erhaltung des einen oder des andern viel gelegen seyn? Tiberius sah sich also genöthigt, zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, und seinem Nebenbuhler insgeheim eine Schlinge zu legen, in der er plötzlich gefangen würde. Erst wünschte er ihn von seiner Person zu entfernen. Er ernannte ihn daher zu seinem Kollegen in der Konsulwürde, und Sejan, dem diese Ehre außerordentlich schmeichelte, eilte von Capreä nach Rom, um von dem hohen Amte Besitz zu nehmen. Ganz Rom ließ sich durch die Kunstgriffe des Tiberius hintergehen. In der Meinung, daß sein Vertrauen gegen seinen Günstling sich verdoppelt habe, verdoppelte man auch die Schmeicheley. Man gab dem Sejan einen elfenbeinernen Stuhl, der mit Golde beschlagen war; man beschloß, daß er

fünf Jahre hinter einander zugleich mit dem Kaiser Konsul seyn sollte, und machte Anstalt zu einer Art von Triumph bei seinem Einzuge in Rom.

Sobald Sejan das Konsulat angetreten hatte, suchte der Despot die Nation zu sondiren, um zu erforschen, wie weit sie dem Günstling ergeben wäre. Er beobachtete daher in Ansehung Sejans ein sehr zweideutiges Verhalten, um dadurch Aeußerungen der Ergebenheit oder des Hasses von Seiten des Publikums hervorzulocken. Bald erhob er in seinen Schreiben an den Senat den Eifer des neuen Konsuls mit grossen Lobsprüchen, bald gab er zu verstehen, daß sein zügelloser Ehrgeitz ihm nicht verborgen sey. Lob und Tadel, Beweise hoher Zufriedenheit und des Mißfallens wechselten zum öftern mit einander ab, und der Minister bekam zuweilen Aufträge, die vollkommen dazu geeignet waren, den Haß des Volkes gegen ihn rege zu machen. Auch die Kreaturen desselben erhielten bald von der Zufriedenheit, bald von dem Mißfallen des Kaisers auffallende Beweise. So brachte Sejan das Jahr seines Konsulats unter beständiger Aengstlichkeit und Besorgniß hin. Bald dünkte er sich dem Kaiser gleich zu seyn, bald schien es ihm, daß er ohne Rettung verloren wäre. Das Volk wußte nicht, wozu es sich entschließen sollte; es schien eben so gefährlich, dem Favoriten anzuhängen als ihn zu verlassen. Indessen hatte der Kaiser alle Ursache, mit den Wirkungen seiner List zufrieden zu seyn, denn es blieb ihm nicht verborgen, daß sich die Verehrung des Sejans nach dem Grade der Zufriedenheit richtete, die ihm von Capreä her bezeugt wurde. Da er nun nicht mehr besorgte, daß der Sturz seines Günstlings eine Empörung zur Folge haben dürfte, so wagte er immer dreistere Schritte. Er versagte dem Sejan die Erlaubniß nach Capreä zu kommen,

und

und verbot alle Vergötterung eines noch lebenden Menschen. Sejan fühlte, daß diese ihm gelte, und bereute es nun, daß er die Macht, welche das Konsulat ihm in die Hände gegeben, nicht benutzt hatte, eine Revolution zu erregen. Aber dieß war jetzt zu spät, und noch eh' er etwas zu seiner Rettung unternehmen konnte, traf ihn der zerschmetternde Schlag.

Der Kaiser sandte einen gewissen Macro, den er an Sejans Stelle zum Oberbefehlshaber der Leibwache ernannte, mit dem Befehl an den Konsul Regulus nach Rom, sich der Person Sejans zu versichern. Macro kam mitten in der Nacht in Rom an, und lieferte seine Depeschen an den Konsul ab. Am folgenden Tage begegnete er dem Sejan im kaiserlichen Pallaste, und da dieser einige Unruhe darüber äußerte, daß er ihm keinen Brief vom Tiberius mitgebracht hätte, beruhigte dieser ihn durch die Versicherung, die er ihm ins Ohr flüsterte, daß er den Befehl mitbrächte, ihn zum Gehülfen des Kaisers im Tribunat zu ernennen. Dieß war eine Stufe zum kaiserlichen Thron, und der Günstling gieng nun voll freudiger Erwartung in den Senat, worinn er jetzt zum letztenmal präsidiren sollte.

Alle Maaßregeln waren von den Befehlshabern, die um das Geheimniß des Tiberius wußten, mit der größten Vorsicht genommen. Macro verkündete zuerst der Leibwache, daß er ihr General sey, befahl ihr auseinander zu gehen, besetzte ihre Quartiere mit andern Soldaten, befahl dem Kommandanten gute Wache zu halten, und zeigte sich überall an der Spitze vertrauter Krieger, wo ein Auflauf zu besorgen seyn mochte. Während dieser Bewegungen ward das kaiserliche Schreiben im Senate verlesen. Hätte Sejan den Inhalt desselben geahndet, so würd' er gewiß die Versammlung sogleich verlassen, und eine Revolution

in

in der Stadt erregt haben. Aber das Ungewitter brach eben so plötzlich als unvermuthet los. Das Schreiben des Kaisers begann mit einigen Klagen gegen den Günstling, die von geringer Erheblichkeit waren. Sejan war dergleichen empfindlicher Aeußerungen vom Kaiser schon gewohnt, und da er sich mit der Tribunswürde schmeichelte, so glaubte er gar nicht, daß er etwas zu befürchten hätte. Wie groß war daher nicht sein Schrecken, als es zum Schlusse kam, wo der Kaiser die Senatoren beschwor, sich eines armen, alten und von aller Welt verlassenen Mannes anzunehmen, und den verrätherischen Sejan gefangen zu nehmen.

Jetzt sah man ein denkwürdiges Beispiel der grausamen Spiele des Glücks. Der Senat, welcher die Macht des Günstlings lange mit eifersüchtigen Augen betrachtet hatte, und vor seiner Grausamkeit zitterte, gieng augenblicklich weiter, als des Kaisers Befehl enthielt. Statt den gefangenen Liebling einzukerkern, befahl er ihn hinzurichten. Bei seinem Eintritte in den Senat waren alle Mitglieder desselben aufgestanden, ihn zu empfangen, hatten ihm zum voraus zu dem Tribunat, mit welchem er bekleidet werden sollte, Glück gewünscht, und hatten durch jede Art von kriechender Schmeicheley um seine Gunst gebettelt. Nach Verlesung des kaiserlichen Briefes aber fiel allen Gesichtern die Maske ab; man floh nun den Götzen, dem man eben geräuchert hatte, und unter der ganzen Schaar von Anbetern fand der Minister nicht einen einzigen Freund. Gerade diejenigen, welche die größten Wohlthaten von ihm empfangen hatten, zeigten sich jetzt als seine bittersten Feinde.

Der unglückliche Favorit wußte nicht wie ihm war; als wär' er vom Donner gerührt, bemerkte er kaum, was um und neben ihm vorgieng. Mitten

unter

unter dem Tumult rief ihn der Konsul auf, aber er wußte nicht, was er thun, wozu er sich entschließen sollte. Es war ihm so neu, sich Befehle geben zu hören, daß er, des Gehorchens ganz ungewohnt, nicht von seinem Sitze aufstund. Der Konsul sah sich genöthigt, ihn zum zweiten und zum dritten male aufzurufen. „Ruft man mich?“ sagte endlich der Strafbare mit verwirrtem Gesicht. Alsobald trat ein Offizier von der Leibwache herein, und bemächtigte sich seiner Person. Während er zur Hinrichtung geschleppt wurde, belud ihn eben das Volk mit den schröcklichsten Verwünschungen, das ihn, wenn er obgesiegt hätte, als Kaiser ausgerufen haben würde. Den ganzen Weg entlang warf man seine Bildsäulen um, und ihr Sturz war ein Bild seines eigenen schröcklichen Falles. Während er so schimpflich durch die Straßen von Rom gehen mußte, wollt' er sich das Gesicht verhüllen, allein der tobende Pöbel entblößte es ihm mit Gewalt, damit ihm das Schauspiel des öffentlichen Hasses nicht entgienge. Mit schneidenden Vorwürfen überschüttet, und wegen seines Ehrgeitzes verhöhnt, langte er endlich auf dem Richtplatze an, wo der Henker ihn erwürgte. Auch begnügte die Wuth seiner Feinde sich keineswegs mit seinem Tode. Triumphirend schleppte der Pöbel seinen Leichnam drei Tage lang durch die Straßen von Rom, und er ward so schröcklich verstümmelt, daß sich kaum ein Glied fand, welches man, einer alten Gewohnheit gemäß, in die Tiber werfen konnte. Ein solches Ende nahm Sejan, als ein schröckliches Beispiel, wie wandelbar jedes Günstlings Glück, und welch' ein mißliches Ding es um die Freundschaft der Tyrannen sey.

6.

Unerhörte Grausamkeiten des Tiberius gegen die Anhänger des Sejan. Das schändliche Alter des Kaisers, und sein Tod.

Voll banger Erwartung hatte inzwischen der Kaiser des Ausganges geharret. Bei aller Vorsicht, die er angewendet, konnt' er sich's doch nicht verbergen, daß es gefährlich sey, einen so mächtigen Günstling zu stürzen, und sein böses Gewissen sagte ihm ja, daß er keineswegs den Beistand derer verdiene, die er zur Rache auffoderte. Er ließ deswegen Schiffe in Bereitschaft halten, die ihn nach Griechenland bringen sollten, wenn eine Revolution ausbräche. In der fürchterlichsten Unruhe bracht' er die Zeit auf einem hohen Thurme zu, wo er das Zeichen von dem glücklichen Ausgange der Sache erwartete. Als es endlich erschien, und er von dem ganzen Vorgange benachrichtigt wurde, da empfand er die ausgelassenste Freude, und seine blutige Seele faßte sogleich den Entschluß, alle diejenigen zu strafen, die naher oder entfernter an Sejan's Komplott Theil hatten. Die Gattinn des Unglücklichen, die er verstoßen hatte, erdrosselte sich selbst, und seine beiden Söhne hatten das Schicksal des Vaters; ja man begieng sogar die Grausamkeit, auch seine Tochter, ein Kind von sieben oder acht Jahren, hinzurichten. Letztere fragte mit Thränen: was sie denn Böses gethan habe? und warum man sie, wenn sie strafbar sey, nicht auf eine ihrem Alter angemessene Art züchtige? Einem römischen Gesetze zufolge war es nicht erlaubt, ein Mädchen vor dem Alter der Mannbarkeit hinzurichten. Tiberius gab also,

um die Tochter seines Günstlings hinrichten lassen zu können, dem Büttel Befehl, sie im Gefängniß erst zu schänden, ehe er sie erwürgte. Das Ungeheuer glaubte seine Rache nicht anders recht sättigen zu können, als wenn es sie zugleich verächtlich und unglücklich machte.

Alle Gefängnisse wimmelten bald von wahren oder vorgeblichen Mitgenoßen in Sejans Verschwörung. Bisher waren blos Männer, und zwar Männer vom Range, der Anklage eines Majestäts Verbrechens ausgesetzt gewesen; jetzt traf dieses Loos auch Damen, und da man sie nicht wohl beschuldigen konnte, nach der höchsten Gewalt im Staate gestrebt zu haben, so machte man die zärtliche Theilnahme an dem Schicksale ihrer Verwandten und die Thränen, die sie darüber vergossen, ihnen zum Verbrechen.

Durch das unaufhörliche Morden ward der grausame und argwöhnische Charakter des Tyrannen allmählich bis zu einer Art von blutdürstigem Wahnsinne umgestimmt. Bald genügte ihm nicht mehr an einzelnen Hinrichtungen, und er befahl daher, daß die Angeklagten alle mit einander und ohne weitere Untersuchung ermordet werden sollten. So ward die ganze Stadt eine Jammerstätte des Blutvergiessens und des Leidtragens. Personen von allen Ständen und Altern wurden auf dem öffentlichen Richtplatze gestäupt, gefoltert, zerstümmelt. Todte und faulende Leichname lagen aufgethürmt aufeinander, und den Freunden und Verwandten der Verurtheilten war selbst der armselige Trost versagt, sie zu sehen und ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Man warf zulezt die Leichname in die Tiber, und wendete alle Sorgfalt an, daß sie nicht sobald wieder ans Land kommen konnten. So elend waren die Römer unter der willkührlichen Geisel dieses Tyrannen. Kein Mensch, auch der Tugendhafteste

hafteste war nicht von seinem Blutdurste sicher; vielmehr war gerade die Tugend ein Beweggrund mehr für seine Grausamkeit. Von zwanzig Senatoren, die er zu seinem geheimen Rathe auserkohren hatte, ließ er sechzehn hinrichten. „Mögen sie mich hassen, rief er, dafern sie mir nur gehorchen!“ Einst rief er aus: „O welch glücklicher Mann war Priamus; er überlebte alle seine Verwandten!“ Kein Tag verging ohne irgend eine barbarische Hinrichtung, und mancher brave Mann verschwand jetzt aus der Reihe der Lebendigen, ohne daß die Seinigen sein Schicksal recht erfuhren. Bisweilen spaßte der Unmensch wohl bei seinen Grausamkeiten, wie er denn einen Menschen, der sichs hatte einfallen lassen, einer vorübergetragenen Leiche ins Ohr zu flüstern, daß sie dem Augustus sagen möchte, wie sein Vermächtniß an das Volk noch unbezahlt wäre, vor sich kommen, seinen Antheil ihm auszahlen, dann aber ihn hingehen und dem Augustus sagen hieß, daß Er wenigstens seinen Theil bekommen habe, worauf der arme Witzling augenblicklich hingerichtet wurde.

Durch nichts wurde die Erbitterung des Tyrannen ärger gereitzt, als durch die Entdeckung, daß sein Sohn Drusus, nicht, wie er geglaubt hatte, durch die Folgen seiner Unmäßigkeit, sondern durch die Bosheit seiner Gattinn und ihres Ehebrechers, des Sejans, getödtet worden war. Seit der Zeit fühlte er sich dergestalt zum Blutdurst geneigt, daß peinliche Untersuchungen seinen liebsten Zeitvertreib abgaben, und daß ihm nichts innigeres Vergnügen gewähren konnte, als Angeklagte martern und hinrichten zu sehen. Die Insel Capreä, recht zum Schlupfwinkel eines gekrönten Tigers gemacht, ertönte von dem Jammergeschrei der Gepeinigten, und noch lange nachher zeigte man mit Entsetzen den Ort, wo Tiberius sich an den Quaa-

len

len seiner Schlachtopfer geweidet hatte. Alle möglichen Arten von Martern ersann er für sie. Eine der seltsamsten war, daß er sie eine ungeheure Menge Wein zu trinken zwang, und ihnen zu gleicher Zeit das Zeugungsglied zubinden ließ. Wenn die Büttel, von der Arbeit des Marterns erschöpft, vor Müdigkeit hinsanken, so ließ der Tyrann die Unglücklichen, deren einziges Verbrechen gewöhnlich war, daß sie ihm mißfallen hatten, vor seinen Augen ins Meer werfen. Die Seesoldaten waren bei diesem Schauspiele zugegen, und zerschlugen mit ihren Hacken und Rudern die Körper dieser verstümmelten und blutigen Menschen, um ihnen das Bischen Leben, das ihnen noch übrig war, vollends zu entreissen. So bot der abscheuliche Wütherich seinen ganzen Erfindungsgeist auf, um die Martern der Angeklagten recht barbarisch einzurichten. Leute, die ihr trauriges Leben durch den Selbstmord zu endigen wünschten, nöthigte er, dasselbe unter lauter Quaalen und Todesfurcht fortzusetzen. Er ließ Angeklagte, die schon Gift genommen, oder sich tödtlich verwundet hatten, halb entselte, oder ganz sterbend, vor den Senat bringen, damit sie eine härtere Todesstrafe empfangen möchten.

Mit dieser unmenschlichen Grausamkeit verband Tiberius eine Raubsucht, die allein hinreichend gewesen wäre, seinen Namen der spatesten Nachwelt zum Abscheu zu machen. Sein unersättlicher Geitz ließ keine Art der Erpressungen unbenutzt, um die Einkünfte nicht des Staats, sondern seiner eigenen Kasse zu vermehren. Den Augur Lentulus ließ er zu Tode ärgern, um seine Einkünfte zu bekommen; den Sextus Marius, den reichsten Mann in Spanien, ließ er vom tarpejischen Felsen herabstürzen. Den Vorwand zu dieser Unthat gab ihm eine sehr verdächtige

Anklage der Blutschande mit seiner Tochter. Sein wahres Verbrechen war sein Reichthum, und damit darüber kein Zweifel übrig bliebe, ließ Tiberius, ungeachtet seine Goldbergwerke zum Nutzen des römischen Volkes konfiscirt waren, den Ertrag derselben in seine eigene Schatzkammer liefern. Er bediente sich der schändlichsten Kunstgriffe, die Staaten der kleinen Fürsten, welche in Syrien, Griechenland und Gallien noch einige Herrschaften besaßen, einzuziehen. Gegen einige derselben gieng er mit so großer Unverschämtheit zu Werke, daß man ihnen kein anderes Verbrechen vorwarf, als das sie einen Theil ihres Erbgutes in baarem Gelde besäßen. Eine seiner abscheulichsten Grausamkeiten dieser Art war die, welche er gegen Vonones verübte. Dieser aus seinen Staaten verjagte König der Parther hatte sich nach Antiochia geflüchtet, und seine Person und seine Schätze dem Schutze des Reiches anvertraut. Tiberius ließ ihn ermorden, und bemächtigte sich seiner Schätze.

Nicht zufrieden, mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen zu spielen, beleidigte er auch die öffentliche Sittlichkeit, mit einer völligen Schaamlosigkeit. Es befand sich in Rom ein durch sein ausschweifendes Leben berüchtigter Greis, welchen August ehemals für ehrlos erklärt hatte. Tiberius, der sich beim Antritte seiner Regierung verstellen mußte, machte diesem Bürger, in vollem Senat, über seine Ausschweifungen Vorwürfe. Schon am dritten Tage nachher aber versprach er ihm, bei ihm zu Abend zu essen, unter der Bedingung, daß er in seiner gewöhnlichen Lebensart nichts ändern, und junge nackte Mädchen ihn, nebst den übrigen Gästen, an der Tafel bedienen würden. Verschwiegenheit über das, was bei diesen zügellosen Mahlzeiten vorgieng, wurde nicht verlangt, und so war bald das ganze Reich davon unterrichtet.

Auf der Insel Capreä, von Roms Augen entfernt, überließ sich der Tyrann gänzlich seinen viehischen Neigungen. Ungeachtet diese Insel nur etwa vierzig tausend Schritte im Umfange hat, so erbaute er doch zwölf Palläste auf derselben, die er abwechselnd bewohnte. In diesen Pallästen und in seinen Lustgärten ließ er eigene Cabinette der Wollust anlegen, in welchen man eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts versammelte, die sich in seiner Gegenwart den schändlichsten Genüssen überließen, um durch diese geilen Bilder seine erloschene Einbildungskraft zu erhitzen, und seine erschlafften Organe neu zu beleben. Er ersann sogar neue Wörter, um die unnatürlichen Vergnügungen, welche diese monströsen Vermischungen verschafften, auszudrüken. Man versichert, daß sogar Kinder in der Wiege zuweilen die Werkzeuge und die Schlachtopfer dieser abscheulichen Wollüste gewesen seyen: denn das Ungeheuer, welches immer nach Blut lechzte, wollte es auch mitten im Genuß seiner Wollüste fließen sehen. Er scheute sich nicht, einen Diener des Altars und seinen Priester, fast während eines Opfers, zu schänden. Da die beiden Unglücklichen ihm die Abscheulichkeit seines Verbrechens vorwarfen, so krönte er es dadurch, daß er ihnen die Beine zerschlagen ließ. Vornemlich waren die edelsten römischen Damen seinen Anfällen ausgesetzt. Einst ließ er eine Schöne, Namens Mallonia, zu sich holen, und da sie sich unerschrocken seinen abscheulichen Begierden widersetzte, klagte er sie des Verbrechens der beleidigten Majestät an. Die Heldinn erschien vor seinem Tribunal, und auf seine Frage: ob ihr Widerstand sie jetzt nicht gereue? machte sie dem Ungeheuer die bittersten Vorwürfe über sein schändliches Leben, eilte dann davon, und stieß sich einen Dolch ins Herz.

So

So quälte dieser schröckliche Tyrann die Menschen, während sein schwarzer Argwohn ihn selbst noch mehr quälte. Durch die täglich wiederholten Empfindungen von Rachsucht und Blutdurst, und die viehischen Ausschweifungen ieder Art, wurde seine Seele allmählich in einen unnatürlichen Zustand von Zerrüttung versetzt, so daß er sehr oft in eine Wuth gerieth, wo er ganz ohne Bewußtseyn handelte. In einem seiner Briefe an den Senat bekannte er, daß die Götter und Göttinnen ihn dergestalt zerrüttet und verwirrt hätten, daß er selbst nicht wisse, was, noch wie er schreibe. In der That hatte er wohl Ursache zu einem solchen Bekenntnisse. Der Senat haßte, das Volk verabscheute ihn, seine nächsten Freunde zitterten vor ihm, und seine körperliche Gebrechen wuchsen mit seiner Unmäßigkeit. Die einheimischen Provinzen wurden von Schurken verwaltet, die auswärtigen ungestraft verheert. Mösien ward von den Daciern und Sarmaten geängstiget, Gallien von den Deutschen verwüstet, und Armenien vom Partherkönige erobert. Aehnliche Unfälle würden ohne Zweifel einen jeden andern Regenten aufgerüttelt haben. Nur Tiberius war so sehr Sklave seiner viehischen Lüste, daß er seine Provinzen gänzlich der Vorsorge seiner Statthalter überließ, und diese sannen mehr auf Zusammenhäufung von Privatschätzen, als auf die Sicherheit des Reichs. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß so drohende Unordnungen dem Tiberius zuweilen eine vorübergehende Beklemmung verursacht hätten. Manchmal wünschte er, daß Himmel und Erde zu Grunde gehen möchte, wenn er stürbe.

Verhaßt dem Erdboden und sich selbst zur Last, ein Feind der Lebendigen und ein Peiniger seines eigenen Lebens, begann er endlich im zwei und zwanzigsten Jahre seiner Regierung das Herannahen seiner

Auflösung,

Auflösung, und das gänzliche Erlöschen seiner Gelüste zu spüren. Jetzt hielt er's für Zeit, an die Wahl eines Nachfolgers zu denken. Nach dem Tode des Germanikus waren seine Kinder die nächsten Erben zum Throne, und Caligula war der einzige von seinen drei Söhnen, der durch seine starke Natur den giftigen Anfällen Sejan's entronnen war. Tiberius konnte lange nicht mit sich einig werden, ob er den Prinzen, dessen Laster trotz seiner Verstellung deutlich genug ins Auge fielen, zur Thronfolge ernennen sollte. Oft hatte man ihn sagen hören, daß dieser Jüngling alle Laster Sulla's an sich habe und keine seiner Tugenden, daß er eine Natter sey, die das Reich vergiften, und ein Phaeton, der die Welt in Brand stecken werde. Aber dieser wohlgegründeten Besorgnisse ungeachtet bestimmte er ihn dennoch endlich zur Thronfolge, vielleicht um durch die Scheußlichkeit seines vermuthlichen Betragens die Schande seines eigenen zu bedecken.

Obgleich der Tyrann von Capreä den Tod immer näher kommen sah, so war ihm doch der Gedanke an denselben so unerträglich, daß er alles anwandte, um ihn von sich zu entfernen, und auch andere glauben zu machen, daß er sich wohl befände. In dieser Absicht verließ er äußerst matt und kraftlos seine Insel, um in einer kleinen Stadt Campaniens gewissen kriegerischen Spielen beizuwohnen. Die heftige Bewegung, worein er sich setzte, als er, mit dem Bogen in der Hand, einen Eber, den man auf dem Kampfplatz gelassen hatte, verfolgte, zog ihm einen Schmerz in der Seite zu, der seinen Tod beschleunigte. Er ließ sich auf das Vorgebürge Misänum, in ein Landhaus bringen, das vormals dem Lucullus gehört hatte. Hier war es, wo sein Arzt, sich stellend, als wolle er ihm die Hand küssen, das Ermat-

ten seines Pulses fühlte, und des Kaisers dermaligem Günstlinge Macro berichtete, daß er nicht über zwei Tage zu leben habe. Allein Tiberius, der des Arztes Kunstgriff gemerkt hatte, bot alle seine übrigen Kräfte auf, um seine Behauptungen Lügen zu strafen. Bis Abend blieb er bei der Tafel, grüßte alle seine Gäste beim Abschiede auf's verbindlichste, und ereiferte sich gewaltig über die Kühnheit, mit welcher der Senat einige Leute losgesprochen hatte, die er verdammt wissen wollte. Rache und Untergang drohte er diesen Ungehorsamen, und war schon im Begriff einen blutigen Befehl ausgehen zu lassen, als er in eine Ohnmacht sank, die alle Welt für tödtlich hielt. Sein Athem war äußerst schwach, und er fieng an mit dem Tode zu ringen.

Der Thronfolger Caligula glaubte, nun sey es nicht mehr zu frühe, sich die Krone aufzusetzen. Umgeben von einem Haufen von Höflingen verließ er den Pallast, um sich von der Leibwache huldigen zu lassen, und dem Senat seine Thronbesteigung anzukündigen. Kaum war er zum Vorhofe hinaus, als Sklaven, ganz außer sich, ihn benachrichtigten, daß der alte Tyrann die Sprache wieder bekommen habe, und zu essen verlange, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen. Dieser Donnerschlag schreckte und zerstreute das Gefolge des neuen Herrschers. Caligula selbst, von Schrecken betäubt, glaubte vom Throne heruntergerissen zu seyn, um in's Grab gestürzt zu werden. Aber Macro, ein Bösewicht von Kopf, eilte sogleich ins Zimmer des Tiberius, und erstickte den verhaßten Greis durch auf ihn gehäufte Betten. Sein Tod erfolgte am sechzehenten März des sieben und dreissigsten Jahres der christlichen Zeitrechnung. Er hatte acht und siebenzig Jahre gelebt, und drei und zwanzig regiert.

Die Freude über den Tod des Wütherichs war allgemein. Verachtung und Haß gegen ihn hatten die Höhe erreicht, daß sich das Volk, auf die erste Nachricht von dem Hinscheiden seines Quälers, zusammen rottete, und mit dem Geschrei durch die Strassen tobte: „in die Tiber mit dem Tyrannen! Bitte und Gebet an die Erde, aller Lebendigen Mutter, an die Geister der Abgeschiedenen, daß sie ihm keinen Platz vergönnen, als unter den Verdammten!“ Nur sein Militair konnte den Leichnam von der Schande eines unehrlichen Begräbnisses retten. Aber vergeblich blieb des Senats Bemühen, durch Verbrennung nachtheiliger Schriften den Verbrecher aus dem Andenken der Nachwelt zu verdrängen.

IV. Die Albigenser und Waldenser.

Scenen religiöser Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreizehenten Jahrhundert.

I.

Allmähliche Verfälschung des Christenthums. Die päbstliche Gewalt. Verfolgung der Andersdenkenden. Arnold von Brescia.

Die Religion der Christen, so wie sie aus der Hand ihres Stifters kam, enthielt die wichtigsten und wohlthätigsten Wahrheiten in einer ganz einfachen und ungekünstelten Darstellung. Ihre Bestimmung gieng offenbar dahin, solche Lehren allgemein zu verbreiten,

 die

die auf Ruhe und Zufriedenheit den wichtigsten Einfluß haben. Allein nicht lange behielt die Religion der Christen ihre natürliche Einfalt. Man behandelte sie bald als eine gelehrte Wissenschaft, erregte Streit über die einzelnen Lehren, und jeder der streitenden Theile bot seinen Witz und seine Gelehrsamkeit auf, um seine Meinungen gegen Andersdenkende durchzusetzen. Dadurch verlor die Religion immer mehr von ihrer Reinheit und Einfalt, und am Ende hörte man gar auf, das Wesentliche vom Zufälligen, den Kern von der Schale zu unterscheiden.

Wenn die innere Ruhe in der Kirche nicht ganz aufgeopfert werden sollte, so mußten die Streitigkeiten entschieden und beigelegt werden. Daher entstund die Gewohnheit, daß sich die ersten und angesehensten Lehrer der Christen, welche Bischöffe genannt wurden, zuweilen versammelten, um die ausgebrochenen Streitigkeiten zu entscheiden, und durch ihren Ausspruch zu bestimmen, welcher Theil Recht habe oder nicht. Solche Zusammenkünfte hießen Kirchenversammlungen oder Concilien, und trugen sehr viel dazu bei, daß die christliche Religionsgesellschaft immer mehr das Ansehen einer bürgerlichen Gesellschaft erhielt, in welcher den Bischöffen das Amt eines Richters anvertraut war, dessen Entscheidung als lautere Wahrheit anzusehen sey. Was auf einer Kirchenversammlung entschieden und bestimmt worden war, sollte und mußte jeder Christ als wahr annehmen, und jeder, der davon abwich, wurde als Irrgläubiger angesehen und verdammt. Zugleich waren aber auch diese Versammlungen ein Mittel, wodurch sich die Geistlichkeit zu dem Ansehen empor schwang, daß sie allein über Wahrheit und Irthum zu entscheiden im Stande wäre. Und jeder Bischoff, dem es hier gelang, seine Meinung durchzusetzen, und als wahr geltend zu machen,

chen, erwarb sich damit einen Vorrang und ein Ansehen vor andern seiner Amtsbrüder, das in der Folge um so bedeutender ward, je öfter ihm dieses Glück zu Theil geworden war.

Auf diesem Wege gelangten die Bischöffe allmählich zu einem Ansehen, das ihnen gar nicht zukam. Sie erwarben sich damit die Würde eines Richters in Glaubenssachen, dem Niemand widersprechen durfte; sie entzogen sich eben deswegen der Gerichtsbarkeit weltlicher Obrigkeiten und Richter, maßten sich selbst eine ausschließende Richtergewalt in Kirchensachen an, und verbreiteten überhaupt dadurch die Meinung von einer besondern Heiligkeit ihres Standes und Amtes, die für sie stets so einträglich und wichtig war. So wurde aber auch Ehrgeitz und Herrschsucht in ihnen angefacht, so daß sie von dieser Zeit an ununterbrochen darauf hinarbeiteten, sich von der niedern Stuffe der Volkslehrer auf den glänzendsten Thron der Volksbeherrschung empor zu schwingen. Diese letztere Absicht zu erreichen, konnte ihnen auch bei der Unwissenheit und dem Aberglauben der damaligen Zeiten, bei der Schwäche und Roheit der meisten Fürsten, so wie auch bei der Schlauheit und List, womit sie, die Bischöffe selbst, alles zu benutzen wußten, was ihr Ansehen und ihre Macht erhöhen konnte, gar nicht schwer werden. Aus Unwissenheit und Aberglauben gestund man ihnen die Vorzüge zu, die ihr Stolz sich anmaßte, überließ man ihnen ganze Länder und Besitzungen, die ihre Einkünfte eben so vermehrten, als sie ihr Ansehen und ihre Macht empor hoben. Man glaubte die Religion, ja Gott selbst durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche und ihre Diener zu ehren, und sah sich durch die Gunst und die Lobeserhebungen der letztern mehr geehrt, als durch glänzende Thaten und ausgezeichnete Vorzüge.

Keiner unter allen Bischöffen erwarb sich größeres Ansehen, als der Bischoff zu Rom. Ihm gelang es, sich in Kurzem nicht nur zum Beherrscher ansenlicher Länder und Besitzungen, sondern auch zum Oberhaupt anderer Lehrer erhoben zu sehen. Zwar war er anfangs um nichts vornehmer, als jeder andere Lehrer; allein die Größe und der Reichthum der Stadt, und die Sage, daß der Apostel Petrus selbst in Rom gelebt und die dortige Gemeinde gestiftet habe, so wie auch die Anmaßungen der römischen Bischöffe, verhalfen ihm endlich zu der Würde des ersten und vornehmsten Bischoffs der Kirche, und gaben ihm den Vorzugsnamen Pabst. Die Macht und das Ansehen dieses Bischoffs wuchsen so schnell und so hoch, daß schon zu Ende des fünften Jahrhunderts ein römischer Bischoff seinem Kaiser ins Gesicht sagen konnte: „In Kirchensachen ist der Wille des Königs dem Willen der Priester unterworfen, und Bischöffe haben einen höheren Rang als Könige.“

Jemehr die Pabste und die gesammte Geistlichkeit ihre Macht mißbrauchten, und die Religion zur Staats- und Finanzsache machten; jemehr sie Gegenstände des gemeinen Lebens zur Religion zogen, und die Layen vom Gebrauch des Verstandes, besonders wenn sie ihn auf Religions- und Kirchensachen richten wollten, zurückhielten: desto mehreren Prüfungen waren ihre Unternehmungen ausgesetzt, und desto häufiger kam es darüber zur Sprache. Der gesunde Menschenverstand bewirkte allmählich bei vielen Layen die Ueberzeugung, daß der wahre Gottesdienst in der Erfüllung gemeinnütziger Pflichten bestehe; und daraus ergab sich dann leicht, daß man an dem Unwesen, das sich die Geistlichkeit in Staats- und Kirchensachen und im gemeinen Leben erlaubte, großen Anstoß nahm, und sich zuletzt dagegen setzte. Da

aber

aber das ganze Gebäude der Pabstherrschaft auf dem festen Glauben aller Beherrschten an die Heiligkeit und Allgewalt der Kirche beruhte, so mußten natürlich die Päbste über nichts so sehr wachen, als über die Erhaltung dieses Glaubens, und wer nur an einem einzigen Satze, den die Kirche lehrte, den kleinsten Zweifel laut werden ließ, mußte vernichtet werden. Das erfuhr zuerst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Arnold von Brescia, ein kühner und beredter, und über die Vorurtheile seiner meisten Zeitgenossen erhabener Mann. Seine theologischen Ketzereyen über Abendmahl und Taufe,, von denen er geringe Vorstellungen hegte, kamen kaum in Betracht gegen den Freimuth, mit dem er die Anmaßlichkeiten der Geistlichen überhaupt, und des Pabstes insbesondere, angrief. Als ein Man von Talenten und von unbezähmter Ruhmbegierde, ausgerüstet mit allen Künsten, welche den Beifall der Menge erworben, streng in Sitten und im ganzen Verhalten, machte er zuerst großes Aufsehen in seiner Vaterstadt durch heftige Ausfälle auf die Geistlichen, und durch die Einschärfung der angenehmen Wahrheit, daß sie ihre vielen und herrlichen Einkünfte verlieren und zu der kümmerlichen Lebensart der Apostel zurückgeführt werden müßte, wenn sie wahre Achtung verdienen und Nutzen stiften wollte. Eigenthum und Gebiet, lehrte er, gehöre nur für Fürsten und für weltliche Personen; die Befugniß, über die einzelnen Mitglieder des Staats zu richten, stehe nur dem Volke zu.

Arnolds Grundsätze hatten ganz natürlich nicht das Glück, den Beifall der hohen Geistlichkeit zu erlangen; sie wurden vielmehr in einer allgemeinen Prälatenversammlung im Lateran verdammt, und dem kühnen Neuerer drohte die Einsperrung, welcher er durch die Flucht zuvorkam. Er begab sich nach Frankreich,

und

und weil er auch hier keinen Schutz fand, nach Zürich, wo er wahrscheinlich einen Saamen ausstreute, der lange nachher erst aufgieng. Indessen öffnete sich ihm die Gelegenheit, auf einem glänzenderen Schauplatze zu erscheinen, und die Päbste selbst im Mittelpunkt ihrer Gewalt anzugreifen. In Rom herrschte große Unzufriedenheit. Da gab es viele mächtige Häuser, die, alles Antheils an Regierungsgeschäften beraubt, nach Einfluß und Unabhängigkeit strebten. Bei den bisherigen Unruhen, die aus zwiespaltigen Pabstwahlen entstanden, hatte das römische Volk von seiner jetzigen Staatsverfassung sehr kleine, bei dem erneuerten Studium der alten römischen Gesetze aber, sehr große Vorstellungen von den Vorzügen des vormaligen Zustandes seiner Stadt gefaßt. Alles dieß wirkte zusammen, daß die innere Gährung endlich im Jahr ein tausend ein hundert und vier und vierzig in einen Aufruhr ausbrach, in welchem der Pabst Lucius der Zweite selbst durch einen Steinwurf das Leben verlor.

Unter diesen Umständen kam Arnold nach Rom, und benutzte die revolutionaire Stimmung der Gemüther, um sie zur Einführung einer republikanischen Verfassung zu bereden. Er erinnerte sie an Roms ehemalige Größe; er ermunterte sie, den Ritterstand, dem man jene Größe vorzüglich zuschreiben müsse, zu seiner alten Tugend zurück zu bringen, das Kapitolium wieder aufzubauen, und den Pabst von der Theilnahme an der Regierung auszuschließen. Das durch seine Reden entzündete Volk mißhandelte einige Kardinäle, und riß verschiedene Palläste nieder. Man suchte die Regierungsform des alten Roms wieder hervor, und übertrug dem Senat die höchste Gewalt. Die neue Regierung lud darauf den Kaiser Conrad den Dritten ein, seine Residenz nach Rom zu

verlegen,

verlegen, und mit Ausschliessung aller Geistlichen, sowohl über Italien als Deutschland zu herrschen. Allein Conrad traute dem Freiheitsschwindel nicht, und weil er nicht hoffen konnte, daß die dem Hirtenstabe abfallenden Römer sein Scepter küssen würden, so folgte er dem Rufe nicht. Inzwischen dauerten die Unruhen noch mehrere Jahre fort, bis endlich Arnold im Jahr ein tausend einhundert und fünf und fünfzig auf päbstlichen Befehl als ein gefährlicher Ketzer ergriffen, und, andern zum schreckenden Beispiel, gekreuzigt wurde. Und damit sein Leichnam nicht von seinen Anhängern als Heiligthum eines Märtyrers verehrt würde, ward er verbrannt, und die Asche davon in die Tiber geschüttet.

2.

Die Albigenser werden wegen ihres Glaubens vom Pabste verfolgt.

Der päbstliche Bannstrahl wüthete seit der Zeit mit fürchterlicher Gewalt gegen einen jeden, der sich erdreustete, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters anzutasten, und sich seinen Verordnungen zu widersetzen. Die Meinung, daß er allein das Recht habe vorzuschreiben, was die Christen glauben und lehren sollten, ward als eine Glaubenslehre allgemein verbreitet, und niemand durfte es wagen, daran zu zweifeln, wenn er sich nicht den schröcklichsten Verfolgungen und Strafen aussetzen wollte. Die Diener der Religion betrachteten das Christenthum als ein Mittel, ihre Leidenschaften zu befriedigen, als einen Deckmantel ihrer niedrigen Lüste und Bosheit. Geitz und Habsucht,

Herrsch-

Herrschbegierde und Vergrößerungssucht ihrer Macht, beseelten fast alle, und am meisten die Vornehmen unter ihnen. Laster, deren Anblick die Menschheit entehrt, herrschten zu Rom, am Hofe des Pabstes, und erregten allgemeinen Abscheu. Völlerey, Ehebruch, Wollust und schändliche Gewerbe, waren allgemein bekannte Laster der niedrigern und höheren Geistlichkeit. Schändlicher Sektengeist, der keinen neben sich duldet, der anders denkt und glaubt, zeichnete die Bischöffe und Päbste zu allen Zeiten aus, und verleitete sie zu dem unchristlichen Verfahren, womit sie gegen Ketzer wütheten. Das liederliche Leben so mancher Mönchsorden, ihre Ungerechtigkeiten und Betrügereyen, ihre Ausschweifungen und Laster, denen sie größtentheils ergeben waren, zeigen deutlich genug, daß die mehresten von ihnen moralisch schlechte Menschen waren, die auch den letzten Keim wahrer Tugend und Frömmigkeit in den Herzen der gemeinen Christen ertödteten.

Das Sittenverderben jener Zeiten war schröcklich, und die Religion verlor fast ganz ihre wohlthätige Kraft. Sich freigebig gegen die Kirche und die Klöster beweisen, für sein baares Geld sich Messe lesen zu lassen, eine Menge nichtssagender Gauckeleyen und Gebräuche beobachten, fleißiges Fasten und Hersagen unverständlicher Gebetsformeln, Anrufung der Heiligen und unbegrentzte Ehrfurcht gegen die Geistlichen: dieß hieß damals Religion haben und ein Christ seyn. Aber Besserung und Veredlung des Herzens zur Tugend und Frömmigkeit, durch die Wahrheiten des Christenthums sich zur treuen Erfüllung seines Berufs und seiner Pflichten zu stärken, Gott durch ein heiliges Leben und frommen Wandel zu dienen, das war nicht die Absicht, welche zu erreichen, das Christenthum gepredigt und verkündigt ward.

Es

Es gab indessen auch in diesen Zeiten der Verwilderung und des Sittenverderbens einzelne aufgeklärte und gutdenkende Männer und kleine Gesellschaften, denen die Lehre der Päbste zum Anstoß gereichte, und die sie weder mit Vernunft noch Bibel zu vereinigen vermochten. So wie Arnold von Brescia die Oberherrschaft, die sich die Geistlichen über die Weltlichen anmaßten, dem Geiste des Christenthums nicht angemessen fand, so äusserten auch bald in Frankreich manche aufgeklärte, von den Vorurtheilen der Kirche nicht verblendete Männer, ihre Zweifel und Bedenklichkeiten, welche die Einmischung der Mönche und anderer Geistlichen in die weltliche Regierung, so wie die Weltherrschaft des Pabstes, hauptsächlich zum Gegenstande hatten. Solche freimüthige, den päbstlichen Anmaßungen und Religionsverfälschungen sich widersetzende Männer, traten zuerst im mittäglichen Frankreich auf. Sie wurden Albigenser genannt, ein Name, den sie von ihrem Vaterlande Albigeois führten, dessen Hauptstadt Albey in der lateinischen Sprache Albiga genannt wird.

Die Landschaft Albigeois war ein Theil der Grafschaft Toulouse, die in der Folge zum Gouvernement von Languedok gerechnet wurde. Die Albigenser aber, wenn man unter dieser Benennung eine besondere Religionspartey versteht, hatten sich durch die ganze Grafschaft Toulouse und Provence ausgebreitet. Ihr Ursprung fällt in das eilfte Jahrhundert. Ihre Lehrsätze und Sitten waren, in den Augen ihrer Gegner und Peiniger, die verwerflichsten. Ihre eigenen Glaubensbekentnisse aber erhalten den gewissesten Beweis von den hellen und reinen Begriffen, welche unter ihnen zu finden waren, so wie von der Einfalt, Strenge und Unschuld ihrer Lebensart. Von der herrschenden römisch-katholischen Kirche wichen sie vornemlich in folgenden

folgenden Lehrsätzen ab. Sie behaupteten: die Messe wäre eine menschliche Erfindung, von welcher Christus und die Apostel nichts wüßten; die Fürbitten der Lebendigen für die Seelen der Verstorbenen könnten keine Wirkung haben, und wären folglich vergeblich; das Fegefeuer wäre eine Erfindung der priesterlichen Habsucht; die Heiligen müßten nicht im Gebete angerufen werden; die Verwandlung die Hostie in den Leib Christi im Abendmahl wäre Erdichtung, und die Verehrung der konsekrirten Hostie Abgötterey, und der Pabst wäre nichts mehr, als ein jeder anderer Bischoff der Kirche.

Solche Behauptungen, welche der päbstlichen Gewalt und Unfehlbarkeit den Untergang drohten, entflammten den heiligen Vater Innocenz den Dritten, der damals die dreifache Krone trug, zum schröcklichsten Unwillen, und zu einer blutigen Rache. Die gesammte Geistlichkeit schloß sich um so bereitwilliger an ihn an, da die Sätze der Albigenser ihre Einkünfte nicht wenig zu schmälern drohten, denn die Messen und Fürbitten für die Todten mußten mit Gelde gelöset werden. Weil aber viele Große des Landes die Angriffe auf die Usurpationen und Ungerechtigkeiten der Geistlichen gerne hörten, so mußten außerordentliche Waffen ergriffen werden, um so viele und gefährliche Feinde zu unterdrücken.

Der Anfang wurde damit gemacht, daß man die Behauptungen der Albigenser geradezu für ketzerisch erklärte, und allen denen einen förmlichen Ablaß verhieß, welche gegen ihre Beschützer die Waffen ergreifen würden. Jeder, welcher der Ketzerey überwiesen worden, sollte den weltlichen Herren oder deren Beamten übergeben, und seine Güter konfiscirt werden. Wenn ein weltlicher Herr sich säumig beweisen würde, sein Gebiet von der ketzerischen Unsauberkeit zu reinigen,

so

so sollte er von den Bischöffen der Provinz in Bann gethan, und wenn er in Jahresfrist seine Schuldigkeit nicht thäte, dem Pabste angezeigt werden, welcher darauf die Vasallen desselben vom Eide der Treue lossprechen, und das Land einem ächtkatholischen Herrn einzunehmen und zu besitzen geben würde.

Diese Aufhetzungen und Drohungen wurden von einer Zeit zur andern wiederholt, und verschiedene Albigenser, die bei ihrem Glauben beharrten, mußten auf dem Scheiterhaufen sterben. Das brachte einen großen Schreck unter die übrigen, und Rom schmeichelte sich mit der Hofnung, daß bei fortdaurender Strenge in Kurzem von den Ketzern keine Spur mehr zurückbleiben würde. Aber diese Hofnung war grundlos, und die Zahl der Albigenser war noch immer sehr ansehnlich. Die schröcklichen Hinrichtungen, welche ihre Ausrottung vollenden sollten, zeigten ihren frommen Heldenmuth in einer so bewundernswürdigen Größe, daß sie manchen, der vielleicht noch wankte, zur Annehmung ihrer Grundsätze hinreissend begeisterten. Der Pabst sandte zum öftern außerordentliche Legaten in die ketzerische Gegend, mit der Vollmacht, alle Ketzerey auszufegen; auch unterließ er nicht, den König und die Großen des Reichs ernstlich zu ermahnen, dazu die Hände zu bieten. Unter andern kamen im Jahr ein tausend zwei hundert und vier, zwei Cisterciensermönche im Namen des Pabstes nach Toulouse, als dem Hauptsitze der Ketzerey, und suchten Anfangs die Einwohner in Güte zur Vertreibung der Ketzer aus ihrer Stadt zu bereden. Weil aber ihre Vorstellungen keinen Eingang bei ihnen fanden, so bedrohten sie dieselben mit der Ungnade des Fürsten, und mit dem Verlust ihrer Güter. Dieß wirkte so viel, daß sie die Ketzerey abschwuren, und die Ketzer zu verbannen versprachen. Allein, sie hielten ihren

Eid

Eid nur kurze Zeit, und die Albigenser fiengen von neuem an, ihre nächtlichen Zusammenkünfte zu Toulouse zu halten.

So wie hier, gieng es auch an andern Orten, und die Legaten fanden mit ihren Predigten nirgend viel Eingang. Man hörte sie entweder gar nicht an, oder unterbrach sie unaufhörlich durch Schmähreden gegen den Luxus der Klerisey. Den Albigensern, die auf einen simpeln Gottesdienst drangen, war es unerträglich, daß die Geistlichen, als Christi Diener und Nachfolger, in prächtigen Kleidern einhergiengen, sich von vielen Dienern begleiten ließen, Pferde und Wagen hielten, und großen Aufwand machten. Schon waren die Legaten über den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen mißvergnügt, und wollten voll Verdruß ihr Amt niederlegen, als ihnen ein frommer Prälat den Rath ertheilte, dem Prunk und Luxus, mit dem sie umherzogen, zu entsagen, und sich der Demuth, Mäßigkeit und Strenge zu befleisigen. Die stolzen Pfaffen konnten sich anfangs dazu nicht entschließen; als ihnen aber der Prälat mit seinem eigenen Beispiele vorangieng, und sich erbot, mit ihnen gemeinschaftlich an der Ausbreitung des rechten Glaubens zu arbeiten, da bequemten sie sich endlich, giengen im Lande umher, und machten wirklich hie und da Proselyten. Aber an den meisten Orten waren ihre Bemühungen vergebens, und sie kamen sogar zuweilen in Lebensgefahr.

3.

Blutiger Religionskrieg. Eroberungen der Kreuzsoldaten unter dem Grafen von Montfort.

Die Macht des Königs von Frankreich war damals sehr eingeschränkt, und ein großer Theil des Reichs erkannte ihn nicht eigentlich als seinen Oberherrn. Mehr als vierzig große Herren, welche besondere Herzogthümer und Grafschaften besaßen, theilten sich in die Regierung des Reichs, und das Gebiet des Königs bestand blos aus Isle de France nebst Paris, Orleans, Sens, Bourges, Rheims, nebst einem kleinen Theil von Champagne, und einem großen der Picardie. Der König stellte eigentlich weiter nichts, als den ersten unter den Herren des Landes vor, welche Krieg führten, Frieden schlossen, Gesetze vorschrieben, Abgaben auflegten, die hohe Gerichtsbarkeit ausübten, kurz wahre Landesherren vorstellten. Der König sollte zwar der Oberherr und Oberregent seyn; aber die Staatsverbindung zwischen ihm und den übrigen Fürsten war so lose geknüpft, daß nur ein König von einer besondern Entschlossenheit und Klugheit sie stärker zu befestigen vermochte.

Unter den Großen des Reichs, welche die Albigenser in Schutz nahmen, zeichnete sich besonders der Graf Raimund von Toulouse aus, einer der größten Männer seiner Zeit, edelmüthig, rechtschaffen und von einer aufgeklärteren Denkart, als viele seiner Zeitgenossen. Er fragte nicht, zu welcher Religion man sich bekannte, wenn man nur ruhig, ohne Störung und ohne jemanden zu beleidigen, lebte. Da nun die

Albigenser,

Albigenser, die in seinem Gebiete wohnten, sich als stille und fleissige Unterthanen betrugen, so konnt' er es unmöglich für Recht halten, sie wegen gewisser Meinungen zu verfolgen, die überdieß dem Verstande sich weit besser empfahlen, als manche Behauptungen der Mönche. Darum achtete er auch anfangs wenig auf die Drohungen der päbstlichen Legaten, die ihm ausdrücklich befahlen, die Ketzer aus seinen Herrschaften zu entfernen. Der Pabst ließ die Befehle mehrmals wiederholen, und die Legaten exkommunicirten den Grafen mehr als einmal. In dieser Verlegenheit berief er die Legaten zu sich, und versprach, sie in allen Stücken zu befriedigen. Sie fanden sich auf seine Einladung ein, und gaben ihm heilsame Ermahnungen, die er bald anzunehmen schien, bald aber auch gänzlich verwarf. Sein Haß gegen sie war unüberwindlich, und bei ihrer Abreise soll er sie mit dem Tode bedroht haben. Wirklich wurde einer der Legaten schon am folgenden Tage auf der Reise umgebracht, und jedermann schob die Schuld dieses Mordes auf den Grafen Raimund.

Der Pabst gerieth bei dieser Nachricht in eine Art von Wuth. Ohne erst die Sache genau zu untersuchen, ließ er sogleich in der ersten Hitze an mehrere benachbarte Baronen ein weitläufiges Schreiben ergehen, worinn er den Vorfall umständlich erzählte, den Verstorbenen für einen Märtyrer erklärte, und von ihm sagte, er würde Wunder thun, wenn die Ungläubigkeit der Einwohner es nicht verhinderte. Er setzte hinzu, daß er den Erzbischöffen und ihren Suffraganten Befehl ertheilt habe, ihren Eifer in Verkündigung des Glaubens und Friedens, und in Bestreitung der Ketzerey zu verdoppeln, und den Mörder des heiligen Mannes, alle seine Mitschuldige und Vertheidiger, in den Bann zu thun, und diejenigen

Oerter,

Oerter, wo sich dieselben aufhalten, mit dem Interdict zu belegen. Die Exkommunikation sollte alle Sonn- und Festtage wiederholt werden, bis sich die Schuldigen in Rom einfinden, und Absolution erhalten haben würden. Die Bischöffe sollten auch denen, die dieß unschuldige Blut rächen, und die Ketzer bekriegen wollten, Vergebung aller Sünden versprechen. „Da man, hieß es in diesem Schreiben, nach den Kirchengesetzen demjenigen keinen Glauben halten darf, der Gott untreu geworden, so sollen alle diejenigen, die dem Grafen Treue versprochen haben, von ihrem Eide losgesprochen werden, und einem jeden Rechtgläubigen soll es frei stehen, nicht nur dessen Person, sondern auch seine Länder in Besitz zu nehmen, zumal wenn dieß letztere in der Absicht geschieht, sie von der Ketzerey zu reinigen."

Es war dem Pabste besonders auch darum zu thun, den König Philipp August von Frankreich gegen die Ketzer in Harnisch zu bringen. Er bat ihn deswegen, entweder in Person oder wenigstens durch seinen Sohn Ludwig der Kirche Beistand zu leisten, und die Ketzer zu vertilgen. Der König antwortete aber: er habe zween große Löwen zur Seite, nemlich den Kaiser Otto und den König Johann von England, die alles Mögliche anwendeten, sein Reich zu beunruhigen; darum sey es ihm und seinem Sohne unmöglich, seine eigenthümlichen Staaten zu verlassen. Alles, was er jetzt thun könnte, wäre dieß, daß er seinen Baronen die Erlaubniß ertheilte, dieser Unternehmung beizuwohnen. Dieß letztere geschah, und nun ward überall gegen die verruchten Albigenser und ihre Beschützer das Kreutz geprediget.

Das Kreutz predigen hieß, im Namen des Pabstes bekannt machen, daß alle diejenigen, welche als Soldaten gegen die genannten Ketzer fechten würden,

volle Vergebung ihrer Sünden erhalten sollten. Da fehlte es nun niemals an Menschen aus allen Ländern, welche sich anwerben und das Kreutz auf ihre Jacke heften ließen; einige aus wirklicher falsch verstandener Frömmigkeit, die mehresten aber deswegen, weil sie in dem Lande der Ketzer ungestraft plündern, morden, huren, mit einem Worte alle Ausschweifungen begehen konnten, und oben drein noch die ewige Seligkeit versprochen bekamen. Sie machten sich immer nur auf vierzig Tage zu Kriegsdiensten verbindlich. Wer dann Geld und Gut zusamniengestohlen hatte, gieng nach Hause, und hatte er es verpraßt, so kam er wieder.

Das Kreutzheer, welches im Jahr ein tausend zwei hundert und neun gegen die unglücklichen Albigenser zusammen kam, belief sich auf einige hundert tausend Mann. Als Graf Raimund das Ungewitter losbrechen sah, gerieth er so sehr ins Gedränge, daß er sich mit dem Pabste wieder auszusöhnen suchen, und selbst das Kreutz annehmen mußte. Der erste Anfall des Kreutzheeres geschah, unter der Leitung des päbstlichen Legaten Milo, auf das Gebiet des Grafen von Beziers und Carcassonne, wo der Hauptsitz der Albigenser und ihrer Beschützer seyn sollte. Die Stadt Beziers wurde zuerst belagert, und die rechtglaubigen Einwohner bekamen den Befehl, die Ketzer auszuliefern, wofern sie nicht mit ihnen umkommen wollten. Niemand war geneigt, sich einem solchen Befehle zu unterwerfen, und seine Mitbürger dem Verderben preis zu geben; vielmehr ward beschlossen, sich zu vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Dadurch wurden die Kreutzbrüder so aufgebracht, daß sie sich wüthend den Mauern näherten, und die Stadt stürmend eroberten. Die Sieger machten alles, ohne Unterschied des Alters, des

Geschlechts

Geschlechts und der Religion nieder; in der Kirche der heiligen Magdalena tödteten sie allein sieben tausend Menschen. Ohngeachtet wenigstens eben so viel Katholiken als Ketzer in der Stadt waren, so wurde doch keines Menschen geschont. Als die Soldaten sagten, man könne die Ketzer von den Rechtgläubigen nicht unterscheiden, rief der Legat: „Schlagt sie alle todt; der Herr kennet die Seinen!“ Und so wurden dreissig tausend unschuldige, und großentheils wehrlose Menschen, niedergehauen. Nach vollendetem Morden und Plündern wurde die Stadt eingeäschert.

Die Streiter des Herrn zogen nun triumphirend vor Carcassonne. Als die geängsteten Einwohner dieser Stadt zu kapituliren verlangten, ließ ihnen der päbstliche Legate melden: sie sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, ganz nackend aus der Stadt ziehen, und erwarten, was man mit ihnen vornehmen würde. Da sie diese unanständigen Bedingungen verwarfen, wurden sie eben so barbarisch behandelt, als die Einwohner von Beziers. Während des Sturms sangen die Bischöffe, Aebte und Priester sehr andächtig: Komm heiliger Geist, Herr Gott!

Zur Fortsetzung der Operationen wählte man den Grafen Simon von Montfort zum Oberbefehlshaber und zugleich zum Regenten der Eroberungen. Er war das Haupt des berühmten Hauses Montfort-Amauri, ein erfahrner und unerschrockener Krieger, stand dabei in dem Rufe der strengsten Tugend und Frömmigkeit, war beredt und von Person groß, wohlgebildet und stark. Die andächtigen Kreutzbrüder, geblendet durch den äußern Schein der Gottesfurcht, nannten ihn den Makabäus seines Jahrhunderts, den Vertheidiger der Kirche, die Stütze der Religion. Seine Handlungen charakterisiren ihn aber als einen

 grau-

grausamen Despoten, der mit kalter Barbarey die unmenschlichsten Handlungen verübte, und keine Ungerechtigkeiten verabscheute, um seinen ungemessenen Ehrgeitz zu befriedigen. Unter seiner Leitung wurde ein Tribunal errichtet, das die strengsten Untersuchungen mit den Ketzern anstellen sollte. Es wurde dabei eine bis jetzt auf dem Erdboden ganz unbekannte Gerechtigkeitspflege beobachtet; der Verdacht galt hier statt eines Beweises, der Schein statt eines Verbrechens. Ohne die geringste Auswahl wurden alle Angeber zugelassen; der Sohn konnte seinen Vater, die Gattinn ihren Gatten anklagen. Dieß Tribunal zündete Scheiterhaufen an, um damit dogmatische Meinungen zu bestrafen. Tausende von den verfolgten Albigensern fanden im Feuer und in den Flammen ihr Grab, und mehrere Städte wurden zerstört. Montfort war der blutdürstigste, kälteste, unerbittlichste Diener der Ketzerrichter, ganz würdig des Geschäftes, das ihm aufgetragen war. Einst brachte man vor ihn zween Ketzer; der eine war von der Sekte derjenigen, die sich Vollkommene nannten, und der andere war dessen Schüler. Montfort verurtheilte beide zum Feuer, obgleich der Schüler sich zu bekehren, und seinen Irrthum abzuschwören versprach. „Denn sagte der Graf, ist sein Versprechen aufrichtig, so wird das Feuer zur Tilgung seiner Sünden dienen; lügt er, so wird er für seinen Betrug bestraft.“ Beide wurden also an eine Säule gebunden, und der Schüler gefragt: in welchem Glauben er sterben wolle? „Ich entsage, war seine Antwort, der Ketzerey; ich will in dem Glauben der heiligen römischen Kirche sterben, und ich bitte Gott, daß er mir dieses Feuer zu meiner Reinigung dienen lasse.“ Man zündete hierauf den Holzstoß an. Der Vollkommene wurde sogleich vom Feuer verzehrt. Die Bande des Schülers

lers hingegen brannten ab, ohne daß er selbst Schaden litt, ausser daß die Fingerspitzen ein wenig verletzt wurden, welches man als ein Wunder ansah.

Das Glück, welches die Unternehmungen des Grafen Montfort begleitete, machte ihn so übermüthig, daß er sich unterstund, von dem Grafen Raimund von Toulouse eine gänzliche Abtretung der von der Kreutzarmee eroberten Städte, Schlösser und Domainen zu verlangen, und ihm, im Weigerungsfalle, mit Krieg zu drohen. Raimund, aufgebracht über diese Verwegenheit, antwortete stolz: mit ihm habe er nichts zu schaffen; da er des Bannes entledigt sey, so habe man kein Recht auf seine Staaten; er werde sich wegen dieser unanständigen Zumuthung bei ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn, dem Könige von Frankreich, beim Kaiser und Pabste beklagen.

Raimund reiste nach Rom, und beklagte sich bitter über die Ungerechtigkeiten, die ihm zugefügt wurden. Der Pabst war durch seine Vorstellungen gerührt, und zeigte sich bereitwillig, dem Bedrängten Recht zu schaffen; allein Montfort und die ihm anhängenden Pfaffen achteten darauf nicht, sondern fuhren vielmehr fort, im Gebiete des Grafen Eroberungen zu machen, und die Ketzer zu verbrennen. Dann beriefen sie den Grafen vor ihren Richterstuhl nach Arles, und befahlen ihm sogleich nach seiner Ankunft, ohne ihr Vorwissen die Stadt nicht zu verlassen. Diese erste Unverschämtheit war nur das Vorspiel einer weit ärgern. Bald wurden schriftlich folgende unverschämte Zumuthungen an ihn gethan: Er sollte ohne Verzug alle seine Truppen abdanken, sich in allen Stücken dem Befehle des Pabstes unterwerfen; in allen seinen Staaten sollte man bei Tische nicht mehr als zweierley Fische essen; kein einziger von seinen Unterthanen sollte kostbare Kleider tragen,

sondern nur schwarze und schlechte Mäntel; alle seine festen Plätze sollte er schleifen; die Ketzer und ihre Gönner aus seinen Ländern vertreiben, und den Legaten hernach alle diejenigen ausliefern, die sie ihm anzeigen würden; er sollte nur die vor alten Zeiten gewöhnlichen Auflagen heben; jeder Hausvater sollte jährlich dem päbstlichen Legaten oder dessen Abgeordneten vierzig Toulouser Denarien zahlen; endlich sollte der Graf nach Palästina gehen und daselbst unter den Hospitalitern dienen, und seine Staaten sollten während seiner Abwesenheit unter der Regierung der Legaten bleiben, die ihn zurück berufen wollten, wann es nöthig und dienlich seyn würde.

Da der Graf Raimund diese schändlichen Bedingungen verwarf, so thaten ihn die päbstlichen Legaten in den Bann, und Montfort erklärte ihm förmlich den Krieg, der für letztern desto glücklichere Folgen haben mußte, da immer mehr Kreutzsoldaten sich unter seinen Fahnen einfanden. Fortdaurend wurden die schröcklichsten Grausamkeiten verübt, und die Sieger bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Plünderung, Mord und Brand. Einst fielen achtzig edle Ritter in Monforts Hände, und sogleich ward beschlossen sie aufzuhängen. Die Galgen fielen aber um, weil sie sehr schlecht aufgerichtet waren. Nun ward beschlossen, die Verurtheilten auf andere Art zu tödten, und die Kreutzsoldaten fielen mit rasender Wuth über sie her, und erschlugen sie. Die Gattinn, des edelsten dieser Ritter ward in einen Brunnen geworfen und mit Steinen bedeckt, und zum Beschluß wurden drei hundert Ketzer verbrannt. Aehnliche Unthaten fielen bei verschiedenen Gelegenheiten vor.

Endlich erwachten die Könige von Frankreich und Aragonien aus ihrem Schlummer, und beschlossen den Greueln, die seit drei Jahren das Land in eine

Einöde

Einöde verwandelten, zu steuern. Philipp war als Oberherr der angefochtenen Fürsten und Grafen, Peter von Aragonien als Schwager des Grafen von Toulouse dabei interessirt; auch hatte Montfort selbst die französischen Besitzungen des Königs von Aragonien angegriffen. Philipp beklagte sich bei dem Pabste, der sich mit Zweideutigkeiten heraushalf. Peter von Aragonien hingegen griff in Verbindung mit mehreren Großen wider Montfort selbst zu den Waffen, wurde aber geschlagen und getödtet.

Der Pabst fand jetzt zwar für gut, den Fortschritten des Siegers Einhalt zu thun, und sich selbst einen Theil der eroberten Länder zuzueignen. Aber Montfort war schon zu mächtig geworden, als daß man ihn aus dem Besitz hätte verdrängen können. Der Pabst entschied endlich auf einer Kirchenversammlung im Lateran die Sache dahin: daß der ketzerische Graf Raimund seiner Länder auf ewig entsetzt seyn, und der tapfere und rechtglaubige Simon von Montfort, zum Lohne seiner Arbeiten, im Besitz aller den Ketzern und ihren Beschützern abgenommenen Länder bleiben sollte, jedoch mit Vorbehalt der Rechte ihrer Lehnsherren. So ward Montfort nunmehr Graf von Toulouse und einer der mächtigsten Landesherrn in Frankreich. Er genoß aber die Früchte seiner gewaltthätigen Anmaßungen nicht lange. Die Unterthanen des Grafen Raimund fühlten die ihrem Herrn zugefügte Ungerechtigkeit zu lebhaft, als daß sie der Herrschaft des Grafen Montfort sich ruhig hätten unterwerfen können. Marseille, Avignon und andere Städte ergriefen die Waffen, und machten Raimunden Muth, seinem Unterdrücker die Spitze zu bieten. Das Feuer der Empörung grief immer weiter um sich, und voll Wuth beschloß Montfort sich zuerst an der Stadt Toulouse zu rächen, deren Einwohner er im Verdacht

der

der Untreue hatte. Er nahte sich der Stadt an der Spitze seiner bewafneten Schaaren. In dem Schrecken, welche die Städter bei dieser Nachricht befiel, wandte sich ihr Bischoff Fulko, ein schändlicher Theilhaber an Montforts Mordplanen, an das Volk, und ermahnte es, dem Grafen entgegen zu gehen, und ihn um Vergebung zu bitten. Die Unglücklichen ließen sich bereden, kamen dem Grafen entgegen, und wurden sogleich in Fesseln gelegt. Zu eben der Zeit begieng Fulko die schrecklichsten Ausschweifungen in der Stadt, indem er sie einem Haufen Kreutzsoldaten, die er bey sich hatte, zur Plünderung übergab.

Diese schändliche Treulosigkeit versetzte die Einwohner in die äußerste Wuth; sie ergriefen die Waffen, und verschanzten sich in den Straßen. Montfort kam dazu, legte an drei verschiedenen Orten Feuer an, und befahl seinen Truppen, alles niederzuhauen, was ihner. in Wurf käme. Die verzweiflungsvollen Städter wehrten sich mit jener Unerschrockenheit, welcher ergrimmte Gemüther fähig sind, trieben die blutdürstigen Kreutzsoldaten zurück, hemmten die Feuersbrunst, und zwangen den unmenschlichen Feldherrn, erst in die Kirche, und dann in das Schloß zu flüchten. Hier ließ er die gefangenen Städter vor sich bringen, und drohte ihnen allen die Köpfe abschlagen zu lassen, wenn sie nicht ihre Mitbürger zur Uebergabe bewegen würden.

Von neuem wurden Unterhandlungen gepflogen, und noch einmal wurden die unglücklichen Einwohner das Opfer der Untreue ihres Bischoffs. Der Verräther durchlief alle Straßen, und machte bekannt, der Graf wolle den Gefangenen die Freiheit schenken, das Geplünderte zurückgeben, und mit den Einwohnern in Freundschaft und Eintracht leben, doch unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Waffen auslieferten. Eine

traurige

traurige Erfahrung hätte zwar den Städtern sagen sollen, daß ihr Bischoff sie nur zu hintergehen suche; doch das Verlangen, ihren Mitbürgern die Freiheit wieder zu verschaffen, bewog sie, den Frieden unter der vorgeschlagenen Bedingung anzunehmen. Kaum hatten sie aber ihre Waffen ausgeliefert, so ließ Montfort die Vornehmsten der Stadt in Fesseln legen, seinen Blutrath zusammen kommen, und beschloß, die Stadt von Grund aus zu verheeren, und alle ihre Einwohner zu ermorden. Nur die flehentlichsten Bitten konnten ihn bewegen, statt dieser schröcklichen Strafe mit einer Geldbuße von dreißig tausend Mark Silbers verlieb zu nehmen; eine ganz ungeheure Summe für die geplünderten und größtentheils abgebrannten Städter. Die Härte, mit der man dieses Geld eintrieb, brachte die Unglücklichen zur äußersten Verzweiflung. Sie riefen den Grafen Raimund, ihren ehemaligen Herrn, zurück, und waren entschlossen, das Sklavenjoch abzuschütteln, es koste was es wolle.

Montfort war eben mit seinem Heere von Toulouse entfernt, als er hievon Nachricht bekam. Es eilte zurück, fand aber die Thore verschlossen, und mußte eine förmliche Belagerung vornehmen, die langwierig und äußerst blutig wurde. Auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit. Als aber eines Tages Montfort die Belagerten bei einem Ausfalle bis an die Gräben zurück trieb, fuhr ihm ein aus der Stadt abgeschossener Stein an den Kopf, und streckte ihn halb todt zur Erde nieder. Beide Partheyen erhoben ein großes Geschrey, die eine vor Schrecken, die andere vor Freude. Man brachte den Grafen sogleich in das Zelt des Kardinal-Legaten, wo er bald darauf, am achtzehenten September des Jahres ein tausend zwei hundert und achtzehn, starb. Sein Sohn

war nicht im Stande, sich im Besitz der väterlichen Länder zu behaupten; er verlor ein Stück nach dem andern, obschon Graf Raimund nach vier Jahren im Banne starb, und sein Sohn noch lange zu kämpfen hatte. Erst nach vielen Jahren ward die Ruhe völlig wieder hergestellt.

4.

Ursprung der Waldenser. Ihre Schicksale und Verfolgungen.

Die Albigenser waren nicht die einzigen, die durch ein freieres Bekenntniß sich den Haß und die Verfolgung der Päbste zuzogen. Ein ähnliches Schicksal traf auch eine andere Secte, die um eben diese Zeit entstund. Dieß war diejenige, welche von ihrem Urheber die **Waldenser**, von ihrem Entstehungsorte die **Armen von Lyon**, und von den hölzernen Schuhen, welche ihre Lehrer trugen, und von einem gewissen daran befindlichen Zeichen die **Sabbataten** genannt wurden. Keine von allen Secten, die im zwölften Jahrhundert entstanden, hat sich einen größern Ruf, keine ein größeres Lob der Redlichkeit und Unschuld selbst bei den Feinden erworben, und keine hat mehr Schüler bekommen, als diese.

Peter, ein reicher Kaufmann zu Lyon, aus dem Städtchen Vaux gebürtig, und daher der **Waldenser** genannt, sah mit innerer Wehmuth das herrschende Sittenverderben, und besonders die Verwilderung und das Wohlleben, die Laster und Ausschweifungen der Geistlichkeit. Er ließ sich nach dem Jahre ein tausend ein hundert und sechzig durch einen Priester zu Lyon einige Bücher der heiligen Schrift, besonders die

vier

vier Evangelien, und die vorzüglichsten Aussprüche der alten Lehrer, aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen. Als er nach aufmerksamer Lesung dieser Bücher wahrnahm, daß die Lehre, welche dainals in der römischen Kirche dem Volke vorgetragen wurde, gar sehr von dem Unterrichte der heiligen Bücher verschieden sey, so fühlte er sich gedrungen, seine besseren Ueberzeugungen auch andern mitzutheilen. Er begriff sehr wohl, daß der kirchliche Gottesdienst zu wenig moralischen Nutzen hätte, und dachte daher auf Mittel, diesem Uebel Einhalt zu thun. In dieser Absicht theilte er seine Güter unter die Armen aus, und übernahm im Jahr ein tausend ein hundert und achtzig nebst andern frommen Männern, die er an seinem Vorhaben Theil nehmen ließ, selbst das Amt eines Lehrers.

Peter und seine Freunde hatten keineswegs die Absicht, Neuerungen in der Religion zu machen, oder ihren Schülern neue Glaubenslehren beizubringen. Ihre Absicht gieng hauptsächlich dahin, die Verfassung der Kirche, die Sitten der Glaubigen, und das Leben der Lehrer auf jene erste Einfalt zurück zu führen, die sie besonders aus den Worten des Heilandes gelernt zu haben glaubten. Sie lehrten daher, die römische Kirche sey von der alten Unsträflichkeit und Tugend abgewichen; sie verwarfen die Herrschaft des Pabstes; sie wollten, die Vorsteher und Lehrer der Kirche sollten die Armuth der Apostel nachahmen, und sich einen geringen und mäßigen Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit erwerben; die Befugniß zu lehren und die Brüder zu ermahnen sey gewissermaßen allen Christen verliehen worden. Die Tilgung der Sünden durch Gebet, Fasten und Wohlthätigkeit wollten sie wieder hergestellt wissen. Es sey nicht nöthig, den Priestern die Sünden zu beichten, sondern die begangenen Sünden

könnten allen Brüdern bekannt und guter Rath von ihnen erwartet werden. Gott allein könne Sünden vergeben, und die Strafen derselben erlassen, und die Indulgentien wären die Erfindung eines schändlichen Geizes. Die Fürbitte für die Verstorbenen und andere Gebräuche zu Gunsten derselben seyen leere Ceremonien, denn die abgeschiedenen Seelen würden nicht an einem gewissen Mittelorte gereiniget, sondern nach der Trennung vom Körper sogleich entweder in den Himmel oder in die Hölle aufgenommen. Trennen wollten sich die Waldenser nicht von der Kirche; aber das Recht, ihre Prediger aus eigenem Mittel zu erwählen, verlangten sie; und wie sie sich die Verfassung der apostolischen Kirche vorstellten, so richteten sie ihre Gemeinen ein. Ihre Lehrer waren Handwerker, Garnweber, und die wichtigsten Uebungen ihrer Andacht bestanden im Bibellesen, Beten, Fasten und Allmosen. So weit es die Umstände erlaubten, lebten die Brüder in Gemeinschaft der Güter.

Es fanden sich bald in der Nahe und Ferne Menschen in nicht kleiner Anzahl, denen diese Lehre gefiel, und die sie mit Ueberzeugung bekannten. Die einfachen, aber lehrreichen und erwecklichen Vorträge der Waldenser, und ihr arbeitsames, mäßiges Leben, besiegten gleichsam durch ihren innern Werth das eitle Schaugepränge, die unverständlichen lateinischen Gebete der Katholiken, und das sittenlose Leben der meisten Geistlichen. Allmählich sah man die kleine Secte sich über einen ziemlichen Theil des südlichen Frankreichs und der Lombardey verbreiten, man sah in ihrer Mitte Schulen entstehen, in welchen jedes Kind zum Schreiben und Bibellesen angeführt wurde, und die stille Haushaltung der guten Leute gefiel so sehr, daß selbst katholische Eltern ihnen Kinder zur Erziehung anvertrauten. Aber nun war es auch um die

bürger-

bürgerliche Sicherheit der Waldenser geschehen. Der Erzbischoff von Lyon zog zuerst gegen Petern los, und nöthigte ihn, in die Picardie zu fliehen. Auch hier verbreitete er seine Grundsätze mit Glück, ward aber auch hier verfolgt, flüchtete nach Deutschland, und beschloß sein Leben in Böhmen. Die Verfolgungen seiner Gemeinden dienten nur dazu, ihre Meinungen weiter mitzutheilen, und im vierzehenten und fünfzehenten Jahrhundert gab es der heimlichen Waldenser überall sehr viele. Sie hatten gewisse Zeichen an ihren Häusern, an denen die Brüder sich erkannten, und man sagte damals wie im Sprüchworte, wenn ein Waldenser durch Deutschland nach Mailand reise, so finde er jede Nacht bei einem Bruder Herberge.

Die päbstliche Parthey verfolgte sie mit entsetzlicher Grausamkeit, und um ihretwillen wurde im Jahr ein tausend zwei hundert und neun und zwanzig recht eigentlich das schröckliche Ketzergericht, die Inquisition, eingeführt. Tausende mußten um ihres Glaubens willen bluten und brennen, und die Unglücklichen flohen oft, mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe, in abgelegene Gegenden, um der Verfolgungswuth ihrer Peiniger zu entrinnen. So lebte ein Ueberrest von ihnen unbekannt in den Thälern der Gebürge, welche Piemont von Dauphine trennen. Seit vier Jahrhunderten beinahe versteckt, waren sie zufrieden mit ihrer Dunkelheit, und der Haß, mit dem man sie bis dahin verfolgt hatte, nahm dergestalt ab, daß sie in d. Folge nur leichte Ueberfälle auszustehen hatten. Ein Archidiakon von Cremona, ein Legat Pabst Innocenz des Achten, kam einst an der Spitze Bewafneter zu ihnen, und verlangte entweder Abschwörung oder den Tod. Einige Waldenser hatten sich die Abschwörung gefallen lassen, andere liessen sich lieber umbringen;

aber

aber die meisten erkletterten die Spitzen ihrer Felsen und fanden in dem ewigen Schnee, der sie bedeckte, Sicherheit.

Da im Anfange des sechzehenten Jahrhunderts König Ludwig der Zwölfte von Frankreich durch die Dauphine gieng, um in Italien Krieg zu führen, erstaunte er nicht wenig über das wilde und gehäßige Geschrey, das man von allen Seiten gegen diese unglücklichen Ketzer erhob. Er ließ ihre Aufführung von sachverständigen und rechtschaffenen Männern untersuchen. Ihr Bericht fiel für die Waldenser so günstig aus, daß der König sagte: „Sie sind bessere Christen als wir!“ Zugleich gab er den Befehl, daß man den Vertriebenen ihre Güter wieder geben, welche ihnen die Tyranney genommen hatte, und daß man die ganze Verhandlung hierüber in die Rhone werfen sollte. Diese Ruhe ward aber nur von kurzer Dauer. Um das Jahr ein tausend fünf hundert und dreissig, da bereits die Protestanten Europa eine andere Gestalt zu geben anfiengen, schlossen die Waldenser mit ihnen einen Vereinigungstraktat. Sie machten hierauf ihr Glaubensbekenntniß in Neuchatel öffentlich bekannt, und ihre Gesellschaft verbreitete sich immer weiter in der Grafschaft Venaissin und in einigen kleinen Städten der Provence. Allein das Parlement zu Aix machte bald Anstalten, die Provinz von den Ketzern zu reinigen. Da ihre Zahl vornemlich in der Provinz Merindol sehr ansehnlich war, so beschloß der Magistrat, achtzehn der vornehmsten Bürger dieser Stadt auf ewig aus der Provence zu verbannen. In der Sentenz liest man folgende seltsame Stelle: „Merindol war bisher der vornehmste Aufenthalt aller derer, die sich zu der verdammten und verworfenen Sekte der Waldenser bekennen. Daher befiehlt der Hof, daß diese Burg wüste und unbewohnbar

gemacht

gemacht werden soll: daß alle Häuser sollen abgebrannt, und alle Schlösser zwei hundert Schritte im Umkreis niedergerissen werden." Glücklicher Weise ward diese abscheuliche Sentenz nie vollzogen, und König Franz der Erste verbot ausdrüklich, die Waldenser zu verfolgen.

Diese Ruhe war der Vorbote eines schröcklichen Sturmes. Der Präsident des Parlements von Aix, Baron von Oppede, ein wüthender Eiferer für den wahren Glauben, drohte den Ketzern Tod und Verderben, und säumte nicht, diese Drohung ins Werk zu setzen. Er fieng damit an, sie bei der Regierung verdächtig zu machen, indem man ihnen ein strafbares Verständniß mit den Feinden des Staats Schuld gab. Da der blinde Eiferer sah, daß ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt werden würden, so suchte er die alte Verordnung gegen die Waldenser wieder hervor, und wagte es sogar, die obige abscheuliche Sentenz zu vollziehen. An der Spitze roher Fiskalen, den Trabanten seiner Wuth, drang er selbst in die friedlichen Wohnungen der guten Leute, und brachte Schrecken und Tod in dieselben. Die Unglücklichen, die der Regierung in dem gehässigsten Lichte dargestellt worden waren, vertheidigten sich nicht einmal. In der größten Eile dachten sie an ihre Rettung, und suchten in den Gebürgen eine Freistätte. Indessen verbrannte man ihre Wohnungen, schändete ihre Töchter und ihre Weiber, und in dem Schooße des Friedens wiederholte man alle Schandthaten, welche der undisciplinirte Soldat in einer eroberten Stadt zu begehen pflegt. Als der Baron Oppede nach Mérindol kam, fand er nur noch einen jungen Menschen von achtzehen Jahren, der die Flucht verschmäht hatte; er ließ ihn mit kaltem Blute an einen Oelbaum befestigen, und schos ihn mit einer Armbrust todt.

Nach dieser blutigen Expedition ließ der Würtherich Cabrieres einschließen, worinn sich sechzig Mannspersonen und eine Menge Weiber und Kinder befanden. Die Belagerten wollten sich mit Akkord ergeben, und man kam auch wirklich über die Bedingungen überein; allein kaum befanden sich die Soldaten in der Stadt, als sie die sechzig Mann gefangen nahmen, auf eine Wiese führten und erwürgten. Die Frauenspersonen, welche in der Kirche eine Freistädte gesucht hatten, wurden selbst an den Stuffen des Altars geschändet. Diejenigen, deren Alter oder Häßlichkeit gegen dergleichen Ausschweifungen schützte, sperrte man in eine mit Stroh angefüllte Scheune ein, und verbrannte sie. Zwei und zwanzig andere Orte traf ein ähnliches Schicksal, wie Cabrieres. Diese schröckliche Verfolgung soll viertausend Menschen das Leben gekostet haben. Die außerlesenste junge Mannschaft der Waldenser, siebenhundert an der Zahl, ward für die Galeeren aufbewahrt.

Der Fanatismus dieses Zeitalters hatte inzwischen doch nicht alle Herzen für die Menschlichkeit verschlossen. Es erhob sich von allen Seiten ein Geschrey des Unwillens gegen solche Grausamkeiten, und der Hof gebot aufs ernstlichste, die Waldenser in Ruhe zu lassen. Seitdem lebten sie wenigsten gegen offenbare Gewaltthätigkeiten gesichert.

V. Verschwörung in Venedig.

Im Jahr 1355.

I.

Wahl des Falieri zum Doge der Republik Venedig. Unglückliche Anzeichen. Wirkungen der Eifersucht.

Die Republik Venedig hatte sich durch die Industrie ihrer Bewohner und durch die glücklichsten Handelsspekulationen zu einer hohen Stufe des Wohlstandes empor gearbeitet, als im Jahr ein tausend drei hundert und vier und fünfzig Marino Falieri, die höchste Würde im Staate, die Würde eines Doge erhielt. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als auf den Mann, dem angeerbtes und eigenes Verdienst die gerechtesten Ansprüche auf diesen erhabenen Posten gaben. Seine Vorfahren hatten sich im Dienst der Republik glänzenden Ruhm erworben, und er selbst hatte das Andenken an denselben erst kürzlich durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart auf der Flotte im schwarzen Meere erneuert. Sein hellsehender, feuriger und unternehmender Geist erweckte die frohe Hofnung, daß unter seiner weisen und kraftvollen Leitung der hartnäckige Rivalitätskrieg mit den Genuesern, in welchen die Republik verwickelt war, in Kurzem ein glückliches Ende erreichen dürfte. Mit eben der Geschicklichkeit, mit welcher er den Degen führte, arbeitete er auch im Kabinete, und durch viel-

vieljährige Bekleidung der wichtigsten Staatsämter hatte er sich nicht nur die genaueste Kenntniß der Staatsverfassung, sondern auch einen sicheren politischen Blick erworben. Ueberdieß stund er bereits in einem Alter, das Achtung und Ehrfurcht einzuflößen im Stande ist.

Die bewundernswürdige Geschicklichkeit, mit welcher Falieri Unterhandlungen einzuleiten wußte, hatte den Senat vor Kurzem bewogen, ihn als Gesandten an den päbstlichen Hof zu schicken, um dem Pabste Innocenz dem Achten zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und sich seines Beistandes gegen die auswärtigen Feinde der Republik zu versichern. Er hatte diesen Auftrag glücklich beendiget, und war bereits auf der Rückreise begriffen, als er unterwegs durch die Nachricht überrascht wurde, daß er zum Doge der Republik erwählt worden sey.

Eine feierliche Gesandtschaft des Senats ward ausersehen, um dem Gewählten seine Erhöhung bekannt zu machen, und ihm die Glückwünsche der Republik abzustatten. Zwölf edle Venetianer, umgeben mit einer glänzenden Begleitung, kamen ihm bis nach Verona entgegen. Die ganze Stadt wimmelte von Menschen; alles war in Bewegung, und überall sah man nichts als Aeußerungen der lebhaftesten Freude. In Padua erwartete den neuen Doge der ganze versammelte Senat, und empfieng ihn mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen. Von hier setzte er seine Reise weiter über Chiozza nach St. Clemens fort, wo er den Bucentoro *) bestieg, der ihn nach Venedig

*) Bucentoro, Bucentaur, hieß das große und prächtige Schiff, das der Doge von Venedig jedes Jahr am Himmelfahrtstage, bei seiner sogenannten Vermäh-

Venedig bringen sollte. Schon wollte das Schiff in den Hafen einlaufen, als sich plötzlich ein wüthender Sturm erhob, der den ganzen Horizont verfinsterte. Falieri, der auf dem Bucentoro nicht mehr sicher war, mußte mit seinem Gefolge einen gewöhnlichen Kahn besteigen, und kam in demselben sicher und wohlbehalten bei dem St. Markusplatze an. Hier stieg er ans Land. Der versammelte Adel empfieng ihn voll der tiefsten Ehrfurcht, und das Volk strömmte ihm aus allen Enden der Stadt mit lautem Frohlocken entgegen. Das Gewühl war unbeschreiblich. Zum größten Unglück nahm Falieri in der Betäubung, dem Gedräng und der Düsternheit der Luft nicht wahr, daß er zwischen den zwei Säulen auf dem sogenannten kleinen Platze durchgieng, wo die Missethäter hingerichtet zu werden pflegten. Dieser zufällige Umstand

 erregte

---

lung mit dem adriatischen Meere gebrauchte. Es war von der Größe einer Galeazza, und auf beiden Seiten mit goldenen Sesseln versehen. Das ganze Schiff war vergoldet, und aufs prächtigste geziert; auf dem Oberdecke befand sich ein Thron, auf welchem der Doge zwischen den Gesandten und Senatoren saß. Auf dem Unterdecke waren acht und zwanzig Ruder, jedes mit sechs Mann versehen, von denen man nichts als die Bewegung der Ruder sah. Am Vordertheile befand sich eine vergoldete Gerechtigkeit mit dem Schwerdt und der Waage. Wenn der Doge, zum Zeichen seiner Vermählung mit dem adriatischen Meere, einen goldenen Ring ins Meer warf, sprach er die Worte: Desponsamus te, mare, in signum perpetui dominii. (Meer, ich vermähle mich mit dir, zum Zeichen der beständigen Oberherrschaft.) Der Kapitain dieses Schiffes mußte bei seiner Ernennung mit einem körperlichen Eide, und beim Verlust seines Lebens, die wunderliche Versicherung thun, daß er das Schiff wieder unverletzt zurück bringen wollte, wenn auch die See von heftigen Stürmen beunruhiget würde.

erregte großes Aufsehen, und schien dem gemeinen Manne sehr bedenklich.

Inzwischen wurde der neue Doge unter Begleitung des ganzen Adels und einem beständigen Gewühl von Menschen nach der St. Markuskirche, und von da nach dem herzoglichen Palaste gebracht, wo er mit den gewöhnlichen Ceremonien die Krönung empfieng. Aber der Umstand mit den Säulen, und die plötzliche Veränderung der Atmosphäre hatte auf das Gemüth des Pöpels den widrigsten Eindruck gemacht, und bald ward die lärmende Freude durch ungünstige Ahndungen verdrängt. Leider bestätigte auch die Folge in Kurzem diese Ahndungen. Der Staat wurde von unzähligen Widerwärtigkeiten heimgesucht. Krieg, Hungersnoth, Seuchen und Erdbeben wetteiferten mit einander, seine Kraft zu erschöpfen. Auf diese ganze Reihe von Unglücksfällen folgte endlich der lezte, härteste Schlag, dem er beinahe erlag. Die Veranlassung dazu war folgende.

Falieri hatte eine junge sehr reitzende Gemahlinn, die unter dem Adel der Stadt viele Verehrer fand. Unter ihren Anbetern zeichnete sich ein gewisser Michael Steno aus, dessen stille Leidenschaft von Seiten der reitzenden Dogaressa, wie man sagt, die schmeichelhaftesten Ermunterungen bekam. Dieser Michael Steno war ein schön gebildeter Mann, Mitglied des Hofgerichts (Quarantie), stund in vorzüglicher Achtung, und besaß einen mächtigen Anhang in der Stadt. Da er mit dem Hause des Doge auf einem vertrauten Fuße lebte, so fand er um so eher Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen, und er ließ es an seinen Bemühungen nicht fehlen. Dieß konnte aber den scharfsichtigen Blicken des Doge nicht lange verborgen bleiben. Die Eifersucht erwachte bei ihm mit ihrem ganzen Gefolge von Unbesonnenheit und Uebereilung

lung. Bis jetzt tobte sie nur ins geheim, allein bei der ersten Gelegenheit brach sie mit dem heftigsten Ungestümm los. Diese Gelegenheit brachte der erste Donnerstag in der Fastnacht. An diesem Tage pflegte der Doge sich mit seinem Gefolge an einem, dem kleinen Platze gegenüber stehenden Gange einzufinden, um den Ergötzungen des Volkes beizuwohnen, welches sich beeifert, ihn mit mancherley Feierlichkeiten zu beehren. Ist der Doge verheurathet, so nimmt die Dogaressa ebenfalls an diesen Feierlichkeiten Theil, und dieß war hier der Fall.

Der Doge erschien in Begleitung seines Hofes und seiner Gemahlinn, und auch Steno kam mit ihm. Dieser wußte seine Stellung so vortheilhaft zu nehmen, daß er die schöne Dogaressa beständig vor Augen hatte. Falieri bemerkte dieses kaum, als er in den heftigsten Ausdrücken den Befehl gab, man solle den Steno vom Gerüste werfen. Es geschah. Steno entfernte sich, aber mit den lebhaftesten Empfindungen des Schmerzes und der Rache über diese schimpfliche Begegnung. Er eilte gerades Weges nach Hause, maskirte sich, und erschien zum zweitenmal auf dem Gerüste. Bei dem Gedränge und der gespannten Aufmerksamkeit der Umstehenden gelang es ihm, unvermerkt ein Zettelchen folgendes Innhalts an den Sitz des Doge zu heften: „Falieri besitzt eine schöne Gemahlinn; allein was hilft ihm das? Er unterhält, und andere genießen sie.“

Steno schlich sich in eben dem Augenblicke hinweg, als die List verübt war. Nur seine vertrautesten Freunde wußten etwas von der Sache. Kaum fiel dieses Zettelchen den Umstehenden in die Augen, so machten sie den Falieri darauf aufmerksam. Dieser spie Feuer und Flammen, und beschwor Himmel und Erde, ihm den Thäter in die Hände zu liefern.

Man

Man gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, ihn auszukundschaften, und die Beleidigung des Doge zu rächen; damit war ihm aber nichts geholfen: er verlangte Genugthuung, und diese konnte man ihm nicht eher verschaffen, bis der Thäter entdeckt war. Steno zögerte nicht. Unverzüglich eilte er in den Senat, bekannte sich öffentlich für den Urheber, und brachte zu seiner Entschuldigung nichts weiter vor, als die erlittene Beschimpfung. Jedermann gab ihm im Stillen Recht, und doch mußte der Doge Genugthuung haben. Der Adel befand sich in nicht geringer Verlegenheit, wie er den Steno bestrafen sollte, ohne seinem Gewissen zu nahe zu treten. Endlich brachten es seine Anhänger dahin, daß die Entscheidung dieser Sache dem Hofgerichte übergeben wurde. Da aber Steno selbst eines der Oberhäupter dieses Tribunals war, so fiel das Urtheil desselben sehr gelinde aus, und es erkannte blos auf eine monatliche Gefangenschaft.

Durch eine so leichte Bestrafung fand sich Falieri's Rachbegierde keineswegs befriedigt. Es schmerzte ihn tief im Innersten, daß er sich jetzt unter die Willkühr der Aristokratie schmiegen sollte, nachdem er von Jugend auf an die unbegränzteste Ehrerbietung gewöhnt war. Sein Zorn brach in laute Verwünschungen über die Ungerechtigkeit des Adels aus. Er fieng an, den verhaßten Steno und die gesammten Beysitzer des Hofgerichts öffentlich zu verfolgen, und sein Haß verbreitete sich über alle Vornehmen der Stadt, die seinen Absichten entgegen waren. Bei jeder Gelegenheit gab er die lautesten Beweise davon, daß in Kurzem die ganze Stadt aufrührisch wurde, und man eine allgemeine Gährung befürchtete.

2.

Falieri's Verschwörung zum Untergange der Republik. Entdeckung und Strafe.

Die Erfahrung bestätigt es in unzähligen Beispielen, wie verderblich der Einfluß ist, den Privatleidenschaften öfters auf die Entschliessungen des Staatsmannes haben. Seit jener Kränkung beschäftigte den weisen Falieri mehr die Befriedigung seiner Rachgier als das Wohl der Republik, und folgender Vorfall gab ihm, seiner Meinung nach, eine erwünschte Gelegenheit, bald und sicher zum Ziele zu gelangen.

Ein gewisser Dandolo, Aufseher über die Zurüstung der Flotte, entzweite sich mit dem verdienstvollen Admiral Bertuccio. In der Hitze des Streits schlug Dandolo den Admiral ins Gesicht. Dieser kochte Rache. Von Stund an war er auf nichts weiter bedacht, als eine Bande zusammen zu rotten, welches ihm um so leichter war, da er unter dem Pöbel viele Anhänger hatte. Sobald die Bande zusammen getrieben war, zog er an ihrer Spitze auf den kleinen Platz hin, marschirte unter den Fenstern des fürstlichen Pallastes auf und ab, und stellte dem Dandolo öffentlich nach dem Leben. Dieser nahm seine Zuflucht zum Senat und zum Doge selbst, und beschwor sie aufs dringendste, ihn von dieser lästigen Nachstellung zu befreien. Unterdessen schloß er sich mit aller möglichen Vorsicht in den Pallast ein, und erwartete zitternd die Entscheidung. Bertuccio ward vorgerufen. Der Doge machte ihm die bittersten Vorwürfe über sein unbesonnenes Betragen, ermahnte ihn auf's nachdrücklichste, nie wieder die Sicherheit des Staats

durch

durch ein so freches Unternehmen zu stören, und zwang ihn sogar, sich eidlich zu verpflichten, daß er nie wieder etwas Nachtheiliges gegen das Leben des Dandolo vornehmen wolle.

Der Admiral gieng murrend davon, und berathschlagte sich mit seinem Gefolge, was weiter zu thun sey. Unterdessen langte ein Bedienter des Doge bei ihm an, und bestellte ihn unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit auf das Zimmer seines Herrn. Bertuccio erschien zur gesetzten Zeit; aber wie groß war sein Erstaunen, da er den Falieri aus einem ganz andern Tone reden hörte, als vor wenigen Stunden. Dieser schlaue Kopf hatte sich jenes Betragens nur als einer Maske bedient, seine wahren Gesinnungen darunter zu verbergen. Jetzt überließ er sich ohne Zurückhaltung dem Ausbruche der heftigsten Rache, die er schon so lange in seiner Brust genährt hatte, und wandte alles mögliche an, diese nemliche Flamme in dem Busen des Admirals anzufachen. Diesem konnte nichts erwünschter seyn, als die zufällige Zusammenstimmung seiner Wünsche mit denen des Doge. Es bedurfte daher keiner langen Ueberredung. Bertuccio war mit Leib und Seele der seinige, und in wenig Stunden war der Plan zu einer Verschwörung geschmiedet, die nichts geringeres, als den Untergang des ganzen Staats zum Gegenstand hatte.

Der erste Schritt zum Ziele war, daß man alles mögliche anwendete, um den Haß des Pöbels gegen den Adel, der sich durch Stolz und Despotismus bei diesem schon äußerst verhaßt gemacht hatte, zu nähren. Zu dieser Absicht taugte niemand besser als Bertuccio selbst, der des Pöbels Abgott war. Er wußte bald einige Matrosen und Schiffsleute auf seine Seite zu bringen, und stellte sie alle dem Falieri vor. In kurzer Zeit hatte er schon eine kleine Bande von

zwan-

zwanzig Personen zusammen gezogen, wovon es aber nur vieren bekannt war, daß der Doge selbst die Hand mit im Spiele habe. Jeder dieser Leute mußte auf seinen Befehl sich um sechzig andere bewerben, welches, wie er vorgab, um so leichter seyn würde, da es bekannt genug wäre, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueser in die See stellen müßte, wozu man Leute nöthig hätte. Ueberhaupt sollten sie sich so stellen, als ob jrgend ein großes Unternehmen im Werk wäre. Unterdessen fuhren sie fort, das Volk aufrührerisch zu machen. Zu diesem Ende schlichen sich bei Nachtzeit ganze Haufen Verschworner unter die Fenster der Bürger, klopften mit Ungestümm an, und begehrten zu ihren Weibern und Töchtern gelassen zu werden. Dabei lachten sie auch und zischelten, und riefen einander halb laut bei dem Namen dieses oder jenes Edelmanns zu. Das Mittel that seine Wirkung, und in Kurzem war die ganze Stadt in Gährung. Das ganze Komplot war nun eingeleitet, und bedurfte nur noch der Ausführung.

Jetzt berief Falieri den angesehenen Kaufmann, Cucholo zu sich, der sein vertrauter Freund war, und mit ihm zugleich die übrigen Verschwornen. Er glaubte nunmehr alles zu einer gewaltsamen Explosion genugsam vorbereitet zu haben, und eröffnete den Versammelten seinen ganzen Plan. Zugleich wurde jedem von ihnen die Rolle angewiesen, die er zu spielen hätte. Eilfe von ihnen sollten an einem festgesetzten Tage sich in der Stadt ausbreiten, während die genuesische Flotte sich den Lagunen nähern würde. In der Nacht sollten sie Lärm machen, auf dem St. Markusthurm Sturm schlagen, und die Stadt zu einer erdichteten Vertheidigung aufrufen. Dieß sollte das Signal zur Empörung seyn, auf welches sich die sämmtlichen Verschwornen versammelten, einige

den St. Markusplatz besetzen, andere sich der Hauptplätze der Stadt versichern, die angesehensten Edeln ermorden, und den Falieri zum Souverain von Venedig ausrufen sollten.

Alles war verabredet und der fünfzehende April zur Ausführung dieses schröcklichen Vorhabens festgesetzt. Doch der Rath der Zehen, dem die heimlichen Zusammenkünfte des Pöbels bedenklich vorkamen, schöpfte immer mehr Verdacht. Er hatte längst ein wachsames Auge auf die unruhigen Bewegungen im Volke gehabt, ohne jedoch etwas Zuverläßiges herausbringen zu können. Der Zufall kam seinen Forschungen zu statten, und einer der Verschwornen ward selbst der Verräther des schändlichen Vorhabens.

Ein Pelzhändler aus Pisa, (er hieß Beltrand oder nach andern Bential) hatte in dem Rath der Zehen einen vertrauten Freund und Gevatter, dessen Erhaltung ihm sehr am Herzen lag. Freundschaft und Gewissen foderten ihn auf, das Leben dieses Mannes zu retten, je näher die schröckliche Stunde der Entscheidung heranrückte. Als die Dämmerung hereinbrach, konnte er diesem Drange nicht länger widerstehen. Mit Furcht und Zittern schlich er sich in das Haus seines Freundes (sein Name war Leoni), und verlangte ihn zu sprechen. Sobald er ihn ansichtig wurde, beschwur er ihn unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, sich diese Nacht ja nicht aus seiner Wohnung zu entfernen, es möchte sich ereignen was da wollte. Leoni, dem die Sache sogleich verdächtig vorkam, drang heftig in ihn, daß er ihm die Ursache dieser Warnung entdecken möchte, und unter den heiligsten Zusicherungen seiner Verschwiegenheit und seines Schutzes gelang es ihm auch endlich, seinem Freunde das furchtbare Geheimniß zu entreissen. Aber kaum wußte er dasselbe, so suchte er den Entdecker

decker unter allerlei Vorwand zurück zu halten, und befahl seinen Bedienten aufs nachdrücklichste, ihn ja nicht entwischen zu lassen, während er selbst unverzüglich zu einigen Senatoren eilte, denen er diese wichtige Entdeckung mittheilte.

Es galt hier kein langes Besinnen, um das Ungewitter zu beschwören, das seinem Ausbruche nahe war. Der Rath der Zehen, die Häupter des Hofgerichts nebst andern angesehenen Patrioten wurden in der Stille plötzlich an einen sichern Ort zusammen berufen. Dann bot man unverzüglich die sogenannten Arsenaloten auf, d. h. die Künstler, Handwerker und Handlanger, welche im Zeughaus der Republik arbeiten, lauter rüstiges handfestes Volk, mit deren Hülfe man die Verschwornen augenblicklich zu verhaften beschloß. Auch ward Sorge getragen, den St. Markusthurm in aller Stille besetzen zu lassen, um das Sturmläuten zu verhüten.

Alles ward mit der größten Eile und der sorgsamsten Vorsicht ins Werk gesetzt. Allein dessen ungeachtet konnte man nicht verhindern, daß einige der Verschwornen dadurch nicht aufmerksam geworden wären. Kaum schöpften sie einen Verdacht, so ergrief der größte Theil von ihnen die Flucht. Unter diesen befanden sich fast alle Edle, die mit in die Verschwörung verflochten waren. Sobald ihre Flucht bekannt war, setzte der Senat einen Preis auf ihren Kopf, und verbannte sie auf ewig aus ihrem Vaterlande. Nur zehen von ihnen hatten das Unglück, von den Häschern ergriffen, und ins Gefängniß geworfen zu werden. Bertuccio selbst war unter diesen. Auch dem berühmten Bildhauer Skalanderio oder Skalanditto, wie ihn andere nennen, widerfuhr dieses Schicksal. Hierauf versammelte sich der Rath der Zehen in dem fürstlichen Palaste, der von einer hinlänglichen

länglichen Anzahl Bewafneter besetzt wurde, damit der Doge selbst nicht entrinnen möchte. Noch in dieser nemlichen Nacht wurde das Urtheil über die Gefangenen gefällt, und auch sogleich an ihnen vollzogen. Einige wurden erdrosselt, andere mit dem Beil hingerichtet, und noch andere ersäuft. Nur Skalanditto und sein Sohn wurden verschont, aus Achtung gegen ihre Kunst, die viele Häuser der Edeln und selbst den fürstlichen Palast mit treflichen Meisterstücken ausgeziert hatte. Der Senat begnügte sich, sie zur lebenslänglichen Gefangenschaft zu verurtheilen.

Die ganze Nacht war unter Blutvergießen verflossen. Jetzt näherte sich der Morgen, und die schröcklichste Scene stund den Vätern der Republik noch bevor: die Bestrafung ihres Oberhauptes. Lange waren sie unentschlossen, bis endlich die dringende Gefahr des Staats und die politische Nothwendigkeit ihre Zweifel besiegte. Der Doge ward vorgefodert, und er erschien in einer nachläßigen Hauskleidung, ohne das mindeste Zeichen seiner Würde. Man legte ihm die unleugbarsten Beweise vor, und entrieß ihm mit Gewalt das Geständniß seines Verbrechens. Nun wurde er entlassen, und die Stimmen über ihn gesammelt. Bald darauf begab sich der Rath auf sein Zimmer, und kündigte ihm sein Urtheil an. Sogleich wurde ihm die fürstl. Mütze abgenommen, mit dem Bedeuten sich zum Tode anzuschicken. Aus besonderer Nachsicht erlaubte man ihm noch, ein Testament aufzusetzen, und entweder zu Seelmessen oder zu mildthätigen Zwecken eine gewisse Summe Geldes, wem er wollte, zu vermachen, mit der Bedingung, daß sich dieselbe nicht über zwei tausend Dukaten erstrecken dürfte. Nach diesem führte ihn der Rath der Zehen auf die sogenannte Riesentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wurde. Hier stand er voll

schröck-

schröcklicher Erwartung, tiefe Stille herrschte rings umher, und ein Streich trennte den Kopf vom Rumpfe. Der Leichnam wurde in einen Sarg gelegt, und in sein Erbbegräbniß gebracht Unmittelbar nach geschehener Hinrichtung begab sich das Oberhaupt des Raths auf die sogenannte Tribune, die aus dem großen Rath nach dem kleinen Platz führte, und zeigte dem versammelten Volk das bluttriefende Schwerdt, mit den Worten: „Der Verräther des Vaterlandes ist gerichtet!"

Der Pelzhändler Beltrand, welcher das Komplot verrathen hatte, erhielt nicht nur die Freiheit, sondern man bestimmte ihm noch einen jährlichen Gehalt von tausend Dukaten, vermachte ihm das Privathaus des Falieri, und erhob ihn in die Klasse der Patrioten. Dieser unverschämte Mensch aber, der sich auf eine unerwartete Art so reichlich belohnt sah, glaubte durch Trotz noch mehr erpressen zu können, und drohte seinen Richtern öffentlich, sie ihrer Kargheit und Unbilligkeit willen nirgends zu verschonen, sondern vielmehr ihren Namen bei jeder Gelegenheit mit Schimpf und Schande zu brandmarken. Diese schändliche Undankbarkeit entrüstete die Richter so sehr, daß sie im Begriff standen, den Verbrecher diese Tollkühnheit mit dem Leben büßen zu lassen. Aber zu seinem Glücke bekämpfte das Andenken an jene Wohlthat, die er vor Kurzem noch dem Staat erwiesen hatte, ihren Zorn, und sie begnügten sich, ihn auf zehen Jahre aus der Republik nach Ragusa zu verbannen. Er entkam aus dem Orte seiner Verbannung, aber, indem er sich nach Ungarn begeben wollte, verlor er unterwegs das Leben.

VI.

VI. Wiedertäuferische Unruhen und Gräuelthaten in Münster.

In den Jahren 1533 bis 1536

I.

Lehren und Grundsätze der Wiedertäufer. Sie werden verfolgt. Einführung der Reformation in Münster.

So ehrwürdig der ächt-religiöse Geist ist, als ein Stamm, der die herrlichsten Blüthen und Früchte treibt: so traurig sind die Ausschweifungen, in die religiöse Schwärmerey von jeher die Menschen verwickelt hat. Ein merkwürdiges Beispiel davon sind die Wiedertäufer *) die schon in den ersten Jahren der lutherischen Kirchenverbesserung aufstunden. Bethört von dem Wahne, Gott wolle durch sie große Dinge ausrichten, und der Kirche eine ganz neue Gestalt geben, verursachten sie überall die greulichsten Unordnungen, und störten nicht nur den Frieden in der Kirche, sondern auch im Staate. Zuerst stritten die Häupter dieser Sekte, die sich gleich anfangs in verschiedene Partheyen theilten, mit Worten, Gründen, und mit der Erzählung himmlischer Erscheinungen, die sie

*) Man sehe, was im zweiten Bande dieser Revolutionsgemälde S. 330 ff. von den Wiedertäufern, und dem Unfuge, den sie in Sachsen, besonders unter Münzern, verübten, erzählt worden ist.

sie gehabt haben wollten. Wie dieß aber nicht geschwind genug in die Gemüther eindrang, ergriefen sie die Waffen. Mit fanatischer Wuth bestritt der berüchtigte Münzer, an der Spitze eines sehr zahlreichen Heeres, alle Gesetze, und bekriegte alle Obrigkeiten, indem er ankündigte, Christus würde in Zukunft ganz allein regieren. Allein seine Truppen wurden geschlagen, er selbst mit Todesstrafe belegt, und seine Anhänger zerstreut.

Dieser Schlag machte die tollen Schwärmer zwar furchtsamer, aber nicht klüger. Viele von ihnen zogen in Deutschland, der Schweiz und in Holland herum, erschütterten Kirche und Staat durch aufrührerische Reden, stifteten größere und kleinere Versammlungen, und kündigten Obrigkeiten und Städten im Namen Gottes einen plötzlichen Untergang an. Es gab unter ihnen Leute, die bis zum Entsetzen raseten, und sich fast unglaubliche Träumereyen in Kopf setzten. Doch auch die Gemäßigteren unter ihnen lehrten: Die Kirche Christi müsse ganz ohne Sünde seyn; es müsse eine Gemeinschaft und Gleichheit aller Güter eingeführt werden; aller Wucher, Zehend und Abgaben müßten abgeschaft werden; die Kindertaufe sey eine Erfindung des Teufels; alle Christen hätten die Befugniß, zu lehren; die christliche Kirche könne daher der Geistlichen, oder der Lehrer entbehren; man brauche in dem Reiche Christi auch keine Obrigkeiten; Gott offenbare noch jetzt gewissen Menschen seinen Willen durch Träume und Gesichte und dergleichen mehr.

Es war nicht möglich, Leute zu dulden, welche Lehren und Grundsätze verbreiteten, die alle bürgerliche Ordnung zu vernichten drohten. Man suchte sie daher durch die geschärftesten Verordnungen auszurotten, und viele von ihnen starben unter den Händen

des

des Scharfrichters. Allein auch hier sah man, was die Erfahrung so oft bestätigt: daß nemlich Gemüther, die entweder von schwärmerischer Wuth getrieben werden, oder von dem Bande der Religion stark gefesselt sind, durch Furcht und Schrecken schwerlich auf andere Gedanken gebracht werden. Fast in allen Gegenden von Europa ließen sich unzählige Menschen dieser Art lieber auf eine jämmerliche Art ersäufen, hängen, verbrennen und enthaupten, ehe sie ihren einmal angenommenen Meinungen entsagten. Oefters wurden sie freilich nicht um ihrer Verbrechen willen gestraft, sondern nur darum, weil sie ihre Irthümer ohne Bosheit und Betrug vertheidigten. Da aber die meisten ihre Träume von der Aufrichtung einer neuen christlichen Kirche und der Aufhebung aller Obrigkeiten dem Pöbel ohne Rückhalt erzählten, so fiel man über alle Wiedertäufer als Rebellen und höchst schädliche Menschen her. Oefters waren sie das auch in der That, und vielleicht nirgends mehr als zu Münster in Westphalen. Die Rasereyen, die sie dort verübten, sind in ihrer Art einzig. Es kommen dabei so seltsame Dinge vor, daß sie schwer zu glauben seyn würden, wenn sie nicht so nahe und so deutlich erwiesen wären. Zugleich zeigen diese Ereignisse recht augenscheinlich, wie gefährlich die Schwärmerey sey, und daß sie nicht nur zu den größten Ungereimtheiten, sondern auch zu den schröcklichsten Lastern verleiten könne.

Münster, in jenen Zeiten die ansehnlichste und volkreichste Stadt Westphalens auf der rechten Seite des Rheins, stund unter der Souverainität eines Bischoffs, genoß aber daneben reichsstädtischer Freiheiten und ward von ihrem Rathe regiert. Mehrmals hatte sich die Bürgerschaft aus verschiedenen Ursachen gegen den Bischoff und die Stadtobrigkeit empört, als im Jahr ein tausend fünfhundert und zwei

und dreissig die Ausbreitung der Reformation, und bald nachher die Ankunft der Wiedertäufer in der Stadt das Signal zu den schröcklichsten Unordnungen gab.

Ein gewisser Bernhard Rothmann predigte zuerst in der St. Moritzkirche ohnweit der Stadt mit großem Beifall die evangelische Lehre. Um ihn aus dieser Gegend zu entfernen, machten ihm die Katholischen ein Geldgeschenk; allein nach Verfluß weniger Monate kam er zurück, und wurde von seinen Freunden mit Jubel empfangen. Da die Geistlichkeit ihm das Predigen in den Kirchen nicht gestattete, so wurde in einer Gallerie eine Kanzel für ihn erbaut. Sein Anhang ward bald beträchtlich, und nun verlangten die Verehrer seiner Vorträge, daß ihm die Kirchen geöffnet werden sollten, mit dem Bedrohen, sonst Gewalt zu gebrauchen. Nachdem Rothmann dieß erhalten hatte, ersuchte er den Landgrafen Philipp von Hessen, einen eifrigen Beförderer der Reformation, ihm einige Gehülfen zu schicken, um den Saamen der evangelischen Kirche noch weiter auszubreiten, die er auch wirklich erhielt. Rothmann und seine Kollegen bemühten sich nun, das Pabstthum aus dieser Gegend zu verbannen, und übergaben dem Senat einen Aufsatz, worinn die Irthümer der römischen Kirche in dreissig Artikeln verzeichnet waren: mit der Erklärung, daß sie mit ihrem Leben bürgen wollten, wenn sie den Ungrund dieser Dogmen aus der heiligen Schrift nicht darzuthun vermöchten. Der Senat veranstaltete hierauf eine Unterredung der zwei streitenden Theile, und verlangte von den Katholischen, entweder ihre Lehrsätze aus Gottes Wort gründlich zu behaupten, oder ihre Irthümer zu bekennen. Da die katholischen Geistlichen merkten, daß die Sache dem Senat zu sehr angelegen war, so fanden sie es allzu bedenklich, in

Dispüten einzugehen. Der Senat nahm dieß für ein Bekenntniß ihrer irrigen Lehre, und befahl den Katholischen, ihre Aemter niederzulegen, und den neuen Lehrern die Kirchen einzuräumen. Die Kathedralkirche, welche meist mit Personen von adelichem Stande besetzt war, schmerzte die Katholischen vorzüglich. Voll Verdruß wandten sie sich an den Bischoff, und baten ihn um seine Unterstützung. Dieser hatte sich nebst den Domherren und mehreren Adelichen, der Unruhen wegen, in das nicht weit von Münster gelegene Städtchen Telget begeben. Von da aus ermahnte er den Magistrat in Münster, alles wieder auf den vorigen Fuß zu setzen, oder einer feindlichen Behandlung gewärtig zu seyn.

Eine solche Drohung konnte nur dazu dienen, die erhitzten Gemüther noch mehr in Harnisch zu bringen. Niemand war geneigt, der bessern Ueberzeugung, die man Rothmannen und seinen Gehülfen verdankte, zu entsagen; vielmehr ward in einer Bürgerversammlung beschlossen, den Drohungen des Bischoffs mit Gewalt zuvor zu kommen. In dieser Absicht zogen in der Christnacht gegen neunhundert wohl bewafnete Bürger aus der Stadt, wandten sich in aller Stille nach Telget, bestiegen die Mauren des Städtchens, und nahmen Thor und Straßen ein, so daß niemand entfliehen konnte. Glücklicher weise hatte sich der Bischoff ein paar Tage zuvor entfernt. Schon am Stephanstage kamen sie triumphirend nach Münster zurück, in Gesellschaft der gefangenen Domherren, einiger bischöflicher Räthe und anderer Kavaliers, die sie auf einigen Wagen vor sich her führten. Da jetzt mit Drohen nichts mehr auszurichten war, so dachte man auf einen Vergleich, und dieser kam auch wirklich, unter Vermittlung des Landgrafen Philipp von Hessen, zu Stande. Es ward nun ausgemacht, daß

den Evangelischen sechs Kirchen eingeräumt werden, die Kathedralkirche aber den Katholiken eigen bleiben sollte. Beide Partheyen versprachen einander, daß sie sich friedlich vertragen wollten, und wirklich ward nun das gegenseitige gute Vernehmen ziemlich wieder hergestellt — als unerwartet ein neuer und größerer Sturm ausbrach.

2.

Erster Auftritt der Wiedertäufer in Münster. Johann von Leiden. Kampf der Partheyen, Sieg der Wiedertäufer.

In den Niederlanden trieben die Wiedertäufer ein greuliches Unwesen, ungeachtet man mehrere von ihnen an einem langsamen Feuer verbrannt, andere enthauptet, eine Frau in den Haarlemer See geworfen, und ihren Ehemann nebst zwei andern Männern auf dem Scheiterhaufen getödtet hatte. Die Verfolgung machte sie nur noch hartnäckiger, und in der Ausbreitung ihrer Meinungen eifriger. In verschiedenen Stücken wichen sie von ihren Glaubensbrüdern in andern Ländern ab. Sie behaupteten, es gebe keinen Ort in der Welt, wo die Menschen gute Handlungen verrichteten; die Gottlosen und Lasterhaften herrschten über die Gerechten; Gott wolle sie aber ausrotten, und an ihre Stelle ein Geschlecht von unschuldigen und heiligen Menschen setzen; um dieses anzufangen und zu vermehren, sey es nöthig Frauen zu heurathen, welche fromme Kinder hätten, die zum Reiche Gottes vorherbestimmt wären; freilich könne man ohne eine Offenbarung nicht wissen, ob man sol-

 che

che Kinder bekommen werde; aber die Gnade der Weissagung und der Entdeckung verborgener Dinge finde sich in ihren Versammlungen; sie bekämen Träume und Gesichter; auch prophezeiheten einige ihrer Frauen; es sey übrigens nicht nöthig, sich mit Künsten und Wissenschaften zu beschäftigen; nur in Gott müsse man Wissenschaft suchen, und ihn könne niemand ehren, als dem er gleiche Gnade, wie den alten Glaubigen, ertheile.

Durch diese holländische Rotte von Wiedertäufern wurde in Münster, bald nach dem erwähnten Vergleiche zwischen Evangelischen und Katholiken, ein unerhörtes Unheil angerichtet. Der vornehmste Stifter desselben war ein gewisser Johann Bockhold oder Bokelson, ein Schneider aus Leiden. Er war der uneheliche Sohn des Schultheis Bokelson im Haag, das dieser mit einem hübschen Dienstmädchen aus dem Münsterschen erzeugt hatte. Der Knabe, welcher zu einem Verwandten nach Leiden gebracht ward, der ihn erziehen und das Schneiderhandwerk lernen ließ, besaß sehr gute natürliche Anlagen und einen starken Hang zur Schwärmerey, der sich schon frühe durch unwiderstehliche Neigung zum Versemachen äußerte. Um Kenntnisse und Erfahrung zu sammeln, unternahm er verschiedene Reisen nach Portugal, England, Flandern und Deutschland. Nach der Rückkehr von seinen Wanderungen verheurathete er sich, ließ sich zu Leiden nieder, und unterhielt dort vor dem Haager Thore ein Wein- und Bierhaus, mit dem Zeichen der drei Heringe. Im Frühlinge des Jahres ein tausend fünf hundert und drei und dreissig aber verließ er plötzlich Weib, Kind und Nahrung, denn sein unruhiger Geist foderte einen größeren Wirkungskreis. Er nahm die Lehren der Wiedertäufer an, wanderte in Westphalen umher, und kam erst im November nach

Holland

Holland zurück. Nachdem er sich mit seinen Glaubensgenossen besprochen hatte, ergrief er von neuem den Wanderstab, und trat in Gesellschaft eines Bruders den Weg nach Münster an, um hier mit Ernst an der Verbreitung der neuen Lehre zu arbeiten.

Die beiden Apostel benahmen sich anfangs mit vieler Klugheit, und giengen bei ihrer Proselytenmacherey ganz methodisch zu Werke. Sie disputirten zuerst nur in kleinen Gesellschaften gegen die Kindertaufe, äußerten beiläufig andere abweichende Meinungen, und suchten vornemlich die Niedrigen im Volk durch den Punkt an sich zu locken, daß unter ihnen alle Güter gemein seyn sollten. Das letztere that besonders seine Wirkung, und bald sahen sie sich von einer Schaar auserwählter Jünger umgeben, die sich mit Enthusiasmus für die neue Lehre bekannten. Als dieß der Prediger Rothmann erfuhr, suchte er dem Uebel durch ein Mittel zu steuren, das ihm nur mehr Nahrung gab. Er ermahnte das Volk auf der Kanzel, bei der reinen Lehre des Evangeliums fest zu beharren, und warnte es vor Sekten, vornemlich vor den im Stillen herumschleichenden Wiedertäufern. Das gab viel Gerede in der Stadt, und die beiden Apostel hielten sich nun für bedeutende Leute. Die Salbung und Zuversicht in ihren Vorträgen, ihr Rühmen von göttlicher Sendung und ihre Scheinheiligkeit erwarben ihnen außerordentlichen Beifall, und vermehrten mit jedem Tage die Zahl ihrer Anhänger. Noch mehr Gewicht bekam ihre Parthey durch die Ankunft eines neuen Apostels, der unter seinen Glaubensgenossen in grossem Ansehen stund. Dieß war ein ehemaliger Bäcker von Harlem, Namens Johann Matthiasson, gewöhnlich nur Matthias genannt. Dieser Abentheurer hatte seine alte Frau verlassen, war mit ei-

nem schönen, von ihm verführten Mädchen nach Amsterdam gegangen, und kam nun nach Münster, ausgerüstet mit dem glühendsten Eifer für die Verbreitung seiner schwärmerischen Meinungen. Das Volk staunte über die Suade des begeisterten Mannes, und fühlte sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Jetzt schlichen die Wiedertäufer nicht mehr bloß im Stillen umher, sondern sie wagten es, zahlreiche Zusammenkünfte in gewissen Häusern zu halten, wozu gewönlich ein Flintenschuß den Glaubigen das Zeichen gab. Es waren jetzt nicht mehr gemeine unwissende Leute, die sich zu der Sekte bekannten, sondern selbst verständige, rechtliche Bürger ließen sich von den Propheten bethören, und hiengen ihnen an. Das größte Aufsehen aber machte es, daß sogar der Prediger Rothmann sich von dem Gifte der Schwärmerey anstecken ließ. Er, der erste Verkündiger der evangelischen Lehre in Münster, ward aus einem Bestreiter der Wiedertäufer ihr eifriger Vertheidiger! Schon vorher war einer seiner Kollegen zu ihnen übergetreten.

Eine zeitlang hatte der Stadtrath dem Unwesen ziemlich unthätig zugesehen, entweder weil er eben keine bedeutenden Folgen davon besorgte, oder weil vielleicht einige seiner Mitglieder selbst schon von dem Gifte der Neuerer angestekt waren. Da aber die Sache immer ernsthafter wurde, so ließ er den Befehl ergehen, daß die Wiedertäufer aus der Stadt vertrieben werden sollten. Dieß geschah, aber es half nicht; denn kaum waren sie zu dem einen Thore hinausgejagt, so wurden sie von ihren Freunden durch ein anderes wieder hereingeführt. Die Schwärmer beriefen sich auf einen göttlichen Befehl, vermöge dessen sie in Münster bleiben, und ihr Werk ausführen sollten.

Der Magistrat kam in Verlegenheit, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, weil es gefährlich schien, mit offenbarer Gewalt zu Werke zu gehen. Man hielt es endlich für das Beste, beide Partheyen auf das Rathhaus zu berufen, und mit einander disputiren zu lassen. Rothmann legte nun die Maske völlig ab, und erklärte sich laut für die Wiedertäufer. Er wurde aber von seinem Gegner, dem evangelischen Prediger Hermann Busch, so in die Enge getrieben, daß der Senat, durch ein neues Dekret, nochmals auf die Verweisung der Wiedertäufer erkannte. Sie zeigten sich bereit, dem obrigkeitlichen Befehle zu gehorchen, und baten nur um ein freies und sicheres Geleit, auch von dem Bischoffe, ohne welches sie nicht sicher weiter ziehen könnten. Der Magistrat erfüllte ihre Bitte, und gab ihnen noch überdieß Geld auf den Weg. Aber gegen alle Erwartung verließen sie die Stadt dennoch nicht, sondern versteckten sich bey ihren Freunden, und trieben ihr Wesen im Stillen. Gerne hätte der Magistrat jetzt gegen die Widerspenstigen Gewalt angewendet, allein es fehlte ihm dazu an Muth und Entschlossenheit. Weil sich indessen die Schwärmer jetzt verborgen hielten, so ward beschlossen, ehe sie wieder hervor kämen, und mit Gewalt die Kanzeln einnähmen, alle Kirchen zu verschließen. Dann bat man den Landgrafen von Hessen um zwei rechtgläubige Lehrer zur Wiederbesetzung der Stellen, die durch Rothmanns und seines Kollegen Uebergang zu den Wiedertäufern vakant geworden waren. Sobald diese kamen, ward der evangelische Gottesdienst wieder gehalten, und die Schwärmer hielten sich noch eine Weile verborgen, bis sie endlich neuen Muth schöpften, und die evangelischen Prediger zu einer zweiten öffentlichen Disputation, in Gegenwart des ganzen Magistrats, auffoderten. Der Magistrat war

so billigdenkend, dieses Ansuchen zu genehmigen. Da aber die evangelischen Prediger es zur Bedingung machten, daß der Streit einzig und allein aus der heiligen Schrift geführt, und mit Zuziehung gelehrter und rechtschaffener Männer entschieden werden sollte, so weigerten sich Rothmann und seine Anhänger geradezu, sich auf eine solche Prüfung einzulassen. Dagegen erfanden sie, um den Sieg über ihre Widersacher zu erlangen, ein anderes Mittel, welches um so glücklicher wirkte, je mehr es die Einbildungskraft des gemeinen Haufens in Flammen setzte. Plötzlich rannte einer von ihnen, wie von einer besonderen Begeisterung getrieben, durch die Straßen der Stadt, und schrie mit fanatischer Wuth: „Thut Buße und laßt euch wieder taufen, oder der Zorn Gottes wird über euch kommen!“

Dieses seltsame Schauspiel gab die Losung zu einem förmlichen Bürgerkriege. Der Pöbel, durch so viele andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen schon außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerey, und ließ sich wirklich umtaufen; ja viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, giengen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemißhandelt zu werden. Die bisher sich im Verborgenen haltenden Wiedertäufer traten nun mit neuem Muth wieder hervor, drangen ins Rathhaus ein, besetzten den Markt, und riefen mit lautem Geschrey: „Schlagt alle, die nicht ungetauft sind, und keine Gemeinschaft der Güter verstarten wollen, wie Heiden und Gottlose todt!“ Und wie sie schrieen, so thaten sie auch, bemächtigten sich des Geschützes der Stadt, und agirten mit fürchterlicher Wuth gegen ihre Feinde.

Als die friedlichen Bürger das Unwesen sahen, griefen sie auch zum Gewehr, postirten sich auf den

Kirch-

Kirchhof, und agirten gegen die Schwärmer, welche den Markt besetzt, und ganz herum verbollwerkt hatten. Von beiden Seiten wurden Gewaltthätigkeiten ausgeübt, bis endlich eine Uebereinkunft dahin getroffen wurde, daß jeder bei seinem Eigenthume verbleiben, und ungehindert seine Religion üben sollte.

Die Wiedertäufer hätten mit diesem Siege zufrieden seyn können, wenn sie billig gewesen wären. Allein es gelüstete ihnen nach den fetten Klöstern, und nach dem Geld und Gut der wohlhabenden Bürger in der Stadt, welches bei ihnen schändlicher Weise: das Reich Christi aufrichten, hieß. Ohngeachtet daher die Anführer der Wiedertäufer den Vergleich äußerlich genehmiget hatten, so schickten sie doch geheime Schreiben in die umliegenden Gegenden, und foderten das benachbarte Volk auf, sich zu ihnen nach Münster zu sammeln; mit der Versicherung: daß alles, was sie hinter sich lassen würden, zehen- und hundertfältig ersetzt werden sollte. Nun zogen ganze Haufen geringer oder verdorbener Leute nach der Stadt, in Hoffnung, eine reiche Erndte daselbst zu finden. Der wohlgesinnte Theil der Bürgerschaft war bei weitem zu schwach, dieser anwachsenden Menge zu widerstehen. Die Wiedertäufer wählten einen neuen Senat und Bürgermeister aus ihrem Mittel, plünderten und zerstörten, was ihnen in Weg kam, und änderten nun auch ihre Sprache. Anstatt jener Auffoderung zur Buße, schrieen ihre Herolde nun laut: „Ziehet von hinnen, ihr Gottlose, oder ihr müsset sterben!“ Die unmittelbare Folge dieser Begebenheit war eine allgemeine Auswanderung des größten Theils der begüterten und angesehenen Einwohner. Magistratspersonen, Domherren, Adeliche und reiche Bürger verlassen, die Wuth des tollen Haufens fürchtend, ihre Vaterstadt; und nur Wenige halten Schwärmerey,

Neuerungssucht und Besorgniß ihr Vermögen zu verlieren, zurück. Der staunende Pöbel dagegen, dessen Gehirn schon längst von Weissagungen, Offenbarungen und andern übernatürlichen Vorstellungen schwindelte, huldigt mit Freuden einer Lehre, welche nicht nur seinen überirdischen Hofnungen schmeichelt, sondern ihm auch Befriedigung seiner irdischen Wünsche verspricht. Und nun war Münster in den Händen einer ausschweifenden und zügellosen Rotte, die größtentheils aus Schwindelköpfen, unruhigen Landstreichern und fremden Abentheurern bestand. Das Band, welches sie vereinigte, war religiöse Schwärmerey. Sie war die Aftergottheit, der sie alle mit blinder Verehrung anhiengen; aber im Gefolge dieser Tyranninn der Menschen sah man, wie immer, also auch jetzt, Herrschsucht und Stolz, als ihre treuen Gefährten, wandeln.

3.

Neue Regierung in Münster. Der Bürgermeister Knipperdolling und der Prophet Matthias.

Es gab nunmehr in Münster täglich neue lebhafte Auftritte, und die schwärmerischen Gewalthaber regierten mit einem eisernen Scepter. Mit Büchsen, Hellebarden, Spiessen und Stangen bewafnet, rannten sie umher, fielen in Kirchen und Klöster, und nahmen daraus Gold, Silber und alles, was einen Werth hatte. Das Domgebäude ward mit stürmender Hand eingenommen und zerstört. Ihr Anhang vermehrte sich mit jedem Tage, und selbst der Bürgermeister Tilbeck, einer der reichsten und angesehensten Einwohner

wohner der Stadt, gieng nebst seiner Familie und vielen andern Bürgern zu den Schwärmern über. Wer nicht ihres Glaubens war, wurde von Haus und Hof vertrieben, und zur Stadt hinausgejagt, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die Unglücklichen, welche ihr Eigenthum mit dem Rücken ansehen mußten, wandten sich in der Verzweiflung an den Bischoff, und baten ihn um seinen Schutz. Aber dieser hatte seinen alten Groll wegen der Reformation noch nicht vergessen, und statt des Schutzes fanden die Unglücklichen bei ihm Gefängniß und Tod. Die gutgesinnten Einwohner von Münster wußten daher nicht, was sie thun, und wozu sie sich entschließen sollten. Flohen sie weg, so fielen sie dem Bischoff in die Hände, der ihnen die Köpfe abschlagen ließ; blieben sie, so waren sie den steten Mishandlungen der Schwärmer ausgesetzt. Das letztere dünkte den Meisten aber doch minder schröcklich, und sie erwarteten daher mit Zittern ihr ferneres Schicksal.

Da inzwischen die öffentlichen und heimlichen Auswanderungen die Zahl der Einwohner ziemlich geschwächt hatten, so waren die jetzigen Machthaber darauf bedacht, den Abgang wieder zu ersetzen. In dieser Absicht berief Rothmann, dessen Schwärmerey ferner keine Grenzen kannte, alle seine Anhänger aus den benachbarten Provinzen in die Stadt, wodurch sie bald volkreicher ward, als sie zuvor gewesen war. Und unter den Eingewanderten befanden sich nicht etwa blos Leute aus den Hefen des Volks, sondern auch öffentliche Beamten, Prediger, Edelleute und reiche Bürger aus den umliegenden Städten. Nach den Niederlanden wurden Boten abgesandt, mit der Aufforderung an die dortigen Wiedertäufer, sich zu Münster nieder zu lassen. In den Einladungsschreiben an sie ward diese Stadt der Berg Zion genannt, von wo aus die Bekenner der Wiedertaufe alle Nationen

tionen der Erde unter ihre Herrschaft demüthigen würden; eine Sprache, welche die hochfliegenden und ausschweifenden Plane der Wiedertäufer genugsam verräth. Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bald sah man ganze Kähne, mit Weibern und Kindern angefüllt, aus Holland abfahren, und den Weg durch Oberissel nach Münster nehmen. Fragte man die Reisenden nach dem Ziele ihrer Fahrt, so war die Antwort: „Wir ziehen in ein Land, welches Gott uns zeigen wird.

Die jetzigen Machthaber säumten indessen nicht, ihrem Staate eine neue Organisation zu geben. Sie wählten einen Magistrat von zwei und zwanzig Gliedern, und stellten an dessen Spitze zwei Bürgermeister, den Krämer Knipperdolling und den Schneider Kypenbruch. Der erstere war ein origineller Kopf, dem aber die Schwärmerey völlig das Koncept verrückt hatte. Er stammte aus einer guten und reichen Familie aus Münster, zeigte von Jugend an einen offenen und verschlagenen Kopf, und heurathete ein Frauenzimmer von ansenlichem Vermögen. Aber es war ihm nicht gegeben, in Ruhe seines Berufes zu warten, sondern er gerieth auf allerley Abwege, ward lüderlich, ränkesüchtig, stolz und niederträchtig, wie es die Umstände foderten. Besonders hatte er ein loses Maul, und schonte selbst des Bischoffs nicht, den er nur den Spillendreher nannte. Dieser ließ ihn aber ins Gefängniß werfen, und darauf des Landes verweisen. Er schlug sich zu den Wiedertäufern, gieng nach Schweden, um daselbst das neue Evangelium zu predigen, mußte aber auch dort flüchtig werden, und trieb sich nun an verschiedenen Orten herum, bis ihn die Unruhen in seiner Vaterstadt dahin zurück riefen, wo er sich durch seinen ränkevollen Kopf bis zur Würde des Bürgermeisters in der neuen Republik empor schwang. Er

und

und seine Kollegen publicirten bald eine Menge neuer Gesetze, wie sie es ihrem Interesse gemäß fanden. Die Güter der Ausgewanderten wurden konfiscirt und an Fremde verkauft. Jeder mußte seine Kostbarkeiten ausliefern, welche in eine öffentliche Schatzkammer niedergelegt wurden, die der Aufsicht und Verwaltung einiger Diakonen anvertraut war. Und um dieses Gleichheitssystem so weit als möglich auszudehnen, ward die Einrichtung getroffen, daß alle Bürger an gemeinschaftlichen Tafeln speisen sollten, für welche sogar die täglichen Gerichte vorgeschrieben wurden.

An der Spitze der geistlichen Gewalt und des gesammten Magistrats stund der oben erwähnte Bäcker **Matthias** von Harlem, dem es so wenig an Talenten als an Kraft und Willen gebrach, seine Parthey zu verstärken, und sich das größte Ansehen zu verschaffen. In den Befehlen, welche er ergehen ließ, herrschte das Gewicht und das Ansehen eines Propheten, und auf die kleinste Uebertretung derselben war die Todesstrafe gesetzt. Er rühmte sich göttlicher Gesichte und Offenbarungen, und, was er sagte, sollte geachtet werden, als ob es von Gott selber käme. Der Stadt Münster gab er den Namen der Berg Zion und das neue Jerusalem, auch die christliche Republik. Oefters bestieg er die Kanzel und berief die Zuhörer mit einem Kanonenschuß zur Anhörung seiner fanatischen Vorträge. Einst predigte er, das neue Jerusalem müßte von aller Unsauberkeit gereinigt, und folglich alle Evangelischen und Katholischen todtgeschlagen werden; eine Grausamkeit, die ihm doch Knipperdolling ausredete. Ein andermal verbot er alles Bücherlesen, außer der Bibel. Alle Einwohner mußten ihre Bücher auf den Domhof bringen, wo sie ohne Ausnahme dem Vulkan geopfert wurden.

Manches ehrwürdige Manuscript, zum Theil aus Karls des Großen Zeiten herrührend, fand hier seinen Untergang. Und wehe dem Unglücklichen, der sich erdreustete, dem großen Propheten die Huldigung zu versagen, oder ihm entgegen zu handeln! Einst wagte es ein Bürger, sich einige spöttische Anmerkungen über seine Anordnungen zu erlauben. Er ward sogleich ergriffen, vom Matthias selbst mit einer Picke durchstoßen, dann, als er sich wieder aufrichtete, mit einer Flinte geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthias, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewohl indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Kredite.

Bey allen Schwärmereyen und Tollheiten, die jetzt in Münster an der Tagesordnung waren, versäumte Matthias doch nicht, auf die Sicherung seiner Herrschaft gegen innere und äußere Feinde klüglichen Bedacht zu nehmen. Er konnte sich's nicht verbergen, daß der Bischoff wohl nicht säumen würde, an der Spitze eines gewafneten Heeres vor die Stadt zu kommen, und wehe dann den Sektirern, wenn er den Sieg davon trug! Dieß zu verhindern, ward daher alle Sorge getragen, und Matthias bewies dabey eine Energie, Klugheit und Vorsicht, die seinem Geist zum Ruhme gereichten. Er leistete alles, was man nur von einem erfahrnen Staatsmanne und Feldherrn hätte fodern und erwarten können. Die Festungswerke der Stadt wurden ausgebessert und durch neue verstärkt: und jeder Einwohner ohne Unterschied des Ranges und Standes mußte bei dieser Arbeit Hand anlegen. Man häufte ungeheure Magazine auf, wozu die ganze umliegende Gegend ihre Vorräthe hergeben mußte.

mußte. Die zum Kriegsdienste taugliche Mannschaft wurde ausgehoben, in Haufen geordnet und in den Waffen geübt. Der Prediger Roll wurde nach den Niederlanden gesandt, um dort Soldaten anzuwerben; aber seine Sendung nahm für ihn einen höchst tragischen Ausgang, denn man erkannte ihn zu Utrecht als einen Wiedertäufer, bemächtigte sich des Unglücklichen, und ließ ihn den Feuertod sterben.

Das Beispiel des Meisters wirkte auf die Schüler, und der rastlose Eifer, mit welchem Matthias an dem Emporkommen und der Verbreitung seiner Sekte arbeitete, theilte sich den übrigen Häuptern derselben mit, daß sie ohne Murren jede Gefahr, Anstrengung und Aufopferung übernahmen. Um das Feuer der Schwärmerey in den Köpfen der Einwohner immer wieder von neuem anzufachen und zu nähren, ließ man es nicht an Offenbarungen, Weissagungen und fanatischen öffentlichen Vorträgen fehlen. Auch entsprachen diese Mittel vollkommen ihrem Zwecke, denn sie erwarben der neuen Lehre täglich mehr Anhänger, besonders vom weiblichen Geschlechte, dessen größere Reitzbarkeit leicht empfänglich für schwärmerische und überspannte Vorstellungen machte. Selbst Edeldamen erschienen mit ihren Töchtern und empfiengen die Wiedertaufe; und die Nonnen des Stifts Ueberwasser verließen ihre heiligen Kerker, gleich den frommen Schwestern des Aegidien-Klosters, ließen sich wieder taufen und heuratheten die ersten die besten Männer, mit denen das Schicksal sie paarte.

Es war Zeit, daß man in der Stadt die Anstalten zu einer kraftvollen Vertheidigung beschleunigte, denn schon nahte sich das feindliche Ungewitter den Mauern. Der Bischoff zog alle Kriegsleute, die er in seinem Gebiete aufbringen konnte, zusammen, und verstärkte sie durch die Mannschaft, welche ihm die

benach-

benachbarten Fürsten zur Unterstützung sandten, um eine Sekte vertilgen zu helfen, deren unversöhnliche Feinde sie waren, weil die Grundsätze derselben ihrer Macht und politischen Existenz den Untergang drohten. In Osnabrück und Iburg wurden Kriegsgeräthe und Pulver verfertiget, und die erstere Stadt lieferte ihr grobes Geschütz, und die zu dessen Bedienung nöthigen Konstabler.

Als alles zum Marsche vorbereitet und beisammen war, brach das bischöfliche Herr im März des Jahres ein tausend fünfhundert und vier und dreissig auf, und nahm seinen Zug gegen Münster, um diese Stadt, die Wiege und den Feuerheerd der neuen Revolution, einzuschließen und zu belagern. Aber hier war man durch Matthias kluge Vorsicht auf eine solche Erscheinung vorbereitet, und sah mit ruhiger Entschlossenheit dem Anzuge und den Unternehmungen der Feinde entgegen. Der kühne und thätige Matthias ließ sogleich die Moritzkirche, vor dem Thore gleiches Namens, nebst allen dazu gehörigen Gebäuden, niederreissen, damit sich die Belagerer nicht darinn festsetzen könnten; und kaum waren die letztern in der Nähe der Stadt angelangt, so that er an der Spitze eines auserlesenen Haufens einen Ausfall, ehe sie noch Zeit gehabt hatten, die zur Sicherung ihrer Stellung angelegten Werke zu vollenden. Unaufhaltsam durchbrach Matthias die noch ungeschlossenen Linien, drang in das Lager, und richtete ein großes Blutbad unter den bischöfflichen Kriegern an, welche aus schnell zusammen gerafften, größtentheils ungeübten, Leuten bestanden, die weder Standhaftigkeit noch Kriegszucht genug besaßen, um dem wilden Muthe ihrer exaltirten Feinde widerstehen zu können.

Die Freude über diesen Sieg war in der Stadt die lebhafteste, und man erkannte darinn eine laute

Erklä-

Erklärung Gottes für seine Freunde. Selbst der vorher so bedachtsame Matthias verlor nun die Fassung so sehr, daß er sich durch das erste Glück zu einem Wagestück verleiten ließ, welches ihm nothwendig Verderben bringen mußte. Von fanatischem Schwindel ergriffen rannte er, mit einem langen Spiese bewafnet, durch die Stadt, berief das Volk um sich her, und erklärte in offener Versammlung stolz und mit der Begeisterung eines Wahrsagers: er wolle ausziehen, wie Gideon, mit wenigen Männern, und die Heerscharen der Gottlosen schlagen! Alles staunte den Propheten an, und auf seinen Ruf fanden sich sogleich dreissig Männer, die sich an ihn anschlossen, um die Feinde zu verjagen. Allein das Abentheuer lief sehr unglücklich ab. Ein bischöfflicher Kriegsmann brachte dem Anführer, seiner langen Lanze ungeachtet, einen tödtlichen Stich bei, und von allen seinen Begleitern rettete sich nur einer. Der Leichnam des Erschlagenen ward in die Stadt getragen, und alles Volk lauerte vier Tage lang, ob der große Prophet nicht wieder ins Leben zurück kehren würde. Aber er war und blieb todt!

4.

Johann von Leiden als Oberprophet und Gesetzgeber. Einführung der Vielweiberey.

Wenn einmal Schwärmerey, Fanatismus und Wuth sich der Köpfe des undenkenden großen Haufens bemächtiget haben, so ist gewöhnlich kein Aufhalten mehr, bis dem Unwesen mit Gewalt gesteuert wird. Die Wiedertäufer sahen nun wohl, daß ihr Prophet als ein Lügner aus der Welt gegangen war, aber sie verschlossen die Augen vor der Wahrheit, und fuhren in

ihrer Verblendung fort, immer größern Unsinn auszuüben. Das dissolute Leben, das Rauben, Plündern und die Straflosigkeit bei ihren Zügellosigkeiten gefiel ihnen, und der klügere Theil mußte schweigen und sich verbergen. Man trauerte und wehklagte laut über das traurige Ende des Oberpropheten, und es hieß: wenn Gott diesen heiligen Mann gestraft hat, so will er gewiß auch uns strafen, denn es stehet geschrieben: das Gerichte Gottes hebt am Hause Gottes an.

Die Offenbarungsdichter versäumten nicht, das bekümmerte Volk zu beruhigen. Für jede fehlgeschlagene Weissagung ersannen sie eine andere. Der bisherige Unterprophet, der Schneider Bockhold oder Johann von Leiden, ermahnte das Volk, getrost und ruhig zu seyn, mit der Versicherung, daß dieser Fall ihm lange zuvor geoffenbaret worden, mit dem Befehl, des Erschlagenen Witwe zu heurathen. Das Volk beruhigte sich, und ließ es geschehen, daß Johann von Leiden, der bisher nur eine subordinirte Rolle gespielt hatte, sich an die Spitze der Geschäfte stellte. Er stand seinem Vorgänger Matthias vielleicht an Kühnheit und Talenten nach, aber gewiß übertraf er ihn noch an Hochmuth, Grausamkeit und wilder Schwärmerey. Wie sehr die letztere ihn beherrschte, davon gab er bald nach dem Antritte seines Oberprophetenamts einen sehr auffallenden Beweis. Nachdem er den Pöbel durch dunkle Erscheinungen und Weissagungen auf ganz außerordentliche Begebenheiten vorbereitet hatte, lief er ganz nackend durch die Straßen und schrie in der höchsten Begeisterung: „Es ist Gottes Wohlgefallen, daß das Große und Hohe erniedriget und verworfen, das Geringe aber aus dem Staube erhöhet werde.“ Zugleich befahl er, alle Kirchthürme, als die höchsten Gebäude der Stadt, abzuwerfen,

werfen, und alle Kirchen und Klöster zu zerbrechen; das wäre ihm auch von Gott geoffenbaret. Mit der größten Bereitwilligkeit gieng das Volk an die Arbeit, schlug ein, ließ nieder und plünderte, alles im Namen Gottes! Und weil das Hohe erniedriget werden sollte, so sprach Johann zum Bürgermeister Knipperdolling: „Du warst bisher das Höchste im Staat, und sollst nun auch das Niedrigste werden." Mit diesen Worten gab er ihm das Richtschwerdt, und machte ihn zum Scharfrichter und Henker. Knipperdolling ließ sich das gerne gefallen, und that mit blindem Gehorsam, was ihm der Prophet befahl.

Johann von Leiden ließ das verblendete Volk nicht zu Athem kommen, sondern hielt es durch immer neue Gewaltstreiche beständig in einer unnatürlichen Spannung. Er legte sich einst nieder zu schlafen, und blieb drei Tage in der Begeisterung liegen. Als er wieder zu sich selbst kam, stellte er sich, als wenn er die Sprache verloren hätte, foderte Papier, und schrieb zwölf Männer mit Namen auf, welche die Aeltesten in Israel seyn, und das Regiment zu Münster über alles haben sollten. Das bezauberte Volk war sogleich bereit, den Befehl seines schwärmerischen Gebieters zu vollziehen. Die von Matthias angestellten Magistratspersonen wurden abgesetzt, und dafür zwölf Richter nach der Zahl der Stämme Israels ernannt. Die oberste Macht behielt sich der Schneider selbst vor, und wollte als der Moses des neuen Volkes Gottes angesehen seyn.

Eine der heftigsten Leidenschaften des neuen Gesetzgebers war die Wollust, welche so oft mit der Herrschsucht und dem Stolze Hand in Hand im Gefolge der finstersten Bigotterie erscheint. Er hatte sie bisher sorgfältig unterdrückt oder wenigstens verheimlichet; aber ein Zufall gab ihm Veranlassung, die

 Maske

Maske abzuwerfen, und seinen Begierden freien Lauf zu lassen. Ein Soldat von den Truppen des Bischoffs gieng zu den Wiedertäufern über, und wurde bey Knipperdolling einquartirt, wo er denn sah, daß Johann von Leiden sich einst bei Nacht zu einer Magd in die Kammer schlich. Der Prophet schenkte des andern Tages dem Soldaten ein Goldstück, um seine Verschwiegenheit dadurch zu erkaufen. Da er aber doch befürchtete, daß er sein Ansehen so ziemlich verlieren würde, wenn diese ärgerliche Geschichte ruchbar würde, so sann er auf Mittel, seinem Wollusttrieb ein rechtmäßiges und gesetzliches Ansehen zu geben. In dieser Absicht entwarf er zwölf Artikel, die er den Predigern vorlegte, mit dem Bedeuten, sie zu widerlegen, oder, wofern sie das nicht könnten, ihnen die Genehmigung zu geben, daß sie dem Volke als Gesetze publicirt werden könnten. Der Hauptgegenstand dieser Artikel machte die Vielweiberey aus, und die Prediger eiferten mit Nachdruck gegen die Einführung derselben. Aufgebracht über diesen Widerspruch berief Johann von Leiden die Prediger sammt den zwölf Richtern auf's Rathhaus, nahm seinen Rock und das neue Testament, warf beide auf die Erde, und schwur bei diesen Zeichen, daß seine Artikel recht wären, denn Gott selbst habe sie ihm eingegeben. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden, und es ward nun drei Tage lang auf dem Domhofe über den Ehestand gepredigt, wie es der Prophet haben wollte.

Der Pöbel staunte über die neue Lehre, und da sie seinen Lüsten schmeichelte, so ward sie mit Vergnügen vernommen. Der bessere Theil der Bürgerschaft seufzte aber über die Ruchlosigkeit, und faßte den kühnen Entschluß, dem Unwesen, das daraus entstehen würde, mit Gewalt vorzubeugen. In dieser

Absicht ließen die gutgesinnten Einwohner plötzlich durch alle Gassen die Trommel schlagen und ausrufen: wer beim Evangelio zu bleiben gedächte, sollte auf den Markt kommen. Es kamen eine Menge Leute zusammen, welche die Vielweiberey als eine Gottlosigkeit verwarfen, und sich ihrer Einführung zu widersetzen versprachen. Um zu zeigen, daß es ihnen damit ein Ernst sey, nahmen sie sogleich den Knipperdolling und alle ihm ergebenen Prediger gefangen. Doch bald änderte sich die Scene; denn sobald der Pöbel davon Nachricht bekam, rottete er sich wüthend zusammen, gab seinen Anführern die Freiheit wieder, schleppte die Bürger in Arrest, und ermordete neun und vierzig von ihnen auf die grausamste Weise. Einige banden sie an einen Baum, und durchschossen sie. Es standen zehen bis zwölf Haken da, die nur auf Ordre zum Anzünden warteten. Wenn die unglücklichen Schlachtopfer gebunden waren, so sagte der Prophet: „wer Gott einen Dienst thun will, der thue den ersten Schuß.“ Knipperdolling war dabei besonders geschäftig. Einigen schlug er den Kopf ab, andere hieb er mitten entzwey. Einige hoben beide Arme auf, ließen sich die Büchse auf die Brust setzen, und sich so durchschießen; die andern wurden zusammen gebunden, zwischen die Dompfeiler gebracht, und so durchschossen.

Nach dieser schröcklichen Metzelung wagte es niemand mehr, sich zu widersetzen, und so wurde die Vielweiberey öffentlich in der neuen Republik eingeführt. Bei der despotischen Gewalt, welche die Sinnlichkeit über die meisten Menschen ausübt, fand der größte Theil der Einwohner die neue Einrichtung seinen Wünschen entsprechend, und gab ihr laut seinen Beifall. Johann von Leiden legte sich sogleich drei Weiber ein, und vermehrte ihre Zahl nach und nach bis auf

sechzehn.

sechzehn. Das Beispiel des Oberhauptes wirkte mit wunderbarer Kraft auf den ganzen Haufen der Untergebenen. Bald genügte Keinem mehr an Einer Frau, und die zügellosesten Ausschweifungen waren die nächsten Folgen der Vielweiberey. Die meisten Wiedertäufer heuratheten fünf bis acht Weiber. Heimliche Ausspäher schlichen umher, durchsuchten die Häuser, und zogen alle mannbaren Dirnen hervor, wobei natürlicher Weise die hübschesten zuerst an die Reihe kamen; und nach der Versicherung eines gleichzeitigen Schriftstellers fand man nach wenigen Tagen in der ganzen Stadt kein Mädchen über vierzehn Jahren mehr. Ja selbst unreife Kinder fanden keine Schonung, und keine List ward gespart, die noch knospenden Blüthen dieser schuldlosen Geschöpfe, noch vor ihrer Entwicklung, durch den Gifthauch wilder Lüste zu zerstören. Nicht minder häufig als die Heurathen, waren auch die Trennungen der übereilt und oft gewaltsam geschlossenen Ehen, und bald stellte in dieser traurigen Epoche das unglückliche Münster einen Schauplatz der schröcklichsten Ausschweifungen und Verirrungen dar.

Um diese Zeit ließ die unsinnige Parthey der Wiedertäufer eine Schrift ausgehen, unter dem Titel: die Wiederherstellung. Diese Schrift enthielt unter andern: daß vor dem letzten Weltgerichte Christus mit seinen Auserwählten auf Erden herrschen werde; daß alle andere Obrigkeiten abgeschaft werden sollten; daß niemand in der Kirche zu dulden sey, der die wahre Christuslehre nicht angenommen hätte; daß, wer selig werden wolle, seine Haabe in die Gemeinschaft liefern müsse. Daß der Ehestand derjenigen, die nicht durch den wahren Glauben erleuchtet worden, nicht besser sey als Hurerey; daß beide, Luther und der Pabst, falsche Propheten, Luther aber noch ärger

sey

sey als der Pabst; daß den Gliedern der wahren Kirche das Recht zukomme, auch das Schwerdt zu gebrauchen, und ihren neuen Staat durch Gewalt zu begründen.

Diese wiedertäuferischen Lehrsätze wurden von den evangelischen Gottesgelehrten in mehreren Schriften bestritten und widerlegt. Auch Luther gab eine eigene Schrift gegen die Wiedertäufer in Druck. Unter andern sagt er darinn: „Der Münster Teufel müsse ein sehr dummer Teufel seyn, weil er die Vielweiberey einführe, die wegen ihrer Abscheulichkeit allen Verständigen zum Abscheu gereichen müsse; und anstatt durch Bescheidenheit, strenge Sitten, Enthaltsamkeit und Verachtung aller irdischen Schätze und Güter, die Menschen an sich zu locken, nur Tyranney, Geitz und Grausamkeit ausübe. Vor einem so dummen und ungeschickten Teufel habe man nicht sehr Ursache sich zu fürchten. Doch könne aus göttlicher Zulassung ein kleiner Funke wohl auch ein grosses Feuer erregen. Das einzige und sicherste Mittel, die armen verführten Menschen von ihrem Irthum zurück zu bringen, wäre das Licht der reinen evangelischen Lehre. Die Fürsten und Bischöffe möchten doch ja darum die Ausbreitung derselben nicht hindern, sondern auf alle Weiße befördern ꝛc.“

5.

Johann von Leiden als König. Charakter seiner Regierung. Er sendet Apostel aus.

Die christliche Republik Münster, welche auf Gottes ausdrükliches Geheiß angeordnet worden seyn sollte, erlitt bald wieder eine merkwürdige Veränderung, indem

indem die republikanische in eine monarchische Regierungsform verwandelt wurde. Der Prophet Johann hielt nichts mehr für unmöglich, seitdem es ihm gelungen war, die Vielweiberey einzuführen. Er konnte jetzt ungescheut seine wollüstigen Triebe befriedigen, und nun blieb ihm nichts höheres zu wünschen übrig, als — eine Krone. König der Wiedertäufer zu werden, das war's, wornach ihn am meisten gelüstete. Zwar besaß er in der That schon die höchste Gewalt, aber sein grenzenloser Hochmuth blieb unbefriedigt, so lange ihm noch der Glanz und die Attribute der Herrscherwürde fehlten. Um das Volk vorzubereiten und seinem Vorhaben geneigt zu machen, wählte er das gewöhnliche und immer wirksame Mittel der Offenbarungen und Weissagungen. In dieser Absicht versammelte er eines Tages die zwölf Richter, und sagte zu ihnen: „Also spricht der Herr! Gleichwie ich vor diesem, o ihr Richter in Israel, den Saul und nach ihm den David, von einem Schafhirten zum Könige über das Volk gesetzt habe, also setze ich Johann Bockhold, meinen Seher, zum Könige von Sion."

Ob nun wohl die Richter sich sehr gegen diese Zumuthung setzten, und ausdrücklich erklärten, daß sie dieselbe nicht annehmen könnten, so ließ sich doch Johann nicht außer Faßung bringen, sondern versicherte: er müsse dieses Amt wider seinen Willen und Dank annehmen, denn ihm wäre es lieber ein Ochsen- oder Pferdehüter zu seyn; allein er fühle sich durch Gottes Hände dazu angezogen, daher sie sich nur bequemen, ihm ihr Amt abtreten, und ihn für einen König erklären sollten.

Die Debatten hierüber waren noch nicht geendigt, als unvermuthet ein neuer Prophet aufstund, der Johanns Plan glücklich ins Werk setzte. Dieß war

ein

ein Goldschmid von Warendorf, Namens Johann Tausentschuer, der vor dem versammelten Volke in einer pathetischen Rede versicherte: „der Vater aus dem Himmel habe ihm gesagt, daß Johann von Leiden, der heilige Prophet, ein König seyn solle über den ganzen Erdboden, über alle Kaiser, Könige, Fürsten und Herren und alle Gewaltige; und er allein solle über alles herrschen, und niemand über ihn. Er solle einnehmen das Reich und besitzen den Stuhl seines Vaters David, so lange bis Gott der Vater das Reich wieder von ihm fodern würde. Er solle ausziehen mit seinem starken Heer, und alle Könige und Fürsten tödten, und nur allein das gemeine Volk d. i. die, so die Gerechtigkeit liebten, verschonen."

Alles Volk staunte über diese Verkündigung, und Johann, der dabei zugegen war, fiel auf seine Knie nieder, hob die Hände gen Himmel und sprach: „Männer, liebe Brüder! Gott der Vater hat schon vor mehreren Tagen diesen seinen Willen mir geoffenbaret. Aber es war dem Vater wohlgefällig, durch ein anderes Werkzeug ihn zu bestätigen. Du gebeutst, Allmächtiger, und dein Knecht gehorcht in Demuth. Vollbracht werde dein heiliger Wille!" Niemand stund auf, um gegen die göttliche Berufung einen Zweifel zu erheben, und das leichtglaubige Volk, stets ein Spielwerk in den Händen ränkevoller und verschmitzter Gauner, begrüßte den Johann sogleich als König. Von dem Tage an sah man den neuen Regenten den vollen äußern Pomp eines unumschränkten Beherrschers nachahmen. Das erste, was er vornahm, war, daß er die kürzlich erst erwählten zwölf Richter absetzte, und sich dagegen einen Hofstaat einrichtete, wie es Königen gebührt. Der gewesene Scharfrichter Knipperdolling, der so oft die Launen der Revolution erfahren mußte, erhielt zur Belohnung für seine vorige

Unter-

Unterwerfung den Posten eines ersten Staatsraths. Zwei Prediger nebst einem Krämer und Kürschner wurden Geheimeräthe, und der fanatische Rothmann bekam das Amt und den Titel eines Orators oder Worthalters. Alle übrigen Hofämter wurden mit den treuesten Anhängern des Regenten besetzt, ohne Hinsicht auf Stand und Geburt. Die Leibwache bestand aus acht und zwanzig Trabanten, welche grün und aschfarbene Montur hatten. Die übrige Armee ward in zwei Korps getheilt, wovon das eine der gewaltige, und das zweite der verlorne Haufen hieß. Außerdem wurden über hundert andere Titel von Hofschuster, Hofsattelmacher, königlichen Büchsenmeistern, Feldschützen, Organisten und dergleichen ausgetheilt. Der Titel, den sich der König selbst in seinen Briefen an auswärtige Fürsten gab, war: „Johann, von Gottes Gnaden, König in dem neuen Tempel Gottes, ein wahrhaftiger Diener der Gerechtigkeit, aus Kraft der Stadt Münster.“ In sein Wappen nahm er eine Weltkugel, welche oben auf beiden Seiten des darauf gesetzten Kreutzes mit einem Schwerdt durchstochen war *). Sein Marstall bestand aus ein und dreissig mit köstlichen Decken und Satteln gezierten Pferden. Der König selbst trug Kleider von Gold und Silberstücken, behangen mit Kleinodien, welche aus den Kirchen geraubt waren. Ueberall begleiteten ihn zwölf Trabanten, und wenn er ausritt, hatte er einen Oberstallmeister, aufs prächtigste angethan, bei sich. Sein eigenes Kleid war gewöhnlich nach spanischer Art

*) Diese Kugel umgaben zwei Kreise. Im ersten und äußersten standen die Worte: DER KONIG IN DEM NEWEN TEMPEL FURET DISES ZEICHEN; im andern und innersten aber, FUR EIN EXEMPEL.

Art geschlitzt und das Futter bestand aus purpurfarbenem Sammt mit goldenen Heften. Auf beiden Seiten giengen Pagen, von welchen einer ein Schwerdt und ein goldenes Gefäß mit Edelsteinen angefüllt, der andere eine königliche Krone und eine Bibel, als Symbole der weltlichen und geistlichen Gewalt, trug. Auch ließ er sich einen goldenen Apfel vortragen, mit einem goldenen Kreutz in der Mitten, und zwei quer über einander gelegten Schwerdtern, mit der Umschrift: „der König der Gerechtigkeit in dieser Welt.“ Um kein Vorrecht seiner Würde unausgeübt zu lassen, wurden kleine lederne, mit Goldblech überzogene und mit dem Bildnisse des Monarchen gezierte Münzen geprägt. *)

Der Hofstaat der Königinn ward ebenfalls mit vieler Pracht eingerichtet. Zwar hatte der Sultan in seinem Harem sechzehn Weiber, und er soll Willens gewesen seyn, ihre Zahl bis auf dreihundert zu vermehren; allein vor allen gab er der jungen schönen Bauerstochter aus Harlem, der Wittwe des Propheten Matthias, den Vorzug. Sie allein erhielt den Titel, Glanz und Rang einer Königinn, und öfters zeigte sie sich öffentlich mit großer Pracht an der Seite ihres Gemahls. Alle sechszehen Sultaninnen mußten wechselsweise bei ihrem Gebieter schlafen, und damit

*) Man findet noch jetzt mehrere dieser Münzen, mit der Umschrift: DAT WORT IS FLEISCH GEWORDEN, UN WONET IN UNS. WE NICHT GEBORE IS UTH DE WAT UN GEIS, MAG NICH INGAN INT RIKE GADES. EIN KONIG UP RE OUS EIN GODT, EIN GELOVE EIN DOEPE. THO MUNSTER. 1534.

Eine Abbildung dieser Münze ist zu finden in Köhlers Münzbelustigungen, im 5 Th. S. 257

mit es hierinn keine Unordnung geben möchte, so waren die Namen von allen in eine hängende Tafel geschrieben. Bei jedem Namen befand sich ein kleines Loch, und an der Tafel hieng an einer dünnen Schnur ein Stift. Jeden Tag besah der König die Tafel, und steckte den Stift zum Namen derjenigen, welche er die Nacht über bey sich haben wollte. Fand es sich nun zuweilen, daß eine der Damen nicht wohl war, oder durch ein anderes Hinderniß abgehalten wurde, die Nacht bei dem Könige zuzubringen, so durfte sie den Stift zu dem Namen einer andern stecken, welcher dann die Ehre zukam, dem Monarchen aufzuwarten.

König Johann gab jede Woche dreimal öffentliche Audienz, entweder auf dem Markt oder auf dem Domhofe. In feierlichem Zuge, von seinem Hofstaate umgeben, verfügte er sich an den einen oder den andern Ort. Er selbst war zu Pferde, die vier Geheimenräthe giengen vor ihm her, und das übrige Hofgesinde nebst Knipperdolling folgten ihm nach. So gieng der Zug auf den Markt oder in den Domhof, je nachdem der König die Leute an den einen oder den andern Ort beschieden hatte. Der Unterschied bestand blos darinn, daß der König auf dem Markte einen prächtigen Thron hatte errichten lassen, den er jedesmal bestieg, so oft er Gericht hielt; auf dem Domhofe hingegen stand er nur im Kreise der Anwesenden. Nichts war bei diesen Audienzen häufiger als Eheklagen und Scheidungen, wozu das neue Ehegesetz Anlaß gab. Vor diesem Gerichte konnte man eines Gatten, den man nicht länger liebenswürdig fand, leicht entledigt werden, und nach einer kurzen Untersuchung wurden Eheleute getrennt, welche Jahre lang einträchtig zusammen gelebt hatten.

Ost

Oft wurde das Volk durch neue seltsame Auftritte und Erscheinungen, durch Wunder und Offenbarungen in Erstaunen gesetzt. Besonders war der Statsrath Knipperdolling erfinderisch in originellen Narrheiten, und wußte die Augen des Pöbels auf sich zu ziehen. So kroch er einst während einer öffentlichen Audienz auf Händen und Füßen durch die dichten Haufen, richtete sich plötzlich auf, und blies bald diesem bald jenem in die Ohren: „Gott der Vater hat dich geheiliget. Nimm hin den heiligen Geist.“ An einem andern Tage machte er einen Tanz, und sagte: „Der Vater im Himmel hat mir geboten, vor den Augen meines Königes zu tanzen.“ Da er aber nachher selbst den Thron bestieg, trieb ihn der König herunter, und bestrafte ihn für diesen Frevel mit einem dreitägigen Gefängniß.

Der Goldschmied Tausentschuer von Warendorf, der die Monarchie in Münster gegründet hatte, diente ihr auch ferner mit seinen Talenten. Einst lief er, auf der Trompete blasend, durch alle Straßen der Stadt, und machte kund, daß alles Volk auf den Domhof kommen sollte, mit Rüstung und Wehr, so gut sie könnten, weil man den Feind von der Stadt wegschlagen wollte. Das Volk gehorchte, und kam aufs Beste gewafnet und gerüstet. Aber nun verkündigte man ihnen, daß Se. Majestät gesonnen wären, mit der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl zu halten. Viertausend der Anwesenden wurden nun an Tische geführt, die mit Speisen und Getränken reichlich besetzt waren. Als sie sich zur Genüge Hunger und Durst vertrieben hatten, wurden sie durch andere abgelöst, die bisher auf der Wache gewesen waren. Der König uud die Königinn warteten nebst vielen Dienern und Hofjungfern selbst bei Tische auf. Nach aufgehobener Tafel nahm der König, in ein

leicht

leicht seidenes Gewand gekleidet, weisse gebackene Kuchen, brach sie von einander, und gab jedem Menschen ein Stück mit den Worten: „Nehmet hin und esset, und verkündiget des Herrn Tod.“ Die Königin aber nahm ein Glas Wein, gab das zu trinken, und sagte: „Trinket, und verkündiget den Tod des Herrn.“ Darauf wurden Psalmen und Lobgesänge angestimmt, und der König und die Königinn, die Diener und andere mehr, empfiengen auch das Abendmahl. Tausentschuer bestieg nun die Kanzel und fragte die Gemeinde: ob sie alle bereit wären, den göttlichen Willen zu erfüllen und für den Glauben zu leben und zu sterben? Die versammelte Menge rief einmüthig: Ja! worauf der Seher mit lauter Stimme fortfuhr: „So spricht der Herr! Erwählet einige aus meinem Volke, die ihr zum Stadtthore hinausgehen lassen sollt, an die vier Ecken der Welt, um schröckliche Wunder zu thun, und sie den fremden Völkern kund zu machen. Wer diesem göttlichen Befehle nicht Folge leistet, der soll des Todes sterben.“ Nun nannte er acht und zwanzig Personen, welche diese Sendung antreten sollten, und ermahnte sie, alles zu verlassen, nichts zu fürchten, und den Glauben zu verkündigen. Sechse von ihnen wurden nach Osnabrück, eben so viel nach Warendorf, acht nach Soest und eine gleiche Zahl nach Coesfeld bestimmt. Der König, die Königinn, ihr Hofstaat und die Missionarien speisten hierauf an einer Tafel zusammen. Während der Mahlzeit stund der König plötzlich auf, mit dem Vorgeben, daß er etwas zu verrichten habe, was ihm der himmlische Vater befohlen hätte. Damit entfernte er sich, und schlug einem Kriegsgefangenen, den er der Verrätherey beschuldigte, als einem andern Judas, mit eigenen hohen Händen, den Kopf herunter. Nach dieser That setzte er sich

ganz

ganz gelassen wieder zur Tafel, und trieb über die verrichtete Execution noch seinen Scherz.

Inzwischen begaben sich die acht und zwanzig Apostel auf die Reise, nachdem sie Rothmann ermahnt hatte, ihren Weg, gleich den von Josua in das Land Kanaan ausgeschickten Kundschaftern, muthig und freudig anzutreten. Ausser dem Viatikum gab ihnen der König einige der von ihm geprägten Goldmünzen mit, welche sie in den Städten, wo ihre Lehre nicht angenommen würde, als ein Zeichen ihres künftigen Unterganges, zurück lassen sollten, weil sie die heilsame Lehre verworfen hätten. Die armen Betrogenen eilten ihrem Verderben entgegen, denn schon in den benachbarten Städten, wo sie ihr Werk treiben wollten, wurden sie gar übel empfangen. Kaum hatten sie ihren Auftrag kundgemacht, als sie wegen ihrer Lehre und ihres Wandels zur Rechenschaft gestellt wurden. Sie erklärten hierauf: „Ihre Lehre sey die einzig wahre und rechte Lehre. Seit der Apostel Zeiten wäre das Wort Gottes nicht richtig gelehrt worden, und keine Gerechtigkeit auf Erden gewesen. Nun aber wäre die Zeit gekommen, wovon alle Propheten geweissaget, da Gott allgemeine Gerechtigkeit auf Erden anrichten wolle.“ Als man sie weiter befragte: warum sie ihre unschuldigen Mitbrüder vertrieben, sich ihrer Weiber und Kinder und Güter bemächtiget hätten? wie und woraus sie es beweisen könnten, daß dieß ein gerechtes Verfahren sey? antworteten sie: „Es stehe im Evangelium: die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen. Gott habe auch vormals den Israeliten die Güter der Egypter zu besitzen gegeben.“ Sie fügten hinzu: „Ihre Stadt sey mit allerlei Vorrath reichlich versorgt, und der König erwarte nur noch Völker aus den Niederlanden, dann werd' er mit seiner ganzen Macht ausrücken, um

alle

alle gottlose Regenten in der Welt sich unterwürfig zu machen."

Da mit diesen Unsinnigen nichts auszurichten war, so wurden sie dem Scharfrichter übergeben, der ihnen die Köpfe abschlug. Ein gewisser Heinrich Hilversum war der einzige von diesen Fanatikern, der sein Leben behielt, denn er wurde von dem Bischoff von Münster begnadigt, indem er versprach, sein guter Kundschafter zu seyn. Er kam glücklich in die Stadt zurück, und sagte zum Könige Johann, als dieser ihn fragte: warum er wieder käme und seine Gehülfen nicht mitbrächte? in seinem Gefängnisse wäre ihm die Nacht vor seiner schon festgesetzten Hinrichtung ein Engel erschienen, und hätte ihn erlöset. Zugleich habe ihm der Engel befohlen, dem König der Glaubigen zu sagen: daß die drei Städte Amsterdam, Wesel und Deventer, wenn er mehrere Apostel dahin sendete, ihm die Thore öffnen würden.

Dieß gefiel dem Könige sehr wohl, und er befahl, den Apostel in den Pallast zu führen, und ihm die aschgraue und grüne Kleidung seiner andern Hausbedienten zu geben; auch schenkte er ihm einen Ring. Da es auch wesentlich zum Plan der Wiedertäufer gehörte, die Anhänger ihrer Sekte in Holland immer zahlreicher zu machen, so ernannte der König nicht nur einen gewissen Johann von Geelen zum Obersten der wiedertäuferischen Kriegsleute in Holland, sondern erhob auch den Lesemeister Johann von Kampen zum Bischoff von Amsterdam, und sandte ihn nach dieser Stadt, welche vielleicht zum künftigen Hauptort seines Reiches bestimmt war. Der letztere führte ein sehr eingezogenes Leben in Amsterdam, und begnügte sich insgeheim für die Verbreitung seiner Lehre zu sorgen. Aber dem Unglücklichen half seine Vorsicht nichts, denn als seine tollkühnen Glaubensgenossen einst in

der

der Nacht einen Versuch wagten, sich der Stadt zu bemächtigen, welcher mislang und Seelen das Leben kostete, fiel auch Kampen den Ausspähern der Obrigkeit in die Hände. Seine Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus, welches auf folgende barbarische Art an ihm vollstreckt wurde. Zuerst mußte er, das Haupt mit einer zweihörnigen blechernen Bischoffsmütze bedeckt, eine Stunde lang auf dem Blutgerüste zur Schau ausstehen. Dann ward ihm die Hand, womit er wiedergetauft hatte, abgehauen, und die Zunge, als das Werkzeug zur Verkündigung seiner Lehre, ausgeschnitten. Ein Schlächtermesser trennte endlich seinen Kopf vom Rumpfe; letzterer ward verbrannt, Hand und Kopf aber wurden über dem Stadthore aufgesteckt. Mit gleicher Grausamkeit verfuhr man wider die übrigen gefangenen Wiedertäufer zu Amsterdam, Leiden und in Friesland. Alle ohne Unterschied des Geschlechts wurden enthauptet, ersäuft, verbrannt, geviertheilt. Vielen ward noch lebend das Herz aus dem Leibe gerissen, und ins Angesicht geworfen.

So wütheten damals, wie in allen vorhergehenden und spatern Zeitaltern, Religionshaß und Intoleranz — Ungeheuer, welche die Hölle ausgespieen hat, um Menschen in blutgierige Hiänen umzuwandeln und das ganze Geschlecht durch sich selbst auszurotten.

6.

Belagerungsanstalten. Hungersnoth. Mittel, durch die sich König Johann auf dem Throne behauptet.

Ganz Deutschland sah seit einiger Zeit mit Erstaunen auf den neuen monarchischen Staat hin, den die

Wiedertäufer in seinem Schooße errichtet hatten, und an dessen Spitze König Johann stund. Niemand war über diese Erscheinung mehr empört, als die Fürsten, denen ein so gefährliches Beispiel allerdings am wenigsten gefallen konnte. Am meisten war dabei freilich der Bischoff von Münster interessirt, der nun schon mehrere Monate mit seinen Leuten vor der Stadt lag, ohne sich in den Besitz derselben setzen zu können. Die Belagerten thaten zum öftern heftige Ausfälle, und vereitelten alle Anstrengungen der Belagerer. Sie nahmen sogar einst den Sohn des Bischoffs, der sich zu weit gewagt hatte, gefangen, und König Johann machte ihn, weil er ein sehr schöner Jüngling war, zu seinem Edelknaben.

Das Jahr ein tausend fünf hundert und vier und dreissig gieng nun zu Ende, und alle Versuche des Belagerungsheeres, in die Stadt zu kommen, waren fruchtlos; ja der Bischoff sah sich sogar aus Mangel an Geld und Mannschaft genöthiget, die Belagerung in eine weite Umschließung zu verwandeln. Er wandte sich in dieser bedrängten Lage an die benachbarten Fürsten, und diese zeigten sich auch nicht ungeneigt, bei seinen Unternehmungen thätig mitzuwirken. Der Churfürst von Cöln, und der Herzog von Jülich und Cleve schickten ihm Geld, Kriegsvolk und Geschütz. Der erstere begab sich selbst zum Bischoff ins Lager, um sich mit ihm über die Mittel, die Stadt zum Gehorsam zurückzubringen, zu berathschlagen. Sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, war eine äußerst schwere Unternehmung; man beschloß daher, sie den Winter hindurch sorgfältig einzuschliessen, und ihr alle Zufuhr zu versperren. Der Bischoff wandte sich nun auch an seine Mitstände des niederrheinisch-westphälischen Kreises, unter dem Vorwande, daß dieser Krieg das ganze deutsche Reich angehe,

und bat deshalb um Beistand zur Fortsetzung der Belagerung. Es wurde auch wirklich auf einem Kreistage zu Coblenz beschlossen, ihm auf sechs Monate dreihundert Reuter und drei tausend Mann Fußvolk zu geben und den Grafen Wirich von Daun und Oberstein nicht nur zum Oberbefehlshaber dieser Mannschaft zu bestellen, sondern ihm auch die Aufsicht über die ganze Unternehmung anzuvertrauen.

Diese Verstärkungen brachten wieder neues Leben in das Belagerungsheer, und man zweifelte nun nicht mehr an einem glücklichen Ausgange der Unternehmung. Da jedoch der Bischoff wünschte, die verderblichen Folgen eines gewaltsamen Angriffs von der Stadt abzuwenden, so hielt er zuvor mit den Anführern seines Heeres einen Kriegsrath, worinn beschlossen ward, daß man den Rebellen Begnadigung und freien Abzug anbieten wollte, unter der Bedingung, daß sie die Stadt übergeben und ihre Waffen ausliefern würden.

Es giengen sogleich am folgenden Tage einige Abgeordnete mit den Vorschlägen des Bischoffs in die Stadt, und theilten sie dem Könige, der sie vor sich kommen ließ, mit. Aber mit glühendem Unwillen verwarf Johann den Antrag, und erwiederte stolz: „Ich verlange des Feindes Gnade nicht für mich und mein Volk.“ Nach diesem fruchtlosen Versuche wurden Briefe, welche die vorgeschlagene Kapitulation enthielten, an Pfeile geheftet, in die Stadt geschossen, um dadurch jene zur Kenntniß der Einwohner zu bringen. Aber auch dieses Mittel blieb ohne Erfolg, denn schon das Aufheben der Briefe ward von dem Könige bei Todesstrafe verboten. Um kein Mittel der Güte ungenutzt zu lassen, wurden die Wiedertäufer von den Reichsständen durch Schreiben ermahnt: von ihrem schändlichen und frevelhaften Vorhaben ab-

zustehen, und den rechtmäßigen Obrigkeiten um so mehr sich zu unterwerfen, als der Bischoff von den gesammten Ständen des Reichs gewissen Beistand zu erwarten habe. Allein die Aufrührer suchten sich in einer weitläuftigen Antwort zu vertheidigen; doch übergiengen sie in derselben den Vorwurf, den man ihnen wegen des Königs gemacht hatte, mit Stillschweigen. In einem besondern Schreiben an den Landgrafen von Hessen suchten sie aber auch diese Handlung zu entschuldigen; ja sie hatten die Dreistigkeit, in diesem Schreiben, dem sie ihre Schrift von der Wiederherstellung beifügten, den Landgrafen zu ermahnen, sich von den andern gottlosen Fürsten abzusondern, und nicht unschuldige Leute zu bekriegen, die das Volk Gottes wären. Der Landgraf las sowohl ihr Buch als ihr Schreiben durch, meldete ihnen seine Bedenklichkeiten, und ließ sodann beides von seinen Theologen beantworten. Noch einmal schrieben die Schwärmer zurück, und schickten zugleich ein neues Buch mit, das den Titel hatte: von den Geheimnissen der Schrift. Der Landgraf ließ auch dieses Buch von seinen Theologen beantworten, stellte den Rebellen die Abscheulichkeit ihres Unternehmens nachdrücklich vor, und ermahnte sie, von ihrem Vorhaben endlich abzustehen. Aber die Wiedertäufer blieben halsstarrig bei ihren Unternehmungen.

Die Unterhandlungen wurden nunmehr abgebrochen, da auf eine gütliche Uebergabe der Stadt nicht zu rechnen war. Das Belagerungsheer begann die Beschießung, und unternahm mehrere Stürme. Aber die Wiedertäufer hatten während der fünfzehnmonatlichen Dauer ihrer Herrschaft so viel Fleiß und Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Festungswerke gewandt, sie waren so gut mit Geschütz und geübten Konstablern versehen, und zeigten so viel Muth und

Wach=

Wachsamkeit bei der Vertheidigung, daß alle Anstrengungen der Belagerer fruchtlos blieben, und alle Stürme abgeschlagen wurden. Die letztern hielten daher für das beste, einen Weg einzuschlagen, der sie zwar langsamer, aber desto gewisser an das Ziel ihrer Unternehmung führen mußte. Sie schlossen die Stadt von allen Seiten aufs engste ein, umgaben sie ringsumher mit Schanzen und schnitten ihr alle Zufuhr ab, um durch den Hunger, diesen schröcklichen Zeugen menschlicher Schwäche und Hülflosigkeit, das zu bewirken, was durch Waffengewalt nicht erzwungen werden konnte.

Bald empfand die bedrängte Stadt die Folgen der engen Umschließung; denn trotz der öffentlichen Tafeln und aller andern zweckmäßigen Gegenanstalten, fanden sich Mangel und Theurung ein; die Lebensmittel wurden immer seltener, und Hülfe und Entsatz war nicht zu hoffen. Diese Sperrung der Lebensmittel brachte manche von den Schwärmern glücklicher zur Besinnung, als die Gründe der hessischen Theologen. Sie sahen es nun allmählich ein, daß sie von dem Könige und seinen Ministern getäuscht würden. Schon hatten Einige insgeheim den Vorsatz gefaßt, sich derselben zu bemächtigen, und sie dem Bischoff auszuliefern; allein König Johann's Vorsicht vereitelte ihre verrätherischen Anschläge. Er ernannte zwölf seiner treuesten Anhänger zu Generalen, und übergab einem jeden von ihnen ein gewisses Quartier der Stadt zur Aufsicht, nebst einer Anzahl von Trabanten und andern Bedienten, mit deren Hülfe sie alles im Zaum halten, und verhüten sollten, daß keine Empörung gegen den König entstünde. Dann versprach er dem ganzen Volke, daß sie ganz gewiß auf Ostern von der Belagerung, und folglich auch von der Hungersnoth befreit werden würden. Den Generalen insbesondere versprach er, sie sollten, nach

ge-

geschehener Erlösung, Herren seyn über Land und Leute, Städte und Schlösser aller Fürsten und Herren: den einzigen Landgrafen von Hessen ausgenommen, den man schonen wollte, in der Hofnung, daß er sich wohl noch bekehren, und zu ihrem Glauben bekennen würde. Und damit die künftige Theilung keine Streitigkeiten veranlassen möchte, wies der König vorläufig schon einigen seiner Generale gewisse Fürstenthümer und Grafschaften mit Namen an. So sollte z. B. ein gewisser Krämer das Churfürstenthum Sachsen haben ꝛc.

Inzwischen mehrten sich in der unglücklichen Stadt mit jedem Tage Noth und Jammer, und der Hunger in seiner gräßlichsten Gestalt wüthete unter den zahlreichen Bewohnern derselben, und veranlaßte hier in dem neuen Zion so grausende Scenen, wie man seit der Belagerung des alten Jerusalems in keiner belagerten Stadt gesehen hatte. Pferdefleisch, Katzen, Ratten und Mäuse, und sogar die Aeser umgefallener Thiere wurden verzehrt. Einige suchten das wüthende Bedürfniß des Magens durch Baumrinden und Blätter zu stillen, oder kochten alte Schuhe und Sättel, andere genossen gedörrte Kuhfladen und Menschenkoth. Zuletzt wurden selbst die Leichname der Erschlagenen oder derer, die der Mangel hingerafft hatte, zerstückt und gegessen. Ja eine Mutter schlachtete sogar drei neugebohrne Kinder, mit denen sie auf einmal niedergekommen war, mit eigenen Händen, und salzte sie ein, um sich ihrer als Speise zu bedienen.

So kam Ostern herbei, aber die Noth nahm nicht ab, und noch weniger war an eine nahe Erlösung zu denken. Des Bischoffs Truppen machten durchaus keine Anstalten zu einem baldigen Abzuge, wie doch der König sicher auf Ostern verheissen hatte, und es wurden auch, des festen Glaubens ungeachtet, keine

Steine

Steine in Brod verwandelt. Um doch nicht als ein offenbarer Lügner erfunden zu werden, suchte der König auf eine eigene Art sein Ansehen und seine Glaubwürdigkeit zu retten. Sechs Tage lang stellte er sich krank, und da er hervortrat, eröffnete er dem Volke, daß er auf göttlichen Befehl auf einem blinden Esel habe sitzen müssen, und Gott der Vater habe alle Sünden auf ihn gelegt. Nun wäre die ganze Welt von allen Sünden frei und rein. Dieß sey die versprochene Befreiung, woran sie einstweilen sich begnügen sollten. Durch solche elende Kunstgriffe suchte der König sein Ansehen zu behaupten. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheissungen über Verheissungen, aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maaße stärken, worinn der Hunger ihn schwächte. Um in einer so kritischen Lage nicht sein Scepter zu verlieren, nahm er seine Zuflucht zum Terrorismus. Ein Zweifel kostete das Leben. Zwei seiner Pagen, die, vom Hunger gequält, zum Bischoff übergehen wollten, wurden von dem Könige selbst mit eigener Hand getödtet. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere andere, die in Verdacht kamen, daß sie geneigt wären, sich mit den Feinden wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen einzulassen. Doch nirgend zeigte der Tyrann seine Grausamkeit und seinen wüthenden und unversöhnlichen Zorn so auffallend, als bei folgendem Vorfall in seiner eigenen Familie.

Eine von den königlichen Weibern, Namens Elise, hatte von ungefähr geäußert: Gott könne mit diesem Elend, in welches das arme Volk durch die Belagerung gestürzt würde, nichts gedient seyn, und sie zweifle an der göttlichen Sendung des Königs. Johann erfuhr es sogleich und ahndete, ohne Gefühl für die allgemeine Noth, diese unvorsichtige Rede mit

dem Tode. Elise und die andern Weiber des Königs wurden auf seinen Befehl auf den Markt geführt; alle schlossen einen Kreis um erstere, und erwarteten knieend, was der Monarch beginnen würde. Plötzlich zog er das Schwerdt und schlug der Unglücklichen den Kopf ab, worauf die andern Weiber sangen: Ehre sey Gott in der Höhe! und vom Könige angeführt, (der auch dem Volke dasselbe zu thun befahl) lustig herumtanzten.

7.

Einnahme der Stadt Münster.

So traurig die Lage der Einwohner von Münster bei dem immer drückender werdenden Mangel an Lebensmitteln war, so ärgerlich wurden die Soldaten vor der Stadt, daß sie mit all ihrer Anstrengung ihren Zweck noch immer nicht hatten erreichen können. Was ihren Unwillen nicht wenig vermehrte, war die unregelmäßige Bezahlung ihres Soldes, und die bei kombinirten Heeren so gemeine Eifersucht zwischen Hohen und Niedern bei den verschiedenen Korps. Es war überhaupt bei den Reichsständen, die zu den Belagerungen von Münster kontribuiren sollten, kein harmonisches Zusammenwirken anzutreffen, und besonders waren mehrere Reichsstädte sehr unzufrieden über die ihnen auferlegten Beiträge zu dem Münsterschen Kriege. Sie hielten einen Städtetag in Eslingen, und protestirten gegen den Coblenzer Schluß.

Schon lange hatte sich der Bischoff von Münster an den römischen König Ferdinand gewendet, und ihn um seine Mitwirkung in der bedenklichen Sache gebeten. Ferdinand hatte sein Ansuchen nicht unbillig ge-

gefunden, und im April einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Hier gab es ziemlich lebhafte Auftrite. Die Reichsstädte protestirten aufs Neue gegen die Beiträge zum Münsterschen Kriege, und setzten sich den Fürsten mit allem Nachdrucke entgegen. Dennoch ward zuletzt beschlossen, jeder Reichsstand, vom höchsten bis zum niedrigsten, sollte, in zwei Terminen, an die Städte Cöln, Frankfurt, Nürnberg und Coblenz, so viel erlegen, daß zusammen eine Summe von hundert tausend Goldgulden herauskäme. Damit sollten die vor Münster schon seit Jahr und Tag liegenden Truppen unterhalten werden: der Churfürst von Trier sollte Generaleinnehmer seyn, und der Graf Wirich Obergeneral über die drei tausend Mann zu Fuß und die drei hundert Pferde. Allein die bewilligten Hülfsgelder giengen, wie gewöhnlich, nur langsam und unrichtig ein; die Mannschaft ließ ihren Unwillen darüber mehr als einmal ausbrechen, und die Belagerung konnte deswegen auch nicht recht ernstlich vorrücken. Aber gesperrt blieb die Stadt doch immer noch; also nahm Hunger und Noth darinn schröcklich zu. Die Belagerer boten den Bürgern nunmehr nochmals Gnade an, wofern sie den König und einige Hauptanführer greifen und ausliefern würden. Das hätten viele sehr gerne gethan, allein sie konnten nicht, weil der König die unermüderste Wachsamkeit bewies. Um die noch vorhandenen wenigen Lebensmittel für die Besatzung etwas länger aufzusparen, befahl er, es sollten alle diejenigen aus der Stadt ziehen, die, wie er sich frei ausdrückte, der göttlichen Hülfe nicht vertrauten. Mehr als tausend Mann zogen heraus, nebst vielen Weibern und Kindern. Ein Theil ergab sich dem Bischoff, ein Theil davon wurde niedergehauen, die Weiber und Kinder aber friedlich entlassen.

Bei dem unbeugsamen Starrsinn des Königs Johann und seiner Vertrauten und eifrigen Anhänger, würde sich die Belagerung wahrscheinlich noch sehr in die Länge gezogen haben, wenn nicht die Anstrengungen der Belagerer durch einen ganz unerwarteten Umstand begünstigt worden wären, wodurch der Kampf viel früher beendigt wurde, als sich außerdem hoffen ließ.

Ein Soldat des Bischoffs von Münster, Hänslein von der langen Straat, auch Hänsel Eck genannt, sollte wegen begangener Verbrechen scharf bestraft werden, und lief daher aus Furcht zu den Wiedertäufern über. Dieser sah nun wohl, daß unter solchen Umständen an keine Hülfe, und überhaupt an keinen guten Ausgang der Sache zu denken sey; deshalb beschloß er, die Stadt dem Bischoffe zu verrathen, untersuchte daher den Zustand des Walles und Stadtgrabens genau, welches er um so unbemerkter thun konnte, da seit einiger Zeit die Wachen nicht mehr so streng wie zuvor gehalten wurden, und er fand auch bald einen bequemen Ort zum Durchwaden. Als er alles genau untersucht hatte, und sich einen glücklichen Erfolg versprechen konnte, ließ er sich in einer dunkeln Nacht an einem Seile zur Stadtmauer herunter, und wurde gefangen ins bischöffliche Lager und vor den Bischoff selbst geführt. Diesem erzählte er alles, und erbot sich gegen ihn, wenn man ihn begnadigen wollte, ein Mittel anzugeben, wie man sich mit dreihundert Mann der Stadt bemächtigen könne.

Der Bischoff theilte den Vorschlag dem Feldherrn des kombinirten Heeres mit, und dieser nahm ihn bereitwillig an. Er trug dem Obersten Stedingk, einem entschlossenen Kriegsmanne, die Ausführung des Unternehmens auf, wozu sogleich die nöthigen Zurüstungen getroffen, und vierhundert der besten

Kriegsleute ausgewählt wurden. Geführt von dem verschlagenen HänselEck, dem alle Wege und die schwächste Seite der Stadt bekannt waren, nähert sich dieser kleine Haufen, in der Nacht auf den fünf und zwanzigsten des Monats Junius im Jahr ein tausend fünf hundert und fünf und dreissig, in größter Stille den Festungswerken in der Gegend des Kreuzthores. Die Elemente selbst schienen dabei zum Untergange der Belagerten sich verschworen zu haben, denn ein heftiges Donnerwetter und eine undurchdringliche Finsterniß begünstigten das geheimnißvolle Vorhaben ihrer Feinde. Die letztern durchwaten einen schmalen und seichten Graben, und ersteigen dann glücklich den Wall, ohne von den ausgestellten Posten, welche Regen, Sturm und Entkräftung in die Schilderhäuser getrieben hatten, bemerkt zu werden. Von einem dieser Posten erfahren sie das Feldwort der Belagerten, welches in der gegenwärtigen Nacht: die Erde! hieß; und durch Hülfe desselben werden die nachfolgenden Wachen überrascht und über den Haufen geworfen. So gelingt es den bischöfflichen Kriegern, ohne Geräusch durch eine kleine Pforte in die Stadt zu kommen, wo alles im tiefsten Schlafe lag, und bis zum Domplatz vorzurücken, ehe noch ein Mensch in Münster die Nähe eines Feindes ahndet. Der Dom, ein großes ehrwürdiges Gebäude, welcher mit schwerem Geschütze angefüllt ist, wird besetzt. Dann läßt der kühne Stedingk Lärm schlagen, um die Wiedertäufer vom Schlafe aufzuschrecken.

Fürchterlich saust vom Domplatze herab das dumpfe Rauschen der Lärmtrommel, und ganz Münster, vor wenigen Augenblicken noch das Bild der tiefsten Stille und einer nichtsbesorgenden Ruhe, verwandelt sich plötzlich in einen Schauplatz der Furcht, der Verwirrung und des lauten Getümmels. Die

erschro-

erschrockenen Einwohner stürzen aus ihren Häusern hervor, um die Gefahr zu erforschen, welche ihnen droht. „Die Feinde! die Feinde der Glaubigen sind eingebrochen!“ schallt es gräßlich durch alle Straßen. Die Bestürzung ist allgemein.

Der König Johann hatte sich vor dem Ueberfalle der Stadt zu Bette gelegt, als die Nachricht, die Feinde wären in der Stadt, ihn gar unsanft aus seinem Schlafe weckte. Er, der nie den Muth seines Vorgängers Matthias gehabt hatte, verlor jetzt alle Fassung. Seine Glaubensgenossen indeß ergriefen die Waffen, und Verzweiflung, welche hier die Stelle des Muthes vertrat, trieb sie zum wüthendsten Kampfe. Von allen Seiten drangen sie auf Stedingk und seine kleine Kriegerschaar ein, und besetzten den Markt und die Margarethenkapelle, dem Dome gerade gegen über. Selbst das Kanonenfeuer der Feinde, wobei sich diese des eroberten Geschützes bedienten, schreckte sie nicht ab, ihre Angriffe immer wieder zu erneuern, und es glückte endlich ihrem Ungestümm, jene dergestalt zusammen zu drängen, daß ihnen nicht einmal mehr so viel Raum übrig blieb, um von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen. In dieser Verlegenheit nahm Stedingk, den Muth und Besonnenheit selbst in den gefährlichsten Lagen nicht verließen, seine Zuflucht zur List. Er führte zweihundert Mann durch das Haus eines Domherrn in die der Aegidienkirche gegenüber liegende Gasse, und fiel von dorther den Wiedertäufern in den Rücken. Diese ließen sich anfangs durch den unerwarteten Angriff täuschen, denn sie glaubten, es sey eine neue Schaar bischöfflicher Krieger in die Stadt gedrungen, und zogen sich bestürzt gegen den Markt zurück. Sobald sie jedoch ihren Irrthum erkannten, drangen sie von neuem vor, und zwangen die Feinde zum Weichen.

Ohne

Ohne Rettung schien jetzt Stedingk mit seinem kleinen Korps verlohren zu seyn. Er hatte bei seinem raschen Einbruche in die Stadt unglücklicherweise nicht daran gedacht, sich durch Eröffnung der Thore mit dem Belagerungsheere in Verbindung zu setzen; und die Wiedertäufer hatten es ihr erstes Geschäft seyn lassen, auch die kleine Pforte wieder zu versperren, durch welche er hereingedrungen war. Um die Belagerer, wenn sie etwa entschlossen seyn möchten, die Unternehmung ihrer Waffenbrüder in der Stadt durch einen Sturm zu unterstützen, davon abzuhalten, und um sie glauben zu machen, daß jene überwältiget wären, mußten auf Knipperdollings Rath einige hundert Weiber den Stadtwall besteigen, und durch Tanz und Gesang den vorgeblichen Triumph ihrer Mitbrüder feiern.

Ein rascher und entschlossener Angriff auf Stedingks kleinen und getrennten Haufen hätte jetzt die Wiedertäufer von ihren Gegnern befreit: aber anstatt mit Energie und Schnelligkeit zu handeln, schlossen sie mit ihnen Nachts um 2 Uhr einen Waffenstillstand, und der furchtsame Johann ließ sich in Unterhandlungen ein. Er bot ihnen Schonung des Lebens an, wenn sie das Gewehr strecken, und sich zu Gefangenen ergeben wollten. Stedingk dagegen, der eigentlich nur Zeit zu gewinnen suchte, bestand auf einem freien und ehrenvollen Abzuge mit Waffen und Fahnen. So ließen die Wiedertäufer die für sie so kostbaren Augenblicke verstreichen. Das Schicksal hatte ihren Untergang unwiderruflich beschlossen. Diese schröckliche Nacht sollte die letzte ihrer Herrschaft über Münster seyn.

Besser als seine bethörten Gegner benutzte Stedingk die ihm verstattete Frist. Er sandte in der Morgendämmerung einen seiner Fahnenträger, Namens Johann

hann von Twickel, auf den Stadtwall, um dort sein Panier aufzupflanzen, wodurch es ihm auch gelang, die Aufmerksamkeit der nächsten Vorposten zu erregen. Die letzteren besorgten jedoch Verrätherey, und wagten sich nicht heran, bis ihnen Twickel das bischöfliche Feldgeschrei: Waldeck! zurief. Jetzt näherten sich einige dem Walle, und empfiengen darauf die Nachricht von den Fortschritten und der Gefahr ihrer Waffenbrüder in der Stadt, mit den dringendsten Auffoderungen zu schleuniger Hülfe. Man versprach alles, und Twickel, voll Freude, seinen Auftrag glücklich vollzogen zu haben, eilte nach dem Domplatz zurück, und rief mit lauter Stimme seinen Gefährten zu, daß das ganze Belagerungsheer zu ihrem Beistande heranrücke. Diese willkommene Bothschaft belebte von neuem den schon gesunkenen Muth des kleinen, von zahlreichen Feinden rings umstellten Haufens, und verbreitete Schrecken unter den Bekennern der Wiedertaufe. Umsonst boten nun die letztern freien Abzug an; Stedingk achtete nicht darauf, weil er der nahen Hülfe gewiß war. Er brach plötzlich alle Unterhandlungen ab, und der Kampf erhob sich wieder mit doppelter Heftigkeit und Erbitterung. Den tapfern Stedingk täuschte seine Hofnung nicht. Nach kurzer Zeit erstieg das Heer seiner Waffengenossen die Wälle, sprengte die Thore und ergoß sich unaufhaltsam, wie ein reissender Strom, durch die Straßen der Stadt. Jetzt erhob sich ein schröckliches Gemetzel. Ohne Schonung und Erbarmen wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Schwärmerey und Verführung niedergewürgt, wo man sie fand, ohne Unterschied des Ranges und des Alters. Bald waren alle Straßen mit ihren Leichnamen bedeckt. Ströme Blutes flossen auf dem Markte und in der sogenannten Rothenburg, einer Straße, die von dem Markte herab-

herabführt, und ihren Namen von dieser Mordscene erhalten haben soll. Wie Rothmann sah, daß alles verloren wäre, stürzte er wüthend in die Feinde hinein, um sie zurück zu treiben, wurde aber mit einem Schlachtschwerdt durch die Schultern gehauen, und mit zwei Spießen durchstochen. Weit zaghafter bezeugte sich der König und einige seiner Minister. Der erstere hatte gleich anfangs, da die Stadt erstiegen war, seine Wohnung auf dem Domplatze heimlich verlassen, und sich auf dem höchsten Boden des Aegidienthors verkrochen, um sein Leben zu retten; aber er entgieng seinem Schicksale nicht. Ein Knabe verrieth ihn. Er ward gefangen und in Fesseln geschlagen. Dasselbe Schicksal hatte auch der Minister Krechting und zuletzt Knipperdolling, den ein Weib verrieth, und den Feinden in die Hände lieferte.

8.

Bestrafung der Verbrecher.

Die Stadt war nun erobert, und das Reich der Wiedertäufer hatte ein Ende — aber nicht das Verfolgen der Unglücklichen. Die Mordgier der bischöflichen Kriegsleute, von Religionshaß und wilder Barbarey angefacht, war durch das Blut so vieler hundert erschlagener Feinde noch immer nicht gesättiget, vielmehr schnaubten sie unaufhörlich nach neuen Opfern. Acht Tage lang dauerte das Morden in der Stadt. Viele, die sich versteckt hatten, wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und erwürgt. Von allen Wiedertäufern in der Stadt entgiengen nur zwei hundert, welche sich auf dem Markte stark verschanzt

hatten,

hatten, dem allgemeinen Blutbade. Ihrer Entschlossenheit verdankten sie Rettung vom Tode und freien Abzug. Die Stadt selbst ward geplündert. Die Hälfte der Beute samt dem groben Geschütze erhielt der Bischoff, die andere ward unter die Kriegsleute vertheilt.

Als endlich Ruhe und Ordnung in der unglücklichen Stadt einigermaßen wieder hergestellt war, hielt der hocherfreute Prälat an der Spitze von fünfzehnhundert Reutern seinen Einzug. Man überreichte ihm die Schlüssel der Stadt und die Insignien des entthronten Königs. Aber der Anblick so vieler todter Leichname in den Straßen, und mehr noch die entweiheten Kirchen und verstümmelten Thürme, waren ihm ein solcher Gräuel, daß er Münster bald wieder verließ, und sich nach Iburg zurückzog. Dahin wurde der gefangene König Johann vor ihn gebracht. „O du Unseliger, rief der Bischoff ihm zu, warum hast du mein Volk also verderbet?“ — „Priester, entgegnete Johann mit stolzem Anstande, wir haben dir um keinen Strohhalmen zu kurz gethan, sondern eine starke Stadt in deine Hände gegeben, die allen Stürmen widerstehen kann. Sofern wir dir jedoch einigen Schaden zugefügt, haben wir doch Mittel, dich wieder zu bereichern, wenn du meinem Rathe folgen willst.“ Verwundert fragte der Bischoff, wie er das machen wolle? Johann antwortete: „Setze mich in einen eisernen Käfig, und laß mich für Geld sehen, so wirst du die Belagerungskosten bald wieder haben.“

Auf einem Reichstage, der sich in Worms versammelte, wurde beschlossen, daß die Stadt Münster wie vorhin in ihrer Verbindung mit dem Reiche verbleiben, der vertriebene Adel und Bürger, insofern sie nicht von den Wiedertäufern Anhänger wären, in

ihre Besitzungen wieder eingesetzt; in Ansehung der Religion nach den Reichsgesetzen verfahren, und den Gefangenen aufs eheste der Prozeß gemacht werden sollte. Der Bischoff verlangte auch jetzt noch eine Unterstützung an Geld, weil er immer noch eine starke Besatzung halten müßte; allein man entgegnete ihm, daß er das Geschütz und die halbe Beute sich zugeeignet habe; diese gehöre dem Reiche und darüber müsse erst Abrechnung gehalten werden.

Der gefangene König Johann wurde indessen in der Gesellschaft seiner beiden vornehmsten Minister an den Höfen verschiedener deutschen Fürsten zur Schau herumgeführt. Die Soldaten legten dem Könige eine doppelte Kette um den Hals, schleppten ihn so zwischen zwei Pferden, mit bloßem Kopf und ohne Schuhe, und brachten ihn in diesem Aufzuge von einem Orte zum andern. Er ward verschiedentlich wegen seiner Lehre und seiner Schwärmereyen befragt, und gab Antworten, die mitunter ganz vernünftig waren: Unter andern ließen sich die hessischen Theologen mit ihm in einen langen Streit über das ein, was die Wiedertäufer von der Taufe, dem Abendmahl, der Obrigkeit und dem Reiche Christi lehren. „Das letztere, sprach Johann, ist gedoppelt, ein geistliches und weltliches. Das geistliche Reich Christi ist eine Zeit des Leidens und der Trübsale, und von der Art war mein Reich in Münster. Das weltliche Reich Christi fängt nach der Auferstehung an, wo Christus selbst erscheinen, und mit den Frommen tausend Jahre regieren wird. Ich hofte, mein in Münster angefangenes geistliches oder Leidensreich würde sich bis zum Anfange des weltlichen, oder bis zur Ankunft Christi erstrecken: aber nun, im Gefängnisse erst, giengen mir die Augen auf, und ich erkannte meinen Irthum.“ — Auf die Frage, warum er die Possen

mit dem König werden getrieben, ließ er sich heraus: „Wenn mich Gott am jüngsten Tage fragen sollte, wer hat dich, Schneider, in Münster, zum Könige gemacht? so werd' ich antworten: deine Propheten in Münster haben mir's von Deinetwegen angesagt, mir auch Leib und Seele verpfändet, daß es dein göttlicher Wille und Befehl sey. Nur einmal kam es mir in Sinn, in Münster würde ein König des Reiches Christi erwählt werden, und ich sollte dieser König seyn. Ich wurde über diesen Gedanken ganz schwermüthig, und bat Gott, er sollte mich wegen meiner Ungeschicklichkeit nicht mit einer solchen Bürde belasten; wenn ich aber durchaus König werden müßte, so sollte er mich durch glaubwürdige Zeugen berufen. Ein solcher Zeuge ist der Prophet Tausentschuer, und hat er mich betrogen, so mag er's verantworten."

So sprach Johann; mit Knipperdolling und Krechting hingegen war nichts Kluges anzufangen. Nach langem Herumziehen wurden endlich die Gefangenen nach Telget zu dem Bischoffe zurückgebracht. Ihr Proceß gieng nun bald zu Ende, und als Johann merkte, daß ihn ein schmählicher Tod erwartete, wurde er, der vorher aus einem so hohen Tone gesprochen hatte, ungemein bescheiden. Er erbot sich sogar, wenn man ihm das Leben lassen wollte, die ganze Menge der noch in England und in den Niederlanden umherschwärmenden Wiedertäufer zum Schweigen zu bringen. Aber darauf wurde natürlich nicht geachtet.

Im Anfange des Jahres ein tausend fünf hundert und sechs und dreissig wurden die Gefangenen nach Münster geführt, und jeder in einem besondern Gefängnisse verwahrt. Nach vielem Zuspruche erkannte und bereuete Johann von Leiden seinen Irthum, woge-

wogegen seine beiden Mitgefangenen hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten. Das Todesurtheil wurde am zwei und zwanzigsten Januar, in des Bischoffs Gegenwart, vollzogen. Der König wurde auf eine Anhöhe geführt, an einen Pfahl gebunden, und mit glühenden Zangen zerfleischt. Eine Zeitlang schwieg er; dann fieng er an, um Gottes Barmherzigkeit zu bitten, und nachdem er eine Stunde lang so gemartert worden, bekam er den letzten Stoß aufs Herz. Auf gleiche Weise wurde die Todesstrafe an seinen Mitgefangenen vollzogen, und jeder sodann in einem eigenen Kefich an dem höchsten Thurme der Stadt, der König in der Mitte, aufgehangen. Der letztere war bei seiner Hinrichtung erst sechs und zwanzig Jahre alt. Alle Wiedertäufer, die dem Schwerdte entronnen waren, wurden aufgesucht und hingerichtet, und so dieses fanatische Reich vom deutschen Boden gänzlich vertilgt.

VII. Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischoff und Edelmann, in der Mark Brandenburg.

Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des sechzehenten Jahrhunderts.

I.

Ritter Minkwitz überfällt den Bischoff von Lebus in dem Städtchen Fürstenwalde.

An einem Sommerabende des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und zwanzig langten einige,

aus Preußen kommende Frachtwagen, durch das müncheber-gische Thor in dem Städtchen Fürstenwalde in der Mittelmark Brandenburg an der Spree an, um daselbst zu übernachten. Es begleitete sie ein Mann zu Pferde, den man für den Herrn der Fracht hielt, und der, ehe er sich zur Ruhe begab, den Wächter des Mühlenthores ersuchte, ihm am folgenden Morgen für seine Wagen das Thor frühe bei Tagesanbruche zu öffnen. In der Morgendämmerung pochte er auch wirklich denselben heraus. Der Thorwärter mußte von seinem Wohnhause nach dem ihm anvertrauten Thore über eine Brücke der Spree; auf dieser hielt der vermeinte Kaufmann, und bat den noch schlaftrunkenen Wächter um die Gefälligkeit, den Sattelgurt seines Pferdes fester zu schnallen. Während dieser beschäftigt war, die Bitte zu erfüllen, riß der Fremde ihm die Thorschlüssel vom Arme, und stieß ihn selbst in eben dem Augenblicke von der Brücke in Strom. Hierauf brannte er sein Rohr ab, zu einem Zeichen für einen Haufen Reuter, welcher versteckt vor dem Thore schon lauerte, daß es nun Zeit sey, den Einzug zu fördern.

Der Fremde war nemlich kein Kaufmann, sondern ein Diener Ottens von Schlieben. Dieser und Nikolaus von Minkwitz hatten in der Absicht, den Bischoff von Lebus, Georg von Blumenthal, in seiner Residenz zu überfallen, ein Heer von sechzig Reutern aufgebracht. Sonnenwalde, Minkwitzens Wohnort, zehen Meilen von Fürstenwalde entfernt, war der Sammelplatz gewesen. Auf dem Zuge hatte sich dieser Haufe bis auf vierhundert Pferde vermehrt, durch lauter Freiwillige, die, entweder von dem Reitze der zu hoffenden Beute, oder etwa von eigenem Grolle gegen den Kirchenfürsten, dem die Unternehmung galt, sich aufgemuntert fanden, Minkwitzens

witzens Fahne zu folgen. Man hatte inzwischen nicht für gut gefunden, die Stadt, in deren Mauern der Bischoff sich aufhielt, mit Gewalt zu erobern, und daher war Herrmann Schnipperling, so hieß der Diener Schliebens, in Gesellschaft Otto Kinitzschens (des von Schliebens Jungen) vorausgesandt worden, um durch kluge Benützung der Umstände dem Heere einen leichtern Eingang zu bahnen. Dieser Schnipperling hatte denn jenseit der Stadt die preußischen Fuhrleute angetroffen, und sie durch ein Geschenk gewonnen, daß sie es sich gefallen ließen, von ihm in der Eigenschaft ihres Herrn in die Stadt begleitet zu werden.

Dem Schusse folgte die Eröffnung des Thores, wozu Schnipperling die Schlüssel in Händen hatte; und die Reuter, vermuthlich schon gestern durch Otto Kinitzsch von der Verrätherey unterrichtet, stürzten heran, und durch das Thor über die Brücke in die Stadt.

Das Gelärm weckte die Bürger; jeder griff zu seinen Waffen, und eilte dem Feinde entgegen. Bald sah die Minkwitzische Rotte sich von einer Menge herzter Streiter umringt, die den festen Entschluß zeigten, ihr Eigenthum gegen fremde Gewalt zu beschützen. Allein kaum hatte Minkwitz den Bürgern eröffnet, daß für sie nichts zu fürchten sey, daß er sich nur des Bischoffs bemächtigen wolle, so kehrten alle friedlich zu ihren Wohnungen zurück. Ein Beweis, in wie geringer Liebe der Bischoff bey seinen Unterthanen stund. Minkwitz ließ die Thore und die zum Schlosse führenden Strassen von seinen Leuten besetzen, und brach mit etlichen Geharnischten in die Burg, durchsuchte alle Winkel derselben, aber vergebens, denn der Bischoff war gleich bei dem ersten Lärmen in fremder Kleidung entwischt. Diese Entdeckung entflamte

Minkwitzens Zorn; um auch an dem Entwischten noch Rache zu nehmen, um es die Bürger zugleich entgelten zu lassen, daß sie durch ihr Zusammenlaufen seinen Einbruch ins Schloß verzögert, und den gewünschten Erfolg vereitelt hatten, um endlich auch seine Rotte für den Ritt ohne seine und seines Freundes Kosten belohnt zu machen, befahl er, das Schloß zu plündern, die Domkirche zu berauben, alle Häuser zu stürmen, und als eine Beute anzusehen, was man fände; doch war er menschlich genug, um Brennen und Blutvergießen strenge zu verbieten.

Der Befehl ward schnell und willig befolgt; das Schloß, die Kirche, das Rathhaus, die Wohnungen der Domherren und die Häuser der Bürger wurden geplündert; in der Kirche schonte man selbst der Ciborien und Monstranzen nicht, auch diese wurden, nachdem die Hostien herausgeworfen waren, entwandt; denn hier war vom Sektengeiste die Raubsucht unterstützt; doch entdeckte man nicht den verborgenen Schatz, denn die Kirchenräuber wurden, so erzählt man, von oben herab mit Blindheit geschlagen. Zwei Bürgerhäuser wurden durch ganz verschiedene Mittel vor der Plünderung geschützt. Der Besitzer des einen hatte eben Bier gebrauet, und trug die siedende Würze aufs Dach, von da er sie jedem auf den Kopf goß, der den Versuch machte, seine Thüre zu berennen. Der des andern war leichter zum Zwecke gelangt, denn er hatte blos ein weisses Laken ausgehängt, als ob ein erblaßter Leichnam im Hause wäre. Zwei Menschen verloren bei der Plünderung das Leben; ein Bürger, der sich derselben widersetzte, und ein feindlicher Reuter, der sich beim Zurückzuge verspätet hatte, und an dem einige Bürger Rache ausübten.

Die

Die sämmtlichen adelichen Hofbedienten des Bischoffs, und unter diesen sein leiblicher Bruder, Matthias, der Stammvater aller jetzt lebenden Herren und Grafen von Blumenthal Horstischer Linie, wurden als Gefangene mit nach Sonnenwalde geführt, jedoch auf Vermittlung Georgs von Minkwitz bald nachher ohne Lösegeld freigelassen.

2.

Ursachen der Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischoff und Edelmann.

Der gewaltsame Ueberfall einer Stadt zu einer Zeit, da Friede im Lande herrschte, und die unbarmherzige Plünderung ihrer Bewohner, machte großes Aufsehen, und niemand wußte die eigentliche Ursache einer solchen Gewaltthat.

An der Spitze der ganzen Unternehmung stund Nikolaus von Minkwitz, ein Edelmann, der mit zwei ältern Brüdern, Hans und Georg, die Herrschaft Sonnenwalde in der Niederlausitz, unter böhmischer Landeshoheit, aber als ein Lehen vom Hause Sachsen besaß. Sein gewöhnlicher Sitz war das Städtchen Sonnenwalde, von Natur und durch ein starkes Schloß befestiget. Alle drei Brüder waren Männer von Ansehen im Lande, und eifrige Bekenner der gereinigten Religionslehre, welche damals ihr Haupt zu erheben begann. Luther selbst hatte auf ihr Verlangen den Entwurf zu einer geläuterten Gottesverehrung nach seinen Grundsätzen für ihre Pfarrkirche zu Sonnenwalde gemacht. Hans von Minkwitz stand als Rath in des Churfürsten von Sachsen Dien-

Diensten, und hielt sich gewöhnlich bei Hofe auf; unbekannt ist es, wo sein Bruder Georg wohnte. Nikolaus stund in keiner Staatsbedienung, aber er hatte sich im Kriege die Würde eines Ritters erworben. Auf einem Turniere in Dresden genoß er den Vorzug, immer Fürsten zu Gegnern zu haben. Den Ueberfall des Städtchen Fürstenwalde unternahm er nicht in seiner eigenen Angelegenheit, sondern um einem andern Edelmann, Namens Heinrich Queiß, Rache zu verschaffen. Dieser besaß das Gut Plössin, und war ein Lehnsmann des Bischoffs Blumenthal von Lebus.

Queiß hatte einen widerspenstigen Schäfer in seinen Diensten, der sich sogar thätlich an der Familie seines Herrn vergrief, bald darauf aber nach dem nahen bischöfflichen Dorfe Friedersdorf flüchtete. Hier und in andern benachbarten Orten verschaffte er sich einen Anhang unter den Bauern, und wagte mit ihnen einen gewaltsamen Einfall in Plössin, wo er seinem vormaligen Herrn die Schaafe wegtrieb. Queiß verklagte den Schäfer bei dem Bischoffe, und dieser befahl seinem dortigen Amtshauptmanne, dem Kläger nicht nur die weggetriebenen Schaafe wieder zu verschaffen, sondern auch den Schäfer selbst in dessen Gericht zu liefern.

Vielleicht standen Queiß und der Hauptmann nicht in gutem Vernehmen mit einander, vielleicht waren andere Umstände im Wege, genug, der letztere bewies sich in Befolgung des bischöflichen Befehls sehr säumig, und Queißen wurden so wenig seine Schaafe als der Schäfer ausgeliefert. Unterdessen beides erwartet wurde, kam zu verschiedenen Malen bald nacheinander in einigen Bauernhöfen zu Plössin Feuer aus, und man warf auf den entlaufenen Schäfer den nicht ungegründeten Verdacht, daß er oder wenigstens sein

An:

Anhang dieses Feuer angelegt hätte. Queiß wiederholte nicht nur seine Klage bei dem Bischoffe, sondern wandte sich auch schriftlich an den Hauptmann selbst. Der letztere bekam nochmals ernstliche Befehle vom Bischoff, den Edelmann klaglos zu stellen. Da dieser aber sein billiges Ansuchen immer nicht in Erfüllung gehen sah, und vermuthlich nicht wußte, daß die Schuld minder an dem Bischoffe als an dem Hauptmanne lag, so wandte er sich an den Landvogt des Markgrafthums Niederlausitz, und bat ihn um Beistand. Der Landvogt erließ sogleich ein Schreiben an den Bischoff, worinn er ihn höflich bat, sich seines Vasallen mit mehrerem Ernst anzunehmen, und ihn vor Gefahren sicher zu stellen, denen er so lange ausgesetzt sey, als der unternehmende Schäfer nicht in Sicherheit gebracht wäre. Diesen Schritt des Junkers Queiß nahm aber der stolze Bischoff sehr übel, und er gab ihm seinen Verdruß darüber durch ein Schreiben zu erkennen, worinn er es ihm hart verwies, sich an den Landvogt gewandt, und diesem die Sache so vorgestellt zu haben, als wenn ihm von seinem Lehnsherrn alle Hülfe verweigert worden wäre, da es doch an seinen Befehlen keineswegs läge, daß ihm nicht schon lange geholfen sey.

Hatte Queiß bisher nicht zu seinem Rechte gelangen können, so konnte er dieß jetzt noch weniger. Es ward nun planmäßig dahin gearbeitet, die Sache immer mehr zu verzögern. Man fieng an sich das Ansehen zu geben, als ob man dem Edelmann auf seine bloße Angabe nicht traue, und verlangte von ihm, daß er dem, wegen Aufhebung des Schäfers nach Friedersdorf anzustellenden Zuge, persönlich beiwohnen sollte, damit er daselbst seine Klage gegen den Schäfer wiederholen, dieser aber sich verantworten könnte. Queiß glaubte hier eine Falle zu erblicken,

cken, die ihm gelegt sey, um dem beleidigten Bischoffe Rache zu verschaffen; daher wollte er sich schlechterdings nicht zu einem Ritte nach Friedersdorf verstehen, wo er von dem Anhange seines Schäfers übel empfangen zu werden befürchtete. Dagegen unterließ er nicht, noch immerfort den Bischoff sowohl als auch das Domkapitel zu Fürstenwalde um die Auslieferung des gefährlichen Schäfers zu bitten; aber vergebens!

So fehlte es dem Junker Queiß wohl nicht an Ursache, endlich auch erbittert zu werden. Da er allein zu schwach war, dem Bischoff die Spitze zu bieten, so verband er sich mit Otto von Schlieben und Nikolaus von Minkwitz, und veranlaßte den erzählten Ueberfall von Fürstenwalde, durch den aber doch der eigentliche Zweck, nemlich die Gefangennehmung des Bischoffs, nicht erreicht wurde. Dieser war glücklich entkommen, und gerades Weges nach dem Jagdschlosse Grimnitz in der Ukermark geeilt, wo sich damals der Churfürst von Brandenburg aufhielt, bei dem der Bischoff eben so beliebt, als er allen übrigen Einwohnern der Mark verhaßt war. Benachrichtigt von der großen Gefahr, welcher der Bischoff nur so eben noch entronnen war, befahl der Churfürst einem seiner Diener, mit acht Reutern den verwegenen Uebertretern des Landfriedens eiligst nachzusetzen, vermuthlich blos in der Absicht, um ihren Rückzug zu beobachten, und zu sehen, wohin sie ihre Beute in Sicherheit bringen würden. Die brandenburgischen Reuter folgten Menkwitzens Spur, und versteckten sich eine Meile von Sonnenwalde, wurden aber entdeckt und überfallen. Ihr Anführer ward, als er eben sein Pferd besteigen wollte, von Schlieben erstochen, die Reuter aber geriethen in Gefangenschaft, worinn sie ein ganzes Jahr über blieben, und selbst vom Churfürsten verpflegt werden mußten.

3.

Verfolgung Minkwitzens und seiner Genossen.

Auf zweifache Art von Minkwitzen beleidigt, faßte der Churfürst den raschen Entschluß, sich selbst an ihm mit Strenge zu rächen. Er ließ durch die ganze Mark Brandenburg ein allgemeines Aufgebot ergehen, in der Absicht, Sonnenwalde zu belagern, das Schloß zu zerstören, und sich des Ritters Minkwitz zu bemächtigen. Die ganze Mark sollte alle ihre Kräfte dazu aufbieten, und das brandenburgische Heer, das sich bei Berlin sammelte, bestand aus sechstausend Reutern und vierzehentausend Fußgängern. Während dieser Zurüstungen war Minkwitz aber auch nicht müßig. Er setzte zuvörderst sein festes Schloß in einen furchtbaren Vertheidigungszustand, und reiste darauf in verschiedene benachbarte Gegenden außer Landes, um noch mehrere Truppen anzuwerben, mit denen er vermuthlich in die Mark zu fallen Willens war, unterdessen der Churfürst mit der Belagerung seines Schlosses, welches man damals bei einer guten Vertheidigung für unüberwindlich hielt, beschäftigt seyn würde. So wenig wahrscheinlich es demjenigen dünken mag, der den großen Unterschied damaliger und heutiger Verhältnisse nicht kennt, so wahr ist es doch, daß es an Leuten nicht fehlte, welche dafür hielten, daß der Churfürst bei dieser Lage der Umstände in grösserer Gefahr wäre als der Ritter Minkwitz. Der erstere scheint diese Gefahr auch selbst bei reiferer Ueberlegung eingesehen zu haben; denn ungeachtet aller seiner gemachten Anstalten, und der darauf verwandten beträchtlichen Kosten, die sich auf fünfzigtausend Gulden beliefen, änderte er seinen Vorsatz, und ließ das

ver-

versammelte Heer, ungefehr vierzehen Tage nach dem Aufgebote, wieder auseinander gehen.

Der Churfürst schlug nun einen andern Weg ein. Er verklagte seinen Gegner bei dem Könige von Böhmen als Landesherrn, worauf von den Räthen beider Fürsten mehr als eine Zusammenkunft gehalten, und endlich beschlossen wurde, das Schloß zu Sonnenwalde zu schleifen. Dagegen traten aber die Freunde der minkwitzischen Familie ins Mittel, und die Schleifung unterblieb. Zugleich wandte sich der Churfürst an das Reichskammergericht, und im Jahr ein tausend fünf hundert und dreissig an die Reichstagsversammlung zu Augsburg, auf welcher Minkwitz in die Reichsacht erklärt wurde.

Seine Kriegsrüstungen stellte dieser nicht so zeitig ein als der Churfürst, vielmehr war er noch bis in den October beschäftigt, Truppen anzuwerben, die er jedoch im Anfange des Novembers wieder auseinander gehen ließ. Im folgenden Jahre wurde er zu Leipzig in einem Gasthofe aufgehoben, und von dem Herzoge Georg in Sachsen, seinem Lehnsherrn, auf das Schloß zu Pirna gefangen gesetzt. Da aber seine Freunde und Verwandten Bürgschaft für ihn leisteten, so ließ man ihn bald nachher wieder los, doch mußte er zuvor versprechen, seine Güter vor völliger Beendigung seines vor dem Reichskammergerichte schwebenden Prozesses nicht zu verlassen. Er hielt aber dieses Versprechen nicht; vielmehr zog er im Jahr ein tausend fünf hundert und dreissig seinem ehemaligen Herrn, dem Woywoden von Siebenbürgen zu, der dem Könige Ferdinand die ungarische Krone streitig machte. Erst nach zwei Jahren kam er zurück, und hatte die Verwegenheit, als Gesandter des Woywoden auf dem Reichstage zu Regensburg zu erscheinen. Von dort gieng er nach Niedersachsen, und nahm seinen Aufenthalt in Lübeck.

Als

Als der Churfürst dieß erfuhr, warnte er den Magistrat jener Reichsstadt, einem bekannten Aechter keinen Aufenthalt zu gestatten, weil er sich sonst genöthigt sehen würde, beim Reichskammergerichte wider die Stadt klagbar zu werden. Minkwitz begab sich darauf ins Mecklenburgische, wo einige Edelleute ihn in Schutz nahmen. Doch bald erschien eine churfürstliche Gesandtschaft bei den Herzogen von Mecklenburg, und bat um Minkwitzens Entfernung. Die Gesandten fanden blos den Herzog Heinrich in Schwerin; sein Bruder, der Herzog Albrecht, war eben nach Güstrow verreiset. Die Antwort, welche ihnen der Herzog Heinrich auf ihren Antrag ertheilte, war sehr unbefriedigend, und die Gesandten glaubten daraus zu merken, daß er sich entweder selbst des Minkwitz annähme, oder aber seine Vasallen durch den von ihm verlangten Befehl an sie, zu beleidigen fürchtete. Es mag aber auch wohl seyn, daß die verschiedene Denkungsart in Absicht der Religion die beiden Fürsten von einander entfernte; denn der Herzog war der Reformation nichts weniger als abgeneigt, und die Sache betraf einen Mann, der sich auch zur neuen Lehre bekannte. Der Herzog entschuldigte sich mit der Abwesenheit seines Bruders, dessen Rückkunft und Rath er abwarten müßte, bevor er in einer so wichtigen Sache etwas beschließen könnte. Die Gesandten verweilten also, bis der Herzog Albrecht ankam. Dieser erschien endlich, und zeigte sich auch nicht abgeneigt, dem Ansuchen des Churfürsten zu willfahren, doch bekamen die Gesandten keine entscheidende Antwort, und ehe sie sich dessen versahen, war der Herzog Heinrich verreiset, und Albrecht seiner Seits wieder in dem Falle, nichts ohne seinen Bruder beschliessen zu können. Da überdem beide Herzoge die Sache ihren Räthen übergeben hatten, so erkannten die

Gesandten wohl, daß der endliche Entschluß darinn sobald noch nicht zu erwarten seyn würde, und traten daher ihre Rückreise an.

Der Churfürst theilte den ihm von den Gesandten erstatteten Bericht dem Bischoffe von Lebus mit, der dadurch wenig erbaut wurde. Er, der so sehnlich wünschte, sich endlich einmal an seinem Beleidiger gerächt zu sehen, war sehr unzufrieden, daß der Churfürst nicht alle seine Kräfte anstrengte, und sein ganzes Ansehen benutzte, um Minkwitzen überall verfolgen, ihm nirgend einen sicheren Aufenthalt gestatten, und jeden bestrafen zu lassen, der den Flüchtling beherbergte. Er stellte dem Churfürsten daher in seinem Antwortschreiben vor, daß seine eigene Ehre ein solches Verfahren verlange; er ermahnte ihn, den ihm angethanen Schimpf nicht auf sich haften zu lassen, und sich aus der Verachtung wieder empor zu schwingen, in welche er bei der Welt gesunken sey. — Ob diese kräftigen Ermahnungen die gewünschte Wirkung thaten, ist nicht bekannt, aber gewiß ist es, daß der Churfürst und der Bischoff Minkwitzen nicht eher in ihre Gewalt bekamen, als bis derselbe sich freiwillig und auf Bedingungen selbst überlieferte.

Des unsteten Lebens überdrüssig, das dem reichen Minkwitz ehemals Bedürfniß gewesen, für den verarmten und doch noch stolzen Ritter aber oft mit Demüthigungen verknüpft war, brachte er es bei seinen Freunden dahin, daß diese einen Versuch machten, den Churfürsten und den Bischoff mit ihm auszusöhnen. Der Versuch gelang auch, doch nicht ohne beträchtliche Aufopferung von Seiten dieser Freunde selbst.

Sechs Jahre waren seit dem Ueberfalle von Fürstenwalde verflossen, als der Vergleich geschlossen war. Nachdem die Sache durch einige Reichsfürsten eingelei-

tet war, versammelten sich drei und vierzig Ritter und Edle, alle des Geächteten Freunde und Gönner, mit einem glänzenden Gefolge auf dem Schlosse in Berlin vor dem Churfürsten, dem Bischoffe von Lebus, und den besonders dazu eingeladenen Abgeordneten der sämmtlichen Landstände der Mark Brandenburg. Minkwitz trat auf, that in dieser zahlreichen Versammlung vor dem Churfürsten einen Fußfall, und bat knieend um Verzeihung und Gnade, wandte sich darauf an den Bischoff, den er beraubt, und dann an den Ausschuß der Stände eines Landes, welches er durch seine Uebertretung des Landfriedens beleidigt hatte, erklärte seine Schuld und that demüthiglich Abbitte. Darauf machten sich Minkwitzens sämmtliche Freunde bei ihrer Ehre anheischig, dem Churfürsten, wann und wo es derselbe verlangen würde, mit zwei hundert wohlgerüsteten Pferden auf ihre Kosten und eigene Gefahr, vier Monate nacheinander, den Anzug und Abzug nicht mitgerechnet, getreue Kriegsdienste zu leisten, wobei ausdrücklich festgesetzt wurde, daß diese Verpflichtung durch Minkwitzens etwanigen Tod keineswegs aufgehoben werden sollte. Ferner gelobten diese Männer dem Churfürsten und dem Bischoffe, daß Minkwitz und seine Anhänger gegen ihre beiderseitigen Unterthanen keine Feindseligkeiten ferner ausüben, auch für seine Person sogar alle diejenigen Orte, wo der Churfürst gegenwärtig seyn würde, desgleichen die Stadt Fürstenwalde für immer meiden sollte. Endlich stellte Minkwitz auch noch am folgenden Tage einen Revers aus, worinn er den Bischoff von Lebus versicherte, daß weder er noch seine Erben denselben wegen der von ihm eingezogenen Güter in Anspruch nehmen wollten. Ueber dieses alles soll er auch noch viertausend Gulden bezahlt haben.

Die Art, wie sich Minkwitz bei dieser, seinem Stolze eben nicht schmeichelhaften, Feierlichkeit betrug, nahm den Churfürsten so für ihn ein, daß er ihn sogar, um ihn wegen der erlittenen Demüthigung wieder zu trösten, zur Tafel zog. Neugierig, das Schicksal zu erfahren, das dem Bischoffe zugedacht gewesen war, fragte er hier seinen Gast, wie er den Bischoff behandelt haben würde, wenn ihm sein Vorhaben, denselben gefangen fortzuführen, geglückt wäre? Minkwitz antwortete, vermuthlich nur im Scherze, er würde ihn durch eine kleine Operation mit einer helleren Stimme beschenkt haben. Lächelnd wandte sich der Churfürst an den geistlichen Herrn, und wünschte ihm Glück zu seiner Grimnitzer Flucht, die ihm nichts geringeres als seine Integrität erhalten hätte.

Minkwitz verließ nach dem Umsturze seines Wohlstandes Deutschland von neuem, und gieng mit einem Fähnlein Reuter nach Ungarn, wo aber das Glück seinen Unternehmungen nicht hold war. In der Folge ernannte ihn der Churfürst von Sachsen zum Hauptmanne des Amtes Weyda im Voigtlande, wo er noch im Jahr ein tausend fünf hundert und neun und vierzig lebte. Otto von Schlieben, der an dem Ueberfalle von Fürstenwalde Theil genommen hatte, entgieng durch einen frühen Tod der Rache des Bischoffs Blumenthal, aber Junker Queiß mußte auch durch den Verlust seiner Güter für den gewaltsamen Bruch des Landfriedens büßen.

VIII. Verschwörung in Genua.

Im Jahr 1547.

I.

Schicksale von Genua bis zur Einführung der republikanischen Verfassung durch Alexander Doria.

Die Republik Genua durchlief, wie die übrigen italiänischen Freistaaten, Jahrhunderte lange eine Reihe abwechselnder Schicksale. Die ältesten Bewohner des schmalen bogenförmigen Küstenlandes waren die Ligurier, wahrscheinlich ein celtischer oder gallischer Völkerstamm. Sie behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis sie endlich nebst ganz Oberitalien der Allgewalt der Römer unterlagen. Als das Reich derselben zu Grunde gieng, fielen sie mit dem Ende des fünften christlichen Jahrhunderts unter die Herrschaft der Ostgothen, dann unter die griechischen Kaiser, hierauf unter die Longobarden, und in den spatern Zeiten des achten Jahrhunderts brachte Karl der Große mit dem longobardischen Reiche auch Genua unter sein Scepter. Seitdem befanden sich die Genueser unter der Regierung der fränkischen, auch nachmaligen deutschen Könige und römischen Kaiser, bis gegen den Ausgang des eilften Jahrhunderts. In diesem Zeitraume erhoben sie sich zu einem so blühenden Wohlstande, daß

sie am Ende desselben nach der Unabhängigkeit streben konnten. Sie waren lange schon durch ihre Handlung reich, und zur See mächtig geworden. Als daher die Araber, von Afrika und Spanien her, die italiänischen Seeküsten verwüsteten, nahmen ihnen die Genueser die Insel Corsika weg, und sicherten dadurch ihre Schiffahrt in jener Gegend des Mittelmeers. Zwar hatten sie einst das Unglück, daß ihre Stadt, in der Abwesenheit der meisten wehrhaften Bürger, von den Arabern erobert, geplündert, und viele Einwohner gefangen fortgeschleppt oder getödtet wurden. Allein bald erhoben sie sich wieder zu ihrem vorigen Ansehen.

Kaiser und Päbste waren damals in ewige Fehden verwickelt, und dieß gab den Genuesern eine gute Gelegenheit, sich am Ende des eilften Jahrhunderts in Freiheit zu setzen. Sie wählten sich Konsuls auf zwei oder drei Jahre, von denen sie allein nach ihren Gesetzen regiert seyn wollten. Allein ihre Staatsverfassung blieb noch lange ziemlich schwankend und erlitt zum öftern allerlei Abänderungen. Aristokratische und demokratische Bewegungen flühteten so heftig und unaufhörlich unter einander, daß fast nicht zehen Jahre lang eine und ebendieselbe Administrationsform statt fand. Ueberdieß war zu gleicher Zeit auch unter den Aristokraten selbst, ein eben so wildes Getreibe gegen einander, daß es fast ein unauflösliches Problem zu seyn scheint, wie Handel und Wohlhabenheit sich erhalten, und noch ein siegreicher Krieg gegen Venedig geführt werden konnte. Endlich aber wurde von dem aufgebrachten Volke ein lebenslänglicher höchster Magistrat, ein Doge gewählt. Aber so grenzenlos auch seine Macht zu seyn schien, so hatte er doch nicht Macht genug, der Partheywuth zu steuren, und eine haltbare Vereinigung der Partheyen zu Stande zu bringen.

Woll-

Wollte kein Mittel mehr helfen, die Ruhe wieder herzustellen oder zu erhalten, so übertrug man einem fremden Herrn die Oberherrschaft. Man hofte, der Fremdling, der noch zu keiner Parthie gehöre, werde keine Parthie nehmen, und wer keine Parthie nehme, werde bei allen Parthieen Gehorsam finden. Allein die Erfahrung zeigte in mehr denn einem Falle, daß, wer an keine Parthie sich anschloß, auch durchaus nichts ausrichten könne, und wer sich seine Parthie wählte, konnte höchstens nur auf kurze Zeit die Oberherrschaft behaupten. Zum öftern unterwarf sich Genua der französischen Oberherrschaft, um sich derselben im wilden Sturme zu entledigen. Zu einer andern Zeit gehorchten die unruhigen Einwohner den Herzogen von Mailand oder andern Fürsten, deren Regierung sie auch bald überdrüssig wurden. Mitunter wurden sie auch mehrmals mit Gewalt bezwungen, und erlitten bei diesen steten Umwandlungen mannigfaches Ungemach.

Endlich stand im Anfange des sechzehenten Jahrhunderts ein Mann auf, dem es mit hoher Weisheit und seltener Rechtschaffenheit gelang, den Unordnungen zu steuren, sein Vaterland von aller fremden Herrschaft frei zu machen, und eine bleibende Staatsorganisation einzuführen. Dieser große Mann war Alexander Doria, der erste Seeheld seiner Zeit, und in jeder Hinsicht der Stolz seines Vaterlandes. Sein Name ist so unsterblich, als seine Großmuth und Vaterlandsliebe selten. Aus einer der edelsten genuesischen Familie im Jahr ein tausend vierhundert und sechs und sechzig geboren, genoß er einer sehr sorgfältigen Erziehung, diente zuerst bei den Völkern des Pabstes, trat darauf in die Dienste des Königs von Neapel, und kommandirte nach einiger Zeit die Galeeren der Republik Genua. Durch große Talente erwarb er

sich nicht nur die Ehrfurcht seiner Mitbürger, sondern auch die Achtung aller damals regierenden Monarchen. Die Republik Genua hatte sich durch seinen Beistand dem Schutze des Königes Franz des Ersten von Frankreich unterworfen, und französische Besatzung eingenommen. Dieser große, und für die französische Waffen in Italien so wichtige Dienst wurde aber bald vergessen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchischen Hofe nicht gangbar waren, und das von Jugend auf geführte Seeleben hatte vollends seinen ernsten Charakter nicht sehr zur Nachgiebigkeit gestimmt. Unbekannt mit den Künsten der Schmeicheley, und im Bewußtseyn seiner Verdienste und Wichtigkeit, gab er immer seine Rathschläge mit Freimüthigkeit, so wie seine Vorstellungen und Klagen oft das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine solche Sprache war aber für die französischen Minister eben so neu als auffallend. Sie beschlossen seinen Untergang, und stellten ihn dem Könige als einen stolzen, ehrsüchtigen, ränkevollen Mann vor, der sich um Frankreichs Interesse gar nicht bekümmerte, und nur auf sein eigenes bedacht wäre.

Franz war schwach genug, sich von seinen Höflingen bethören zu lassen. Sie, die jeden großen talentvollen Mann fürchteten, riethen ihrem Herrn nur nach ihren kleinen Leidenschaften, ohne sich weder um sein noch um des Reiches Wohl zu bekümmern. Frankreich war gerade in einen gefährlichen Krieg mit Kaiser Karl dem Fünften verwickelt, und bedurfte nie mehr als jetzt den Beistand des erfahrnen Doria, um das Glück seiner Waffen in Italien zu sichern. Der Kaiser hatte kaum einen lebhafteren Wunsch, als diesen größten Seehelden seiner Zeit in seine Dienste zu bekommen, und Frankreich nöthigte ihn gleichsam durch die schnödeste Behandlung zu diesem Schritte.

Die Franzosen belagerten damals Neapel, und Doria unterstützte dieses Unternehmen dadurch, daß er den Hafen der Stadt mit einer Galeerenflotte sperren ließ. Aber zu eben der Zeit, da er das Glück der französischen Waffen aufs nachdrücklichste beförderte, waren Franzens Höflinge nur darauf bedacht, ihn immer mehr zu kränken. Nichts empörte sein patriotisches Gemüth mehr, als daß die Franzosen Anstalten machten, den Handel von seiner Vaterstadt nach Savona zu ziehen. Er verlangte mit Drohungen, daß dieser Entwurf sogleich aufgegeben werden sollte. Die Antwort des Königs war ein Verhaftsbefehl. Doria erfuhr dieß und nahm seine Maaßregeln. Er trat mit dem Kaiser in Unterhandlung, und dieser bewilligte alles, was verlangt wurde, um den größten Seehelden dieser Zeit auf seiner Seite zu haben. Die Hauptbedingung war, daß Genua unter des Kaisers Schutze frei seyn, und Savona unter genuesischer Oberherrschaft stehen sollte. Darauf schickte Doria dem Könige den Michaelsorden zurück, steckte die kaiserliche Flagge auf, und gieng mit seinen Galeeren nach Neapel ab, um der bedrängten Stadt die Hülfe zu bringen, die er ihr vorher abgeschnitten hatte.

Mit Doria's Uebertritt zum Kaiser schien das Waffenglück die Franzosen mit einem mal verlassen zu haben. Der größte Theil der Armee, der vor Neapel stand, wurde durch Mangel und Pest aufgerieben; die noch übrigen Truppen mußten die Belagerung aufheben und sich nach Aversa zurück ziehen. Hier wurden sie von den Kaiserlichen zu einer schimpflichen Kapitulation genöthiget; ihr Oberbefehlshaber mußte sich, nebst seinen vornehmsten Offizieren, gefangen geben, die übrigen aber ohne Waffen, ohne Fahnen und Gepäcke nach Hause gehen.

Kurz darauf verlor Franz auch Genua, wo er eine Besatzung hatte. Doria lief mit seiner Flotte in den Hafen ein, überrumpelte sogleich ein Stadtthor, und bemächtigte sich des Schlosses, das nur von fünfzig Schweizern bewacht war. Dann durchzog er mit seinen Truppen die übrigen Straßen: aber alles war öde und leer. Unter andern begab er sich nach seinem eigenen Hause, fand es aber nur von einer alten Frau bewacht, denn die Pest, welche seit einiger Zeit hier gewüthet, hatte die Einwohner gezwungen, sich aufs Land hinaus zu begeben. Er befahl die große Glocke anzuziehen, und die noch übrigen Bürger der Stadt zusammen zu rufen, und mit ihnen zu berathschlagen, was ferner zu thun wäre. Aber niemand wollte sich auf den Thurm hinauf wagen, weil man die Betten und Matratzen derer, die an der Pest gestorben waren, hinauf gebracht hatte, um sie der freien Luft auszusetzen. Nun begab er sich auf den öffentlichen Markt, und hielt an die daselbst versammelten Bürger eine nachdrucksvolle Rede, worinn er ihnen vorstellte, daß nur Neid und Herrschsucht bisher den Frieden und die Eintracht der Republick gestört, und die Einwohner der Freiheit beraubt hätten. Wollten sie aber von jetzt an allem Partheygeist entsagen, jedem Bürger den Zutritt zu den öffentlichen Aemtern verstatten, insofern er dessen würdig wäre, so könne wieder Ruhe und Freiheit ins Vaterland zurück kehren. Er sprach mit so viel Nachdruck, und die Bürger, die ihn hörten, waren so überzeugt, daß er keinen persönlichen Vortheil dabei suchte, daß sie ihm auf der Stelle versprachen, seinem Rathe zu folgen, und ihn als ihren Gesetzgeber zu verehren. Sie setzten jetzt sogleich ihren bisherigen Magistrat ab, erwählten zwölf der angesehensten Bürger, um die Regierungsgeschäfte zu verwalten, und schwuren, ihre alten Feindseligkeiten zu vergessen.

Gleich-

Gleichsam wie durch ein Wunder hörte die Pest bald nachher auf, die Einwohner kehrten zurück, und Genua war wieder bevölkert. Nun aber dachte man ernstlich auf die Vertheidigungsanstalten, weil man vermuthete, daß die französische Armee bald gegen Genua anrücken würde. Auf dem Lande umher wurden Rekruten ausgehoben, und alle Bürger, welche die Waffen tragen konnten, ließen sich anwerben. Die Franzosen, welche sich in die Citadelle geworfen hatten, mußten sich nach einem kurzen Widerstande ergeben. Sogleich ließ Doria diese Citadelle schleifen, damit sie nicht ferner gegen die Stadt gebraucht werden könnte, dann segelte er mit vier tausend Mann nach Savona, und zwang die Stadt zur Uebergabe an die Genueser. Er ließ zwey große Schiffe mit Steinen anfüllen, und im Eingange des Hafens versenken, um ihn unzugänglich zu machen; dann durchreiste er das ganze Land, welches ehemals unter Genua gehört hatte, und brachte alles wieder unter die Herrschaft der Republik.

2.

Unzufriedenheit des jungen Grafen Fiesko mit Doria und seinem Neffen Gianettino.

Als die Ruhe in Genua wieder hergestellt war, versammelten sich die Einwohner, und beschlossen ihres Besten willen sowohl, als aus Erkenntlichkeit dem Andreas Doria die Würde eines Doge auf lebenslänglich zu ertheilen. Er wollte aber diese Ehre nicht annehmen, und sagte, es genüge ihm, sie verdient zu haben, ohne sie zu besitzen; er wolle stets, gleich dem gemeinsten Bürger, den Gesetzen der Republik ge-

gehorchen, und endlich würde es derselben mehr Vortheil bringen, wenn er ihr durch seine Dienste die Achtung und den Schutz großer Fürsten erwürbe, als wenn er in der Stadt bliebe, um Privatstreitigkeiten zu schlichten. Der über diese Großmuth, und seinen Eifer fürs Vaterland erstaunte Senat gab ein Dekret, wodurch er Doria für den Vater und Befreier von Genua erklärte, und befahl, daß man ihm an derselben Stelle auf öffentliche Kosten einen Pallast bauen, und den Platz nach seinem Namen nennen sollte; endlich sollte er und seine Nachkommen von allen Abgaben frey seyn, und dieses Dekret, in eine kupferne Platte gegraben, auf dem Platze Doria aufgehangen werden, zum Andenken der Dienste, die er seinen Mitbürgern geleistet, und als ein Beweis ihrer Dankbarkeit. Dieß geschah im Jahr ein tausend fünf hundert und acht und zwanzig.

Die Tugenden und das Beispiel des Doria wirkten auf seine Landsleute, und selbst die Faktionen unter den edlen Familien, die den Staat so oft dem Untergange nahe gebracht hatten, schienen verschwunden zu seyn. Bei dieser innern Eintracht und der Ruhe von außen erhob sich die Republik zu dem blühendsten Wohlstande, der Handel ward immer ausgebreiteter, Künste und Gewerbe verbreiteten durch alle Stände Reichthum und Ueberfluß, und überall erblickte man frohe und zufriedene Menschen. Niemand freute sich dieses Glückes inniger als der Gründer desselben, der edle Doria. Verehrt von seinen Mitbürgern, und geachtet von dem Monarchen, in dessen Dienste er stund, genoß er in reichem Maaße den Lohn wahren Verdienstes. Als Karl von den Vorgängen in Genua Nachricht erhielt, war er zweifelhaft, ob er Doria's Muth, wodurch er sein Vaterland befreit, oder dessen seltene Denkungsart, wodurch

durch er die Oberherrschaft desselben ausgeschlagen, am meisten bewundern sollte. Er freute sich, einen solchen Mann in seinen Diensten zu besitzen, und befahl allen Statthaltern seiner Besitzungen in Italien, nichts ohne Doria's Gutachten zu unternehmen, und ihm jederzeit die schleunigste Hülfe zu leisten, so oft er sie für sich selbst, oder für die Republik verlangen würde. Er ernannte ihn zum Generaladmiral seiner Flotten, mit der Vollmacht, alles nach seinem Gutdünken einzurichten, ohne ihn vorher zu befragen. Vergebens bemühten sich auch hier die Höflinge, den freien Republikaner verdächtig zu machen. Karl verachtete ihre Aeußerungen, und ehrte zeitlebens in Doria den Menschen und den Helden. Als er einst durch Genua reiste, hielt er sich einige Tage in seinem Hause auf, und gab ihm die überzeugendsten Beweise seiner Achtung und Gewogenheit. Jeden Tag legte der Kaiser einen Besuch bei Doria's Gemahlinn ab, einer Dame von Geist und Talenten, an deren Unterhaltung der Monarch viel Vergnügen fand. Als er einst einige Mobilien des Hauses aufmerksam betrachtete, und Gefallen daran zu finden schien, bat Doria um die Gnade, sie ihm anbieten zu dürfen. „Ich nehme sie an, sagte der Kaiser, allein sie sollen in diesem Zimmer bleiben, und ich werde mich ihrer bedienen, wenn ich wieder komme, Euch zu besuchen.“ In der Folge erhob er ihn zum Fürsten von Melphi und zum Ritter des goldenen Vliesses.

Doria's Thätigkeit ermüdete auch im höhern Alter nicht, und er fuhr fort, als Seeheld immer neue Lorbeere zu sammeln. Unter andern machte er sich auf dem griechischen Meere furchtbar, nahm den Türken im Jahr ein Tausend fünf hundert und zwei und dreissig Patras und Coron ab, und erhielt einen grossen Sieg über sie. Bei Karls Unternehmungen auf

Algier

Algier und Tunis, Italien und die Provence ward er unaufhörlich beschäftigt, und nirgend verleugnete er seine Einsicht und seinen Muth. Gönnte ihm der Friede einige Ruhe, so kehrte er nach Genua zurück, und würkte als Staatsmann für das Beste der Republik. Seine Mitbürger fuhren fort, ihm Beweise der Verehrung zu geben, und seinen Rathschlägen zu folgen. Allein der den Republiken eigene Geist der Unruhe und Zwietracht fieng doch allmählich an, sich wieder zu regen, und es erhoben sich einige Männer im Staate, denen Doria's Ruhm und Einfluß drückend wurde. Einige neidische Edle betrachteten die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathschläge, die er als Greis dem Senat ertheilte, als eine gesetzwidrige Autorität, und man vergaß nach zwanzig Jahren allmählich sein früheres Verdienst. Es konnte zwar niemand an seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung und Liebe zur Freiheit zweifeln, und man besorgte daher auch von seinem Einflusse keine schädlichen Folgen. Allein die Furcht, diese erlangte Macht nach seinem Tode auf einen unwürdigen Erben übergetragen zu sehen, gab selbst friedliebenden Bürgern zu gerechten Besorgnissen Anlaß.

Der kinderlose Greis hatte seinen Neffen Gianettino Doria zu seinem Erben eingesetzt, einen Jüngling, ganz das Gegenbild seines großen Oheims. Er war übermüthig, herrschsüchtig, ausschweifend, achtete niemand in Genua, und war deswegen allgemein verhaßt. Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja selbst die Verbrechen des Jünglings übersah, und die Bemühungen, die er angewendet hatte, ihm nach seinem Tode die Ehrenstellen und Würden zu sichern, die er selbst am kaiserlichen Hofe besaß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmsten Erwartungen. Je zuverläßiger man voraus sah, daß

von

von diesem Brausekopf keine Mäßigung zu erwarten sey, desto größer war der Haß, den er sich auskud. Am wildesten kochte dieser Haß gegen Gianettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesko, Grafen von Lavagna.

Die Fiesko's besaßen beträchtliche Güter im Genuesischen, und ihr Ansehen war beinahe unbegrenzt. Doria aber hatte durch die eingeführte Reform nach der Vertreibung der Franzosen, eine vollkommene Gleichheit unter den Bürgern hergestellt, und dadurch die Macht der Fiesko's unterdrückt. Ludwig Fiesko war erst zehen Jahr alt, als sein Vater starb, und blieb unter der Vormundschaft seiner Mutter, Maria Rovejo. Dieß war eine Dame von grenzenlosem Ehrgeitz, daher sie ihrem Sohne dieselben Gesinnungen einflößte, und ihn antrieb, alles aufzubieten, um sich wieder zu dem Ansehen zu verhelfen, das seine Väter vormals in Genua genossen hatten. Fiesko überzeugte seine Mutter, daß er ihre Lehren nur zu gut gefaßt, und bereit sey, alle ihre Foderungen noch weiter zu treiben, als sie verlangte. Die Natur schien ihn zu einem ausserordentlichen Manne bestimmt zu haben, denn schon in dem Alter, wo der größte Theil des männlichen Geschlechts nur nach Vergnügen und Wollust dürstet, in seinem ein und zwanzigsten Jahre, war er ganz allein mit seinem ehrgeitzigen Entwurfe beschäftiget. Gleich einem zweiten Catilina wollte er die Freiheit seines Vaterlandes in dem Blute seiner Mitbürger ersticken.

Man hat diesen bewundernswürdigen Jüngling den genuesischen Alcibiades genannt, so sehr glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und an feurigem Ehrgeitz jenem berühmten Athenienser. Niemand verstand besser als er, die schwere Kunst zu geben.

ben. Er kam den Wünschen seiner Freunde, ja selbst fremder Personen durch großmüthige Handlungen zuvor, und war in seiner Lebensweise prächtig bis zur Verschwendung, voll Eifer jedermann zu dienen, und ein Sklave seines Worts. Diese glänzenden Eigenschaften bestimmten ihn zur Zierde des geselligen Lebens, allein sie waren blos die Larve, worunter er die kühnsten, tiefdurchdachtesten Anschläge verbarg. Er kannte keine Furcht, und bei einem unersättlichen Verlangen zu herrschen, sträubte er sich zu gehorchen. Durch diese Leidenschaften gefoltert, beschloß er alle diejenigen zu stürzen, die seinem Ehrgeitz im Wege standen, und der Regierung, es koste was es wolle, eine neue Gestalt zu geben.

Da Fiesko sich keine Hofnung machen durfte, eine glänzende Rolle in der Republik zu spielen, so lange die Doria am Ruder saßen; so faßte er den Entschluß, zween Männer zu stürzen, die sich seiner Erhebung stets widersetzt haben würden. Nichts aber quälte ihn mehr, als die Erhöhung des jungen Doria, und kaum war er im Stande seinen Aerger zu verbergen, seitdem man ihm gewisse stolze Reden hinterbrachte, die derselbe gegen ihn ausgestossen hatte. Von der Stunde an betrachtete er ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen müßte. Er hatte keine Hofnung den Gianettino Doria zu stürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andere Gestalt zu geben. Die Größe des Gegenstandes schreckte ihn jedoch nicht ab, nur sah er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben müßte, und bald wußt' er sich dieselben zu verschaffen.

Frankreich hatte bisher verschiedene Versuche gemacht, sich wieder in Genua festzusetzen, und obgleich dieselben mißlungen waren, so hatte es darum doch seine Ansprüche nicht aufgegeben. Der Kommandant der französischen Truppen in Piemont, welcher durch ganz Italien seine Spionen hatte, erfuhr Fieskos Gesinnungen, und erkannte in ihm den Mann, der die Absichten seines Monarchen befördern könnte. Er ließ ihm durch einen Vertrauten insgeheim den Rath ertheilen, daß er dem Beispiele seiner Vorfahren folgen, und sich für Frankreich erklären möchte, wobei er ihm zugleich versprach, daß man ihm Geld und Truppen liefern würde. Fiesko fand diese Vorschläge vollkommen seinen Wünschen entsprechend, doch theilte er sie einigen seiner Freunde mit, die ihm Behutsamkeit anriethen, indem der Kaiser ihm doch mehr Schaden, als der König von Frankreich Nutzen schaffen könnte. Er befolgte diesen Rath, und antwortete dem französischen Kommandanten, daß er bereit wäre, Frankreich zu dienen, und ihm zu gehöriger Zeit Beweise von seiner Anhänglichkeit geben würde. Der Kommandant theilte diese Antwort dem Cäsar Fregosa mit, welcher bei der Staatsveränderung von Genua nach Frankreich gegangen war, und sich bei Franz dem Ersten so eingeschmeichelt hatte, daß er ihm seinen Orden schenkte, und ihn zum Gesandten nach Venedig ernannte. Als dieser auf seiner Reise nach Venedig auf dem Po ermordet worden, fand man in seinen Kleidern eine Schreibtafel, welche das Schreiben des französischen Kommandanten wegen Fiesko's Gesinnungen enthielt, und diese wurde dem Marquis Guasto überbracht.

Guasto gab dem Andreas Doria sogleich Nachricht, und rieth ihm, über das Betragen des Ludwig Fiesko ein wachsames Auge zu haben. Doria erwiederte

wiederte ihm, er könne sich nicht überreden, daß ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren dergleichen kühner Gedanken fähig wäre, und daß er einen Fregosa zu seinem Vertrauten erwählen würde, dessen Familie mit der seinigen von jeher in Todfeindschaft gelebt hätte; überhaupt könne er ein Kind keiner solchen Verbrechen fähig halten, und es deswegen strafen. Guasto antwortete ihm ganz kurz: „Ich kenne das Kind, das Sie so bemitleiden, es ist kühn, ehrgeizig, und zu jedem Unternehmen fähig. Sie werden es gewiß bereuen, mich nicht gehört zu haben; dann wird es aber vielleicht zu spat seyn.“ Doria dachte zu groß, um leicht Mißtrauen zu schöpfen, glaubte vielmehr, man müßte durch Güte und Wohlthaten einen jungen Menschen gewinnen, der so große Talente verrieth, als ihn durch Strenge aufbringen, und in dieser Rücksicht bewog er den Kaiser, dem Fiesko ein Jahrgehalt von zweitausend Thalern auf das Mailändische anzuweisen.

3.

Fiesko's Vorbereitungen zu einer Verschwörung gegen Doria. Geheime Unterredungen und Berathschlagungen.

Um diese Zeit starb der Bischoff von Sagunt, und hinterließ im Königreich Neapel ein großes Vermögen und ansenliche Güter. Zum Erben seiner ganzen reichen Verlassenschaft hatte er seinen Freund und Verwandten Doria eingesetzt. Dagegen protestirte die päbstliche Domainenkammer und behauptete, daß diese Verlassenschaft Sr. Heiligkeit zufiele, und machte sogleich

An=

Anstalten, sich derselben zu bemächtigen. Die Sache wurde in Rom anhängig gemacht, und zu Gunsten der päbstlichen Kammer entschieden. Um sich dafür zu entschädigen, schickte Doria seinen Neffen Gianettino mit dem Befehl ab, vier päbstliche Galeeren in dem Hafen von Ostia wegzunehmen, und sie nebst der ganzen Mannschaft nach Genua zu bringen.

Der Pabst fühlte sich dadurch so sehr beleidiget, daß er alle Genueser, die eben zu Rom waren, gefangen setzen, und ihre Güter einziehen ließ. Unterdessen appellirte Doria von dem römischen Urtheile nach Neapel, wo es für nichtig erklärt, und ihm der Besitz der Güter zugesprochen wurde. Nun erbot sich Doria, dem Pabste seine Galeeren wieder zurück zu geben, dieser ließ ihm aber melden, daß er gesonnen sey sie zu verkaufen. Als Fiesko dieß hörte, beschloß er sie zu kaufen, weil er sie in der Folge zu gebrauchen gedachte. In der Absicht gieng er nach Rom, wo er von der Familie Farnese, aus welcher der Pabst abstammte, mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Der heilige Vater selbst überließ ihm nicht nur die Galeeren um einen sehr billigen Preis, sondern verwilligte ihm auch eine Pension, damit er die Galeeren immer zum Dienste des Pabstes bereit halten könnte.

In Rom hatte Fiesko vielen Umgang mit dem Kardinal Trivulle, einem Franzosen, und damals sogenannten Protektor von Frankreich. Trivulle wußte um die frühern Verhandlungen des Grafen mit dem französischen Kommandanten in Piemont, und suchte darauf fortzubauen. In dieser Hinsicht wandte er alle Künste der Ueberredung an, versprach dem Grafen den nachdrücklichsten Beistand des Königs von Frankreich, und trug ihm vorläufig folgende Punkte an: daß Fiesko in Genua die alte Regierungsform wieder her-

stellen, und die Stadt die französische Oberherrschaft eben so wie vormals anerkennen sollte; daß der König unter dieser Bedingung auf seine Kosten sechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesko abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von zwölfhundert Mann für die Festung Montobio; und endlich daß der König ihn zum General bei seiner Armee mit einer Pension von sechs und dreissig tausend Livres (für die damaligen Zeiten eine ungeheure Summe) ernennen würde.

So lockend diese Anerbietungen seyn mochten, so gab doch Fiesko keine bestimmte Erklärung von sich. Er schied von dem Kardinale und gieng nach Genua zurück, zwar fest entschossen, seinen Plan auszuführen, aber nichts zu übereilen, und jeden Schritt nur nach der reifsten Ueberlegung zu thun. Das Betragen Gianettino's bestärkte ihn bald von neuem in seinen Entschließungen, denn dieser stolze Thor fuhr fort, sich aller Menschen Haß aufzuladen, und erlaubte sich jetzt auch eine persönliche Beleidigung gegen Fiesko. Einen solchen Menschen einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen — ihn, dem er selbst sich in so vieler Hinsicht so unendlich überlegen fühlte: dieser Gedanke ließ den Fiesko nicht schlafen. Aber desto bewundernswürdiger war die Selbstbeherrschung, mit der er alle seine Empfindungen über diesen Punkt so lange in seiner Brust verschloß, bis er zur Ausführung eines bestimmten Planes alle Mittel aufs genaueste berechnet und auf das prompteste herbei geschafft hatte. Inzwischen hielt er's jetzt nicht mehr für zu frühe, den Rath und die Meinung einiger Vertrauter einzuholen, auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Ihre Namen waren Calcagno von Varese, Verrina und Succo. Er berief sie nicht in der Absicht zu sich,

um mit ihnen zu überlegen, ob er seinen Entwurf, die Familie Doria zu stürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben sollte oder nicht; sondern nur reiflich dazu die sichersten und besten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen seinen Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weise zu hören, wie solcher am besten auszuführen sey.

Calcagno, ein eifriger Anhänger des Hauses Fiesko, ein Mann von Ueberlegung, aber dabey furchtsam, nahm zuerst das Wort, und sprach mit der Freimüthigkeit, zu der ihn seine geleisteten Dienste berechtigten. „Ich würde Ihrem Vorhaben Beifall geben, sagte er, wenn Sie im Stande wären, es auszuführen. Aber die großen Plane, die Sie entwerfen, fodern einen Mann von größerem Rufe, als Sie in Ihrem Alter haben können; es gehören Armeen dazu, die selbst König Franz nicht auf die Beine bringen konnte. Glauben Sie wohl Leute zu finden, die sich in ein so gefährliches, und in Ansehung des Ausganges so ungewisses Unternehmen werden einlassen wollen? Sie rechnen auf die große Zahl Ihrer Freunde! Sie wissen aber noch nicht aus Erfahrung, daß die Menschen blos aus Eigennutz handeln. Die meisten von denen, welche Zuneigung zu Ihnen haben, lieben sich selbst noch unendlich mehr, und fürchten daher ihr eigenes Unglück mehr als sie Ihr Glück wünschen. Von wem erwarten Sie Hülfe? Von den Franzosen? Diese müssen sich jetzt in Ihrem eigenen Lande gegen die Waffen des Reichs und Spaniens vertheidigen. Die Genueser können zwar zu Ihrem Besten etwas thun: aber sind Sie versichert, daß sie ihre Ruhe, ihr Glück und ihr Leben zu Ihrem Vortheile aufopfern werden? Sehen Sie nicht, daß alle Ihre Mitbürger in einer tiefen Schlafsucht begraben liegen, und daß die Tapfersten es für keine Schande

halten, der Macht der Doria zu weichen? Schicken Sie sich in die Zeit, und suchen Sie keine Hülfsmittel, da man keine andere als gefährliche finden kann. Erwarten Sie dieselben von der Vorsehung, welche das Schicksal der Staaten ordnet, wie es ihr gefällt, und diese Republik gewiß nicht verlassen wird. Warum wollen Sie die Vorzüge, die Ihnen Ihre Geburt giebt, nicht in Ruhe genießen? Wenn Sie nach Ruhm begierig sind, so geben Ihnen die auswärtigen Länder Gelegenheit genug, Ihre Tapferkeit zu zeigen. Geben Sie Ihr großes Glück, das jedem andern genügen würde, nicht den Folgen einer strafbaren Unterhandlung preis. Wenn Sie gegen die Doria einen Aufstand erregen, so geben Sie ihnen nur Gelegenheit, die Trophäen ihres Ruhms und ihrer Größe auf Ihren eigenen Ruinen zu erbauen. Doch ich will auf einen Augenblick annehmen, daß Ihr Unternehmen gelinge. Stellen Sie sich die ganze Familie Doria ermordet, alle ihre Anhänger in Ketten und Banden, Ihre eigenen Feinde bestürzt und zitternd, Genua der Wuth Ihrer Soldaten überlassen, vor; belustigen Sie sich im voraus an diesen Gegenständen, und preisen Sie Ihr eigenes Werk. Was wollen Sie aber in einer verwüsteten Stadt, die Sie mehr für einen neuen Tyrannen, als für ihren Befreier ansehen wird, anfangen? Auf was wollen Sie Ihre künftige Gewalt gründen? Können Sie auf einen unbeständigen und eigensinnigen Pöbel rechnen, welcher den Augenblick, da er Sie die Krone auf's Haupt setzen sieht, schon auf Mittel denkt, Sie wieder herab zu werfen? Denn der Pöbel kann sich weder in die Freiheit finden, noch lange einerlei Herrn vertragen. Wenn Sie die Republik in fremde Hände spielen; wenn Genua selbst auf Ihr Anstiften die Thore einer fremden Macht eröffnet, so wird daselbe

selbe dennoch, bei der ersten harten Begegnung, die ihm widerfährt, Sie als den Verräther seines Landes, und den Mörder seiner Einwohner ansehen. Und fürchten Sie außerdem nicht, daß selbst diejenigen, die jetzt so sehr für Sie eingenommen scheinen, die ersten seyn werden, die sich wider Sie erklären, sobald sie Ihnen unterthänig seyn müssen? Ja Ihre Freunde, denen Sie doch nicht alle Ihre Gunst in gleichem Maaße mittheilen können, werden sich für nicht genug belohnt halten, und Ihre gefährlichsten Feinde werden. — Ich weiß, daß die Begierde, sich empor zu schwingen, bei Personen von Ihrem Stande, von Ihrem Alter und Verdienste viel vermag, und daß sie Ihnen bei der gegenwärtigen Gelegenheit lauter glänzende und prächtige Bilder des Ruhms und der Hoheit vorstellt: aber zu eben der Zeit, da Ihnen Ihre Einbildungskraft alles vorlegt, was berühmte Männer machte, müssen Sie auch Ihrer Urtheilskraft die Vorstellung erlauben, daß es Mittel sind, wodurch man auch sehr unglücklich werden, und gewisse Güter verlieren kann, während daß man ungewissen Hofnungen nachläuft. Bedenken Sie, daß der weise geleitete Ehrtrieb große Tugenden erzeugt, der Mißbrauch desselben aber auch große Laster hervorbringt. Erinnern Sie sich, daß er es sey, der ehemals so viel Gift gemischt, so viel Dolche wider die Tyrannen geschliffen hat, und daß er es ebenfalls sey, welcher Sie jetzt treibt, der Catilina der Genueser zu werden. — Wenn auch der Eifer für das gemeine Beste Sie triebe, die Waffen zu ergreifen, so dürfen Sie sich doch nicht schmeicheln, daß man Ihr Unternehmen einem so edlen Beweggrunde zuschreiben werde. Die Menschen urtheilen nur nach dem Scheine, und legen die unschuldigsten Handlungen selten gut aus. Bei Ihrer Unternehmung ist es nicht mög-

 lich,

lich, etwas anderes vor Augen zu haben, als Mord, Plünderung und Abscheulichkeiten, welche die beste Absicht nicht rechtfertigen kann. Kurz, Sie mögen die Sache betrachten von welcher Seite Sie wollen, so sind die Aussichten nicht glücklich. Von dem Adel gehaßt, vom Volke betrogen, von Ihren Mitbürgern als der Störer ihrer Ruhe, vom Kaiser als ein Feind der von ihm beschützten Republik, und vom Könige von Frankreich als ein Mann betrachtet, der ihm eine Herrschaft raubt, worauf er Ansprüche macht, wird Ihr Versuch blos dienen, dem Gianettino Waffen in die Hände zu geben, ihm, der Ihren Untergang so sehr wünscht, und durch denselben bei einer solchen Gelegenheit überdieß noch den Titel Befreier seines Vaterlandes erlangen dürfte. Auf diese Weise würden Sie selbst Ihres Feindes Ruhm aufs höchste treiben. Man wird Ihr Unglück in seinen Bildsäulen verewigen, deren Umschriften unter andern glorreichen Benennungen auch sodann diese enthalten wird: Ueberwinder des Rebellen Fiesko."

Der Graf ward durch diese Rede sehr erschüttert, weil ihm die Gründe derselben wichtig schienen, und weil er stets viel Vertrauen auf den setzte, der gesprochen hatte. Als Verrina dieß bemerkte, eilte er zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der so sehr mit seiner Gesinnung stritt. Er, ein Bürger von Genua, war der abgesagteste Feind des Adels. Dem Fiesko war er sehr ergeben, theils aus Anhänglichkeit an seine Person, theils aus Eigennutz. Er theilte seine Neigungen mit ihm, zog Vortheil von seinem großen Aufwande, und hofte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundschaft eines so bedeutenden Mannes einzuerndten.

„Die Tyranney ist das größte Uebel, begann er seine Rede, das in einer Republik entstehen kann.

Die unsere befindet sich in einem Zustande, ähnlich den Krankheiten, die, der großen Schwäche ungeachtet, ein senliches Verlangen nach Genesung erwecken. Ihnen kommt es zu, Graf, die Wünsche eines ganzen Volkes zu erfüllen, das unter der Ungerechtigkeit der Doria seufzt, und der vernünftigsten Parthey des Adels beizustehen, die im Stillen das allgemeine Unglück des Vaterlandes beweint. Man sage mir nichts von Ihrer Jugend, als eines Hindernisses einer so rühmlichen Unternehmung. Sie sind in einem Alter, wo die Hitze des Bluts zu großen Thaten begeistert. Außerordentliche Unternehmungen fodern weit mehr Feuer und Kühnheit, als frostige Ueberlegung, wobei man nur Schwierigkeiten und Gefahren sieht. Die schönen Eigenschaften, womit die Natur uns begabt hat, müssen nicht jenen matten Lichtern ähnlich seyn, die nur wenig Glanz, aber keine Wärme haben. Es ist Zeit, daß Ihr Muth edle Thaten hervorbringe. Die stolzen Unterdrücker der allgemeinen Freiheit mögen Sie einmal kennen lernen, und Genua soll in Ihnen den Rächer der Verbrechen, die Freistätte der Unglücklichen, den Bundesgenossen großer Könige und den Schiedsrichter Italiens bewundern. Sollten Sie wohl vor den fürchterlichen Namen Rebell, Aufrührer, Verräther erschrecken? Alle diese schimpflichen Benennungen, die der Wahn erfunden hat, um gemeine Seelen zu schrecken, bringen dem keine Schande, der sie durch große Thaten verdient, die einen glücklichen Erfolg hatten. Bedenklichkeit und Hoheit haben sich nie mit einander vertragen, und ein jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümliche Tugenden. Die Geringen muß man nach ihrer Bescheidenheit, die Großen aber nach ihrem edlen Ehrgeitz und ihrem Muthe schätzen. Ein elender Seeräuber, der zu Alexanders Zeiten kleine Fahrzeuge weg-

wegnahm, ward für ehrlos gehalten; dieser große Eroberer aber, der ganze Reiche raubte, und ihre Herrscher mordete, wird jetzt noch von allen Völkern als ein Held verehrt. Indem man den Catilina als einen Verräther verdammt, spricht man doch von ihm als von einem der größten Männer des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger Graf, es daher nur wagen wollen, gebietender Herr in Genua zu seyn, so wird es Ihnen, blos mit Hülfe Ihrer Freunde, gewiß nicht fehlen, es zu werden."

Als Sacco, der dritte von denen, die zu der Unterredung berufen waren, bemerkte, daß diese Rede mit den Neigungen des Grafen übereinstimmte, so trat er ihr vollkommmen bei. Er war Richter auf den Gütern des Fiesko, von unentschlossener Gemüthsart, wenn er für sich entscheiden sollte, aber voll Ergebenheit für seinen Herrn. Er bemerkte blos, daß man bei einem so großen Unternehmen die Hülfe der Franzosen nicht entbehren könnte, weil es unmöglich wäre, den Waffen des deutschen Reichs, der Spanier und Italiäner, welche sich alle wider die Verschwornen vereinigen würden, zu widerstehen. Verrina bestritt aber diese Meinung, und brachte den Grafen zu dem Entschlusse, niemanden dabei zu gebrauchen, als die Freunde und Diener, die seine vornehme Geburt, seine unerschöpfliche Freigebigkeit und andere ausgezeichnete Eigenschaften ihm erworben hätten. So trennte sich die Versammlung, nachdem die Berufenen dem Grafen versprochen hatten, jeder von ihnen wollte so viel Anhänger werben, als ihm nur möglich seyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu sie gebraucht werden sollten.

4.

Fortgang der Verschwörung. Feine Verstellungskünste.

Fiesko hatte nun weder bei Tag noch bei Nacht eine Ruhe. Immer wälzt er in seiner Seele Gedanken und Anschläge, sein großes Unternehmen betreffend. Sein Hauptbemühen gieng dahin, die Zahl seiner Freunde zu vermehren, um dem gewaltigen Schlag, den er thun wollte, allen nöthigen Nachdruck geben zu können. Der Abgott des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf immer gewesen, aber jetzt legt' ers recht darauf an, alle Herzen zu erstürmen. Er richtete sein Augenmerk unter andern auf die Seidenspinner, die in Genua eine eigene, sehr zahlreiche Gesellschaft ausmachen. Die bisherigen Kriege hatten die meisten dieser Arbeiter in sehr elende Umstände versetzt. Fiesko, von dem Elend dieser Menschen unterrichtet, bezeugte viel Mitleid gegen ihre Armuth, und ließ die, welche seiner Hülfe am meisten bedurften, zu sich kommen. Er versorgte sie reichlich mit Geld und Lebensmitteln, und bat sie, seine Wohlthaten nicht bekannt zu machen, weil er für das Vergnügen, das er in der Hülfe der Nothleidenden fände, keine Belohnung verlange. Der Werth aller Geschenke, die er austheilte, wurde ausserordentlich erhöht, durch die guten Rathschläge, die Vertröstungen auf eine bessere Zukunft, und durch die freundlichen liebreichen Worte, womit er sie begleitete. Die Armen vom Pöbel, die sich immer haufenweise bei seinem Pallaste einfanden, bekamen reichlich Almosen.

Es war kein Wunder, daß das Volk überall mit Enthusiasmus von dem jungen Grafen sprach, denn sein ganzes Wesen und Benehmen flößte Liebe ein. Dabei versäumte er aber nicht, die Gemüther zu seinen Absichten vorzubereiten. Oefters ließ er auf eine geschickte Art Worte gegen die Tyranney des Adels fallen, und zeigte sein Mitleid über den Zustand, worein das gemeine Volk versetzt sey; wobei er zu verstehen gab, daß es nicht schwer seyn würde, diesem Uebel abzuhelfen; dabei ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies so viel Klugheit und Behutsamkeit in seinen Reden, daß man auch nicht das geringste von seinen Absichten merken konnte.

Nie wurde die Verstellung von einem Jünglinge weiter getrieben; denn die tiefsten und verwickelsten Anschläge wurden unter der Larve des Leichtsinns versteckt, und die thätigsten Maaßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfange mit jugendlichen Schwelgereyen und Wollustscenen gepaart. Fiesko gieng oft in den Pallast des Doria, begegnete dem Greise mit großer Ehrfurcht, und seinem Neffen mit einer anscheinenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in seinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundschaftsversicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vormals zwischen ihnen statt gefunden hatten. Mit dieser Verstellung verband Fiesko gewisse Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua setzte, so brauchte er doch Soldaten. Er begab sich demnach von Genua weg, unter dem Vorwande, auf seine Güter zu reisen; in der That aber wollte er sehen, was für tüchtige Leute zum Dienste er unter seinen Unterthanen habe. Zum öftern stellte er Waffenübungen mit ihnen an, unter dem

Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma und Piacenza befürchtete, dessen Staaten an seine Ländereyen grenzten, obgleich dieser Herzog ihm im Gegentheil zwei tausend Mann Hülfstruppen versprochen hatte. Fiesko konnte auf eine ähnliche Anzahl seiner Vasallen rechnen. Da er zur Ausführung seines Vorhabens nothwendig den Hafen der Republik in seine Gewalt bringen mußte, so ließ er die vier Galeeren, welche er vom Pabst erkauft hatte, nach Genua kommen. Und damit dieß keinen Verdacht erwecken möchte, gieng er zu Gianettino, und sagte ihm, das Gehalt, welches er vom Pabst erhielte, reiche nicht mehr zu, um die vier Galeeren zu unterhalten, weswegen er sich entschlossen hätte, sie aufs Kreutzen gegen die Türken auszusenden. Da er den Gianettino deshalb um seine Meinung fragte, so rieth ihm dieser, entweder die Galeeren aufs Kreutzen zu schicken, oder sie dem Kaiser zu überlassen; im letztern Fall erbot er sich sogar, sich beim Kaiser zu verwenden, damit er eine ansenliche Summe dafür erhielt. Fiesko dankte ihm dafür, sagte, er wolle sie aufs Kreutzen ausschicken, und ließ dreihundert seiner Unterthanen nach Genua hereinkommen, unter dem Vorwande, sie zu bemannen. Zugleich ersah er sich der Gelegenheit, einen Trupp Soldaten in die Stadt zu bringen, die er theils an sich gezogen hatte, theils ihm von Piacenza zugesandt wurden. Einige dieser Soldaten gaben vor, daß sie zur Garnison gehörten, die andern gaben sich für Abgedankte aus, welche Dienste suchten. So hatte Fiesko nach einiger Zeit zehen tausend Mann zu seinen Diensten, welche alle nicht wußten, wozu sie gebraucht werden würden.

Als nun alle Vorbereitungen getroffen waren, und Fiesko sich stark genug fühlte, zur Ausführung

zu schreiten, berief er seine drei Vertrauten zu sich, um mit ihnen die Zeit und Art derselben zu verabreden. Man kam darinn überein, daß ein Aufruhr unter dem Volke erregt, und die Familie der Doria, wie auch alle edeln Genueser, die herbeikommen würden ihn zu stillen, ermordet werden sollten. Verrina schlug vor, die Gelegenheit des Andreasfestes zu benutzen, an welchem Tage alle Großen von Genua in der Kirche zusammen kamen, und sie beim Gottesdienste zu ermorden; aber dieser Vorschlag wurde verworfen. Dagegen wurde beschlossen, daß Fiesko die Dorias nebst allen ihren Anhängern zu Gaste bitten, und sie während der Tafel ermorden lassen sollte. Der Graf sollte sich dann auf die Strasse begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallastes der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen lassen wollte. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte halber außerhalb der Stadt seyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die Doria in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Januar in ihrem eigenen Pallaste überfallen und ermordet werden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darinn liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches leicht geschehen konnte, da sie alle abgetackelt, und fast gar nicht bemannt waren.

Obgleich Fiesko in Genua niemanden sein Vorhaben eröffnet hatte, als seinen drei Vertrauten, auf deren Verschwiegenheit er bauen konnte, so war er doch nicht ohne Sorgen, sein Plan möchte durch die Höfe von Parma und Frankreich, wo mehrere Personen um das Geheimniß wußten, verrathen werden. Und diese Besorgniß war auch durchaus nicht ungegründet.

gründet. Spanische Kundschafter aus Rom brachten dem alten Doria selbst bestimmte Anzeigen, aber in dem Augenblicke trat der immer heitere Fiesko zur Thüre herein, und scherzte so unbefangen und kindlich zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten ins Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe."

5.

Fiesko's Anstalten am Tage der Ausführung. Seine Rede an die Versammelten. Abschied von seiner Gemahlinn.

Der Tag war nun gekommen, welcher der zur Ausführung bestimmten Nacht vorangieng. Fiesko besuchte noch einmal den jungen Doria, um ihm anzuzeigen, daß er gesonnen wäre, in der nächsten Nacht mit seinen Galeeren aufs Kreutzen aus dem Hafen zu fahren. Er umarmte ihn aufs freundschaftlichste, und empfahl ihm seine Familie. Beiläufig bemerkte er, es sich nicht befremden zu lassen, wenn er in der nächsten Nacht Lärm hören sollte, weil das Einschiffen wohl nicht ohne viel Geräusch geschehen könnte. Mit ungemeiner Munterkeit sprach er von mancherlei andern Dingen, und zeigte durchaus die gröste Ruhe und Unbefangenheit des Geistes. Da er Gianettino's kleine Kinder gewahr wurde, nahm er sie in seine Arme, und küßte sie mit großer Zärtlichkeit. So schied er, ohne auch nur den kleinsten Argwohn zu erwecken.

Inzwischen wanderten den ganzen Tag über die geworbenen fremden Knechte und Soldaten von des Grafen Gütern und andern Gegenden in die Stadt ein. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufsehen zu erregen, mußten sie durch verschiedene Statthore in kleinen Haufen oder auch einzeln herein kommen; viele waren verkleidet, andere waren als zur Ruderbank bestimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunstgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geschah unter dem Vorwande, die Galeere zu bemannen. Dem Hauptmanne, der im Pallast der Republik die Wache hatte, wurde aber doch das Zusammenströmen so vieler bewafneter Leute in Fiesko's Pallaste allmählich verdächtig. Er eilte selbst, dem Doria davon Nachricht zu geben, bekam aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, weil der Zusammenlauf blos die Galeeren beträfe, die in der Nacht auslaufen würden.

Als es Abend wurde, gieng Fiesko, wie gewöhnlich, in eine Assemblee, wo er viele Glieder des genuesischen Adels antraf. Niemand ahndete etwas von dem, was die einbrechende Nacht herbei führen sollte. Ehe der Graf nach Hause gieng, machte er die Runde, visitirte die Schildwachen, und fand alles wie er es wünschte. Auch Verrina gieng noch einmal durch die vornehmsten Straßen der Stadt, besuchte den Pallast der Republik, und den Pallast der Doria, um sich zu überzeugen, ob noch alles ruhig sey, und ob man nichts argwöhne. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, waren gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in Fiesko's Schlosse geladen worden, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, niemand hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinderten alles Geräusch, und die Lage des Schlosses selbst

war

war sehr bequem, um keinen Verdacht zu erregen. Er befand sich in dem hochliegenden Theile der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meers von mehreren Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt ganz abgesondert war. Der Pallast lag auf einem Hügel wie eine Insel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zurüstungen, und das Geräusch der Waffen hatten hören können.

Viele von denen, welche diesen Abend, auf die erhaltene Einladung, in dem fieskischen Pallaste zusammen gekommen waren, staunten nicht wenig, als sie statt der Vorbereitungen zu einem Schmause und Schauspiele, nichts als unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen sahen. Niemand wußte, was das bedeuten sollte, bis endlich Fiesko alle anwesenden Edelleute, Bürger und Soldaten, die im ganzen Pallaste umher zerstreut waren, in einen großen Saal zusammen berief, und voll Energie und republikanischem Stolz also zu ihnen sprach:

Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wofern wir Leben und Freiheit sichern wollen. Wem unter euch könnte die dringende Gefahr der Republick unbekannt seyn? Die Doria stehen auf dem Punkte, über unsere Geduld zu triumphiren, und ihre ungerechte Gewalt auf den Ruinen dieser Republik zu erheben. Es ist nicht mehr Zeit, unser Elend in der Stille zu beweinen; wir müssen alles wagen, um uns von der Tyranney loszumachen. Da das Uebel heftig ist, so müssen es auch die Mittel dagegen seyn, und wenn die Furcht, in schimpfliche Sklaverey zu sinken, auf eure Herzen einigen Eindruck macht, so müßt ihr denen zuvorkommen, welche uns die Fesseln anlegen wollen. Ich kann mir aber nicht denken, daß ihr geneigt seyn solltet, die Unverschämtheit der Doria länger zu dulden. Ist es euch möglich, Herren zu

gehorchen, die zufrieden seyn dürften, wenn sie eures Gleichen wären? Könnten wir wohl gegen unser eigenes Unglück unempfindlich seyn, wenn wir es auch gegen die Drangsale der Republik wären? Jeder von uns hat mehr als zu viel Ursache, sich zu rächen, und diese Rache ist rechtmäßig und rühmlich, weil unsere Privatempfindlichkeit mit dem gemeinen Besten verknüpft ist, und weil wir unsern Vortheil nicht vernachläßigen können, ohne zugleich dem Vaterlande zu schaden. Es kommt nur auf euch an, um dem Staat Ruhe zu geben, und, um glücklich zu seyn, dürft ihr nur wollen. Ich habe bereits gesorgt, daß alles aus dem Wege geräumt werde, was unserm Glücke hinderlich seyn könnte; ich hab' euch den Weg zum Ruhme gebahnt, und ich bin bereit, euch denselben zu zeigen, wenn ihr nur Lust habt, mir zu folgen. Die Vorbereitungen, die ihr hier erblickt, müßen euch jetzt weit mehr reitzen, als sie euch vorher bestürzt machten, und das Erstaunen, das ich auf euren Gesichtern bemerkt habe, muß sich in einen rühmlichen Entschluß verwandeln, die Waffen gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde, und zur Erhaltung unserer Freiheit, kühn zu ergreifen. Alles muß euch zur Ausführung unseres Vorhabens auffodern und reitzen. Es ist sicher, wegen der guten Anstalten, die ich gemacht habe; nützlich, wegen des Vortheils, den ihr davon haben werdet; gerecht, wegen der Unterdrückung, die ihr duldet; rühmlich, weil die Unternehmung wirklich groß ist. Ich könnte durch Briefe, die ich in Händen habe, darthun, daß der Kaiser dem Andreas Doria die Oberherrschaft von Genua verspricht; daß Gianettino zu dreienmalen Leute zu bestechen vorhatte, die mir nach dem Leben trachten sollten; daß er Befehl gegeben hat, mich nebst allen meinen Angehörigen zu ermorden, sobald sein Onkel sterben würde.

de. Allein ich würde durch die Beweise dieser Verrätherey, so häßlich und schröcklich sie auch sind, den Abscheu nicht vermehren, womit ihr ohnedieß schon gegen diese Ungeheuer erfüllt seyd. Ich lese in euren Augen den edlen Eifer, den gerechte Rachbegierde einflößte; ich bemerke, daß ihr ungeduldiger seyd, als ich selbst, euren Zorn ausbrechen zu lassen, eure Güter, eure Ruhe und die Ehre eurer Familien in Sicherheit zu setzen. Wohlan denn, liebsten Mitbürger, laßt uns den Ruhm unserer Republik, die Freiheit unseres Vaterlandes retten, und an dem heutigen Tage der ganzen Welt zeigen, daß sich in dieser Republik noch redliche Männer finden, welche Tyrannen zu stürzen wissen."

Einige der Anwesenden stunden wie versteinert vor Schrecken; andere lobten das Unternehmen des kühnen Grafen, und versprachen, ihn aus allen Kräften zu unterstützen. In der ganzen Versammlung befanden sich nur zween, die inständigst baten, sie zu verschonen. Sie stellten vor, daß ihre Lebensart sie beständig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß sie folglich bei der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich als nützlich seyn würden. Sie zeigten so viel Furcht und Erschrockenheit, daß Fiesko ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß sie in einem Zimmer seines Pallastes eingeschlossen werden sollten. Man trug darauf eine leichte Mahlzeit auf, welche die Verschwornen stehend verzehrten. Viele konnten nicht essen, weil ihnen die Bestürzung allen Appetit genommen hatte.

Fiesko entfernte sich auf einen Augenblick, und gieng zu seiner Gemahlinn, die von allem, was vorgieng, nichts wußte. Sie war aus einem alten edlen Geschlechte, jung und schön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem sie auch nicht weniger geliebt

wur-

wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus seiner Verschwörung gemacht, und deswegen seinen ehemaligen Lehrer Pansa, den er sehr liebte, holen lassen, um ihr diesen Abend Gesellschaft zu leisten, damit sie in ihren von den Eingangsthoren entlegenen Zimmern keine Gelegenheit haben sollte, die Bewegungen im Pallaste zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgehen konnte, die sogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Fiesko fand sie ganz betäubt, und neben ihr den getreuen Pansa, der sie aufmunterte; er näherte sich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg oder verbergen konnte, und erklärte beiden mit wenigen Worten sein Vorhaben. Seine Gemahlinn kam darüber ganz ausser sich; sie rang die Hände, warf sich zu den Füssen ihres Gemahls, und beschwor ihn, in Thränen zerfließend, bei allem was heilig wäre, einen so gefährlichen Entwurf aufzugeben. „Bester Fiesko, rief sie, mein einziges Glück besteht nur darinn, dich zu besitzen, und dieses Kind, die Frucht unserer Zärtlichkeit, zu erziehen; mich reitzen weder Größe noch Reichthum; eheliche, mütterliche Liebe erfüllen mein ganzes Herz: und das Deinige hat noch Raum für den Ehrgeitz? Möchte diese schröckliche Nacht die letzte meines Lebens seyn!“ Auch der rechtschaffene Pansa bat den Grafen auf's dringendste, von seinem Vorhaben abzustehen. Allein Bitten und Vorstellungen vermochten nichts über den Mann, der sich zum Blutvergießen gerüstet hatte. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Trostlosen zu beruhigen, entrieß er sich den Armen seiner Gemahlinn mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich entweder nicht mehr, oder du siehst alles, was in Genua ist, zu deinen Füßen.“

Die

Die Gräfinn fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug sie auf ihr Bette, Fiesko aber eilte zu den Verschwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

6.

Glücklicher Anfang und tragisches Ende der Rebellion. Bestrafung der Verbrecher.

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als auf einmal ein Kanonenschuß auf Fiesko's Galeeren das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud sich mit schröcklichem Gebrause der fieskische Pallast der ungeheuren Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Palläste der Stadt. Alles hatte den gewünschten Fortgang und nirgend zeigte sich ein Hinderniß.

Inzwischen wurde Doria's Gemahlinn durch das Geschrey der Sklaven und Matrosen, die im Hafen waren, aus dem Schlafe geweckt. Sie gieng zu Gianettino, und meldete ihm, daß sich ein fürchterlicher Lärmen in dem Hafen hören ließe. Es fiel ihm bei, daß Fiesko ihm den Tag zuvor die Ursache davon angezeigt hatte, und er meinte, es sey nichts weiter, als das Geschrei und Lärmen der Einschiffenden, die mit dem Grafen absegeln wollten. Da aber der Tumult, statt abzunehmen, immer heftiger wurde, so hielt er's doch nicht für überflüssig, selbst hinzugehen, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen. Er kleidete sich schnell an, und verließ seine Wohnung. In seinen Mantel gehüllt, und den Degen in der

Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die Straßen an das Hafenthor, und befahl, es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzustoßen.

Der alte Andreas Doria lag noch am Podogra krank zu Bette, und erkundigte sich gleich nach der Ursache des Lärms und nach Gianettino. Man sagte ihm, er wäre nach dem Hafen gegangen, und Fiesko habe sich an der Spitze eines Haufens Verschworner der Stadt bemächtiget. Man bat ihn, sich eiligst zu entfernen, um nicht den Rebellen in die Hände zu fallen. Allein der achtzigjährige Greis wollte durchaus nicht von der Stelle weichen, und sagte, er wolle lieber von der Hand eines Meuchelmörders sterben, als den Untergang der Republik erleben. Seine Gemahlinn beschwur ihn mit Thränen, den Rest seiner Tage zu schonen, da er vielleicht sein Vaterland noch von der bevorstehenden Tyranney befreien könnte. Ihr Bitten wurde von seinen Hausgenossen verstärkt, die sich ihm zu Füßen warfen und um seine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden so schändlich klang, so stellte man ihm vor, es sey keine Flucht, sondern seine Abreise wäre als eine Gesandschaft zu betrachten, wozu ihm der schröckliche Zustand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach. Da er sich nicht auf den Füßen erhalten konnte, so befahl er ein Pferd vorzuführen, ließ sich darauf setzen, und eilte nach einem Dorfe, welches nur fünfzehen italiänische Meilen von Genua entfernt war.

Die Verschwornen breiteten sich indessen durch die Straßen aus, um das Volk in Aufruhr zu bringen. Aus ihrem Munde ertönten unaufhörlich die Worte: **Fiesko und Freiheit!** Die ganze Stadt war in

einer

einer schröcklichen Bestürzung. Der Adel hätte sich gerne aufs Rathhaus geflüchtet, aber er besorgte, daß indessen die Häuser geplündert werden möchten. Der kaiserliche Gesandte wollte die Stadt verlassen; man nöthigte ihn aber, sich aufs Rathhaus zu begeben, wo er einige Senatoren versammelt fand. Die Kühnsten von ihnen wagten es, von einigen Soldaten begleitet, auf die Straße zu gehen; sie stießen aber auf einige von den Verschwornen, welche sie wieder zurücktrieben. Endlich beschlossen die versammelten Senatoren den Weg der Unterhandlung zu versuchen, und fertigten einige aus ihrem Mittel ab, um zu hören, was die Rebellen verlangten, denn man wußte noch immer den Entzweck dieses fürchterlichen Auftrittes nicht genau.

Schon eine Weile her vermißte man den Grafen Fiesko, ihn, der das ganze Komplot leitete, und in dem sich alles koncentrirte. Aber umsonst war's, daß man sich überall nach ihm um sah, und ihn ängstlich zu suchen anfieng. Im Lande der Lebendigen konnte er nicht mehr aufgefunden werden, denn die See hatte ihn verschlungen. Gleich im Anfange des Tumults hatte er sich an den Ort begeben, dessen Besitz der wichtigste zum Fortgange der Unternehmung war. Er suchte den Hafen in seine Gewalt zu bekommen, und drang in das Innere desselben mit dem Ausrufe ein: „Es lebe die Freiheit!“ Die Galeerensklaven, durch dieses Geschrei aufgeweckt, wiederholten die Losung mit gräßlichem Gebrülle und dem Klirren ihrer Ketten. Dieser Umstand ließ den Grafen fürchten, daß diese Sklaven sich bemühen würden, ihrer Fesseln loszuwerden und sich in Freiheit zu setzen, da es denn an Ausschweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er selbst die Galeeren besteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen;

 indem

indem er aber seinen Fuß auf ein Brett setzte, das vom Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug es um, und Fiesko fiel ins Meer. Dieß elende Brett entschied das Schicksal der Republik Genua. Das Wasser war zwar an diesem Orte nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf schwer bewafnet. Er konnte sich von seinen Waffen nicht los machen; niemand war nahe bei ihm, und sein Geschrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen Tumults, der die Luft erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüstung, die zur Sicherheit seines Lebens dienen sollte, vertrat hier die Stelle der Mordinstrumente. Er sank auf den Grund des Schlammes, und mußte also in dem Augenblicke, da das Glück alle seine Entwürfe zu krönen schien, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, elendiglich umkommen.

Niemand war jetzt da, der den rohen Haufen zusammen hielt, keiner wußte, was er thun sollte, noch warum er das, was geschehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblicke, und da Fiesko nirgend zu erfragen war, so zweifelte bald keiner der Verschwornen an seinem Tode. Verrina, der thätigste Gehülfe des Verschwundenen, wünschte die fatale Neuigkeit so lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geschlossen hätte; allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht so vorsichtig, daher breitete sich die fatale Nachricht bald aus.

Da inzwischen auch der Senat den Tod des Grafen erfuhr, so faßte er wieder Muth, und befahl, daß man die Bürger zusammen rufen, und zur Vertheidigung der Republik auffodern sollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müsse sogleich über die Rebellen herfallen; andere aber glaubten, es sey

Besser, das Rathhaus nicht zu verlassen, und dieser Rath wurde befolgt. So brach endlich der Tag an, und mit ihm nahm der tumultuarische Lärmen ein Ende. Die Weiber riefen aus den Fenstern mit Geschrei und Klagen ihre Männer. Brüder und Söhne zurück. Der Tod des Fiesko war nun allgemein bekannt, obgleich niemand bestimmt wußte, wo er hingekommen seyn möchte. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlor sich, und gieng nach Hause. Zwar suchte es des Grafen Bruder, Jernonimo Fiesko, zusammen zu halten, aber seine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er besaß weder das Zutrauen, noch die Talente und liebenswürdigen Eigenschaften seines Bruders, und da der Senat den Verschwornen einen Generalpardon anbot, wofern sie die Waffen niederlegen würden, so verlief sich die ganze Menge, und in Kurzem war die Ruhe wieder hergestellt.

Jetzt kam auch der alte Doria unter dem freudigsten Zujauchzen der Menge wieder nach Genua zurück. Der Tod des Gianettino hatte sein zärtliches Herz tief verwundet, und wahrscheinlich trug der Schmerz über diesen Verlust nicht wenig zu der Strenge bei, mit der er die Verschwornen verfolgte. Er begab sich sogleich den Tag nach seiner Rückkehr in den Senat, und stellte mit vieler Stärke und Heftigkeit vor, daß man nicht schuldig sey, den mit den Rebellen geschlossenen Vertrag zu halten, und daß es der Republik sehr zum Nachtheil gereichen würde, wenn ein solches Verbrechen ungestraft bliebe. Der Generalpardon ward demnach widerrufen, und die Familie des Fiesko nebst den vornehmsten Verschwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt. Die Häuser und Palläste des Grafen, als Anführers der Verschwornen, sollten dem Erdboden gleich gemacht,

macht, und alle seine Güter eingezogen werden. Dem zufolge bemächtigte man sich aller seiner Schlösser, das von Montobio allein ausgenommen, aus welchem man zuerst den Jernonimo Fiesko, der sich dahin geflüchtet hatte, vertreiben mußte. Dieses Schloß war so fest und so wohl gelegen, daß man aus demselben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte. Aus diesem Grunde suchte der Senat den Fiesko dahin zu vermögen, daß er es gutwillig übergeben sollte. Aber selbst die billigsten Anträge fanden bei ihm kein Gehör, und er verachtete eben so die Drohungen als die Vorstellungen der gewissen Gefahr und des unvermeidlichen Untergangs, der die unausbleibliche Folge seiner Weigerung seyn würde.

Die Republik sah sich jetzt in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ein Belagerungsheer von zwei tausend Mann nach Montobio zu schicken, welches sich aber bis in den May verzögerte, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. Fiesko hatte so viele Soldaten in Sold genommen, als er nur immer zusammen bringen konnte, und sich zu einer hartnäckigen Gegenwehr gefaßt gemacht. Allein seine Anstrengungen waren umsonst, und er sah sich endlich nach einer zwei und vierzig tägigen Belagerung genöthigt, mit den vornehmsten Verschwornen, die bei ihm waren, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Soldaten wurden entlassen, von den Verschwornen aber erhielt keiner Pardon. Viele verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste, andere wurden auf die Galeeren geschmiedet, und Jernonimo, dessen Schloß der Erde gleich gemacht wurde, starb ebenfalls den Tod der Missethäter. Nur ein jüngerer Bruder, Ottoboni Fiesko, der sich nach Frankreich geflüchtet hatte, entgieng den üblen Folgen dieses Aufruhrs; dennoch konnte er der Rache des Doria nicht entrinnen,

nen, der dem Namen Fiesko den Untergang geschworen hatte. Ottoboni war in französische Dienste getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen. Doria, vermöge seines Kredits am spanischen Hofe, erhielt leicht dessen Auslieferung. Das Schicksal dieses Gefangenen hieng also von ihm ab, der auch diese Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Flecken für das Andenken eines so berühmten Mannes ist. Er ließ ihn in einen Sack nähen und ins Meer werfen.

Der eigentliche Anstifter der Verschwörung, der zwei und zwanzig jährige Graf Fiesko, lag einige Tage im Wasser, bevor man seinen Körper fand. Dieß erregte Zweifel wegen seines Todes, und das Volk glaubte, daß er noch am Leben sey, und sich nach Frankreich begeben hätte, um daselbst Hülfe zu suchen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Wasser herauszuziehen. Nachher aber fand es der Senat doch bedenklich, den Körper immer im Schlamme liegen zu lassen; er wurde daher nach zwey Monaten heimlich herausgezogen und ins Meer geworfen. Seine unglückliche Gemahlinn ward nicht in die Verfolgung der Fiesko's hineingezogen; sie heurathete in der Folge den berühmten General Vitellini, Marchese von Cetona.

Doria lebte nach dieser Verschwörung noch dreizehn Jahre, und genoß in Genua fortdaurend alle Verehrung, und den vielgeltenden Einfluß, der seinen Talenten, Thaten und Tugenden gebührte. Seine große Betrübniß über den Mord seines Neffen wurde einigermaßen durch die verdoppelte Liebe der Genueser gemildert. Er sorgte für das Beste der Republik, die er als sein Werk ansehen konnte, bis an sein Ende mit eben so viel Weisheit als Eifer, und starb,

bezeichnet mit dem ehrwürdigsten aller Namen, der von allen Geschichtschreibern gebraucht, und auf seinen Denkmälern eingegraben wurde: Der Vater seines Landes und der Wiederhersteller dessen Freiheit.

IX. Volksempörung zu Palermo.

Im Jahr 1772.

Der Prinz von Cassaro wurde im Jahr ein tausend siebenhundert und ein und siebenzig erster Bürgermeister zu Palermo, der Hauptstadt von Sizilien. Gleich nach dem Antritt seiner Würde bewies er sich als ein wahrer Vater des Volks; er suchte die Rechte der Bürgerschaft zu beschützen, die Sicherheit, Gesundheit, und den ganzen äußern Wohlstand der Stadt zu befördern, und die Leiden uud das Elend der Unglücklichen zu vermindern. Am thätigsten zeigte sich seine Klugheit und sein gutes Herz in der Theurung, die im Jahr ein tausend siebenhundert und zwei und siebenzig durch ganz Deutschland herrschte; denn die Folgen derselben erstreckten sich sogar bis Sizilien, das doch von jeher die Kornkammer vom übrigen Italien gewesen ist. Um daher einer Hungersnoth vorzubeugen, beschloß der väterlich gesinnte Prinz, eine hinlängliche Menge Getreide anzukaufen, und bat in dieser Absicht den Vicekönig, Marquis von Foliani, der Stadtkämmerey aus den eingezogenen Gütern der Jesuiten ein Kapital vorzuschießen. Allein dieser weigerte sich, das Geld herzugeben, mit dem

Bedeuten, er dürfe dieß ohne Erlaubniß des Königs nicht thun. Allein er wolle sich schriftlich an denselben wenden, und er hoffe die Erlaubniß in Kurzem zu erhalten.

Da der edle Bürgermeister mit Recht besorgte, daß vor der Ankunft einer königlichen Resolution der Kornmangel sich vergrößern würde, so lieh er das nöthige Kapital auf seinen eigenen Namen, kaufte das nöthige Getreide, und setzte sich der Gefahr eines mannigfaltigen Verlustes aus, der bei einer schnell eintretenden wohlfeilern Zeit ihn treffen mußte. Sein väterliches Herz sah jedoch nicht sowohl in die Zukunft, als vielmehr auf den gegenwärtigen Mangel seiner Bürger, und er verkaufte ihnen das Getreide zu dem Einkaufspreise.

Hatte man dem edlen Patrioten vorher das Herz geschenkt, so boten ihm jetzt die Einwohner von Palermo jeden Blutstropfen an. Indem nun der Prinz noch immer seine gütigen Hände dem Volke öffnete, ward er plötzlich krank. Er litt nemlich an Seitenschmerzen so gewaltig, daß die Aerzte meinten, nur eine schnelle Operation könne ihn retten. Der Wundarzt des Vicekönigs wurde demnach vorgeschlagen, die Operation zu verrichten. Dieser Mann war sehr geschickt, und jeder Kenner bewunderte die Kunst, mit der er verfuhr. Allein der Patient war zu alt, der Schnitt zu groß, und sein Tod also unvermeidlich. Als das Volk Nachricht von der Gefahr erhielt, eilte es in alle Kirchen, holte die daselbst befindlichen heiligen Bilder, Gemählde und Reliquien heraus, und setzte sie der Reihe nach in das Haus ihres geliebten Patienten. Der vereinigten Fürbitten so vieler Heiligen, meinten sie, werde gewiß dem Kranken zur Genesung verhelfen. Als sich keine Hülfe zeigte, gieng die ganze Bürgerschaft, in Sackleinwand

wand gehüllt, mit bloßen Füßen, und mit Asche auf ihren Häuptern auf den Berg Pellegrino, zum Bildniß der heiligen Rosalia. Ein tausendfaches Geschrei ertönte rings um ihre Bildsäule her, und alle möglichen an die Heilige gerichteten Gebete wurden siebenmal wiederholt. Allein beim Herabsteigen von dem Berge erfuhren diese Andächtigen, daß der Patient gestorben sey. Nun gieng die Andacht dieser Beter in die fürchterlichste Raserey über; ein aufrührerisches Gebrüll folgte auf fromme Seufzer, und alles lief wüthend zur Wache am Pallast des Vicekönigs. Hier rissen die Rasenden die Gewehre weg, steckten ein Brod aufs Bajonet, und riefen: „Unser Vater ist todt, wir werden nichts wieder von diesem guten Brodte bekommen!“ Die Wuth machte sie so blind, daß sie zu glauben anfiengen, der Vicekönig habe ihren theuren Cassaro durch seinen Wundarzt ermordet, und sey nun Willens, bei dem fortdaurenden Brodmangel die Bürger verhungern zu lassen. Diese Meinung ward bald allgemein geglaubt. Die Empörer erbrachen die Gefängnisse, befreiten die Missethäter, und setzten darauf die Gefängnisse in Brand. Auch die Palläste einiger Edelleute wurden angezündet, und Unordnung, Verwirrung und Aufruhr herrschten allgemein. Unter manchen albernen Streichen, die der Pöbel begieng, setzte man auch einen Kerl auf eine Kanone, mit dem Bildniß des Königs vor ihm. Ein anderer Mann schwang eine brennende Fackel, die er dann und wann auf's Zündloch hielt, und so zog der Pöbel durch alle Straßen, und rief unaufhörlich: „Der König mag leben, aber sein Statthalter soll sterben!“

Der Erzbischoff von Palermo und einige andere Herren daselbst gaben sich die größte Mühe, das verblendete Volk zu besänftigen; allein so wenig man ei-

nen reissenden Strom hemmen kann, eben so wenig konnte man die Wuth dieses aufgebrachten Pöbels dämpfen. Man schrie unaufhörlich, daß der Vicekönig erst entfernt werden müßte, dann wolle man von einem Vergleich sprechen. Der Vicekönig hielt es also der Klugheit gemäß, sich aus seinem Pallast hinwegzubegeben. Allein einige vom Volke entdeckten ihn, und jagten ihn unter tausend Schimpfwörtern durch die Scheiterhaufen hindurch, in welchen man die Möbeln und Güter seiner Freunde verbrannte. Zum Glück erreichte er den Hafen, wo er eine Kohlenbarke fand. Er setzte sich ohne Lebensmittel und Kleider darauf, und flüchtete nach Cefalu.

Dieser Sieg gab dem Pöbel nur noch mehr Trotz, und die Wuth desselben überstieg nun alle Grenzen. Das Eigenthum der Reichen wurde geraubt und verbrannt; man nahm alle Eßwaren, wo man sie fand, und verzehrte sie, ohne sie zu bezahlen. Jeder Nichtswürdige, der sich auf körperliche Stärke verlassen konnte, that, was ihm gutdünkte. Gleich einer allgemeinen Fluth, die alles einreißt, alles vernichtet, alles fortschwemmt, drohte auch dieser Aufruhr des zügellosen Pöbels allgemeine Verwüstung; ja einige der Rädelsführer hatten schon einen Plan entworfen, nach welchem sie den Adel und die königlichen Bedienten ermorden, und die Aemter und Würden unter sich theilen wollten. Zum Vicekönig ward ein Stadtknecht, zum Bürgermeister ein Barbier, und zum Justizhauptmann ein Schuster ausersehen worden.

Jetzt war es die höchste Zeit, den Brand in den Köpfen dieses zügellosen Gesindels zu löschen. Die Kaufmannsgilde, die gar keinen Antheil an diesem Aufruhr genommen, und die fast noch mehr, als jeder andere Bürger, die schröcklichen Folgen dieser Rebellion zu erwarten hatte, war so glücklich, sich

der Anführer der Rebellen zu bemächtigen, und sie in die Hände der Obrigkeit zu bringen. Diese ließ sie auf der Stelle erdrosseln, und ihre Köpfe zum Schrecken der Mitverschwornen auf Stangen stecken. Eine große Menge anderer Aufrührer wurden heimlich von Palermo entfernt, einige Regimenter Truppen in die Stadt gelegt; es wurde ein neuer Vicekönig gesetzt, und nun war die Regierung wieder im ruhigen Besitz ihrer Macht.

X. Revolution in Schweden.

Im Jahr 1772.

1.

Schwedens politische Verfassung und innerliche Zerrüttung nach dem Tode Karls des Zwölften.

Schweden gerieth durch die unselige Kriegslust seines unruhigen Königes Karls des Zwölften in einen Zustand der äußersten Erschöpfung. Nie steckte dieser starrsinnige Krieger das Schwerdt in die Scheide; nie gönnte er seinem geplagten Lande einige Erholung. Die Künste des Friedens waren es nicht, durch die er groß zu werden trachtete; der Krieg allein war das Element, in dem er verweilte. Ungemach und Verlust vermochten nicht seinen Trotz zu beugen, denn er wollte entweder Alles gewinnen oder Alles verlieren.

Daher fuhr er selbst in den verzweifeltsten Umständen fort, die letzten Kräfte Schwedens aufzubieten, bis endlich die Hand eines Meuchelmörders den Lebensfaden dieses einzigen Menschen in den Laufgräben von Friedrichshall durch einen Pistolenschuß (1718) gewaltsam zerriß.

Ein Gemählde von dem Zustande, worinn er das Reich hinterließ, hat wenig Licht, aber viel Schatten. Das an Geld und Menschen ohnehin nicht reiche Schweden lag unter den Trophäen seines Alexanders beinahe erdrückt. Alles Gold- und Silbergeld war verschwunden; an dessen statt sah man kleine Kupfermünzen, ihrem innern Werthe nach etwa zwei Pfenninge, mit den Bildnissen der Gottheiten des alten Griechenlands gestempelt die einen Thaler Silbermünze galten. Von diesen Thalern, denen nur die Allgewalt Karls Kredit und Kurs erzwang, waren nach seinem Tode sieben und dreissig Millionen im Umlauf. Noch erschöpfender, als dieser Verlust, waren für ein Reich, das nicht über drittehalb Millionen Einwohner enthielt, mehr als hundert tausend streitbare Männer, die Blüthe des Landes, die ein unaufhörlicher Krieg von achtzehen Jahren verzehrt hatte. In den meisten Provinzen wurde der Pflug nur noch von Greisen, von Weibern und Kindern geführt; viele Felder blieben ganz ungebaut liegen; alle Gewerbsamkeit, aller Handel war gehemmt, nur Krieg schien Schwedens natürlicher Zustand geworden zu seyn. In jedem Zweige der Staatsverwaltung herrschte nothgedrungen eiserner Zwang; jede Hülfsquelle war erschöpft, und nach dem Ausdrucke der Reichsstände in einem Berufungsschreiben blieb dem Königreiche nichts übrig, als — die Barmherzigkeit und Allmacht Gottes. Um dieser aber den Zugang zu eröffnen, glaubte man die Allmacht des Regenten vor-

vorher zerstören zu müssen. Man sah die königliche Würde als ein wildes und gefährliches Thier an. Man konnte und wollte es zwar nicht tödten, aber es sollte in solche Fesseln gelegt werden, daß es nie wieder um sich reissen und Schaden und Unglück anrichten könnte.

In ganz Schweden regte sich nunmehr der lebhafteste Geist der Freiheit. Lange genug hatte die Nation Zeit gehabt, über das Joch zu weinen, von dem man wund gedrückt worden war. Karls Heldentugenden wurden zwar noch im Grabe verehrt, aber die Patrioten freuten sich, daß er unvermählt und ohne Erben gestorben war, denn nun konnte man um so leichter die Souverainität, oder wie man's lieber nannte, den Despotismus, abschaffen. Die Reichsstände wählten Karls jüngere Schwester Ulrike Eleonore, die mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel vermählt war, zur Königinn, um unter einer weiblichen Regierung sich nicht nur zu erholen, sondern auch auf Kosten der königlichen Gewalt zu erheben.

Es ist, als ob die Menschen niemals die goldene Mittelstraße finden könnten. So wie vorher der König despotisirt hatte, so jetzt die Reichsräthe, vorher königliche Räthe genannt. Sie entwarfen eine Konstitution, worinn man den Namen Monarchie lediglich noch als eine antike Verzierung beibehielt, aber alle Macht des Monarchen unter einer demokratischen Aussenseite, im Grunde unter dem verhaßtesten Aristokratismus gefangen nahm. Nach dieser Regierungsform sollte die höchste Macht (Souverainität) ganz bei den Reichsständen seyn, die aus vier Ordnungen, dem Adel, der Geistlichkeit, den Bürgern und Bauern bestehen. Diesen Reichsständen, auf Reichstagen versammelt, sollten allein die etwa nöthigen

Verbesserungen und Auslegungen der neuen Regierungsform, die etwa gut findende nähere Einschränkung der Königsgewalt, die ganze Gesetzgebung, Bestimmung der Auflagen, Anordnung des Münzfußes, das Recht Krieg zu führen ꝛc. zukommen; von ihnen sollten die Erzieher der königlichen Kinder ernannt und nach ihrem Gutfinden entweder beibehalten oder mit andern vertauscht werden; ohne ihre Einwilligung sollte der König nicht über die Grenzen des Reichs verreisen dürfen. Alle drei Jahre sollte Reichstag gehalten werden, und die Stände, wenn sie nicht zusammen berufen würden, sich von selbst dazu versammeln. Die vollziehende Gewalt sollte der König haben; jedoch nicht anders, als in und neben dem Reichsrathe, der aus sechzehn Personen, gebohrnen Schweden von Adel, bestehen, den König auch unbefragt, was des Reichs Recht sey, erinnern, von ihm und allen Gerichtshöfen unabhängig, nur den Reichsständen unterworfen seyn, und nur diesen von seinen Verrichtungen auf dem Reichstage Rechenschaft ablegen sollte. In dem Reichsrathe sollte der König zwei Stimmen, und, im Falle gleicher Stimmen, das gewöhnliche Recht eines Präsidenten haben, überall aber das Reich nicht ohne, vielweniger gegen der Reichsräthe Gutfinden regieren. Was im Reichsrathe durch Stimmenmehrheit beschlossen worden, sollte der König unterschreiben, widrigenfalls der Reichsrath befugt seyn, den in einen Stempel geschnittenen Namen des Königs auf die Rathsschlüsse abzudrucken, welches mit des Königs eigenhändiger Unterschrift gleiche Kraft haben sollte. Damit übrigens dieser Diener des Reichstages, und Präsident des Reichsraths, genannt König, wenigstens in den unbedenklichen Spielwerken des äußern Pomps, etwas ähnliches mit den übrigen Königen in Europa haben möchte, so ertheilte man ihm als Rechte,

die

die ihm allein zukommen sollten, die persönliche Majestät, freies Recht über seinen Hofstaat und Hofbediente, das Recht, bei seiner Krönung Edelleute, Freiherren und Grafen, so wie Ritter und Kommandeurs der königlichen Orden zu ernennen. Am Schlusse dieser neuen Regierungsform ward noch die fürchterliche Verdammung angehängt, daß jeder als Hochverräther gestraft werden sollte, der es wagen würde, etwas dagegen zu entwerfen oder zu unternehmen, oder auch nur zu verschweigen.

So ward Schweden rasch aus einer Monarchie in eine republikanische Aristokratie verwandelt. Der König war nichts weiter als eine Staatspuppe, die ganze Gewalt befand sich in den Händen der Reichsstände, oder wenn diese nicht versammelt waren, herrschte der Reichsrath. Die Glieder desselben beseelte aber keineswegs ein patriotischer Geist, dem des Vaterlandes Wohl am Herzen gelegen wäre, sondern niedriger Eigennutz, Kabalen und Partheysucht. Das Reich ward ein Spielball dieser Partheyen, die sich unaufhörlich mit Wuth entgegen arbeiteten, und die ihre Macht nur auf Kosten der Bürger, immer zum Nachtheil des Staats zu erweitern suchten. Daher blieb das Reich immer in seiner Ohnmacht und Kraftlosigkeit, weil nie ein gegenseitiges sicheres Vertrauen der Unterthanen statt fand, und auch durchaus nicht statt finden konnte. Hierzu kam, daß auswärtige Mächte diesen Umstand bald bemerkten, sich die Zwietracht zu nutze machten, die Uneinigkeit beständig unterhielten, und dem Reiche jede Art von Selbstständigkeit nahmen. So ward Schweden eine Maschine, die abwechselnd bald durch französische und englische, bald durch russische Triebräder in Bewegung gesetzt wurde. Man vergaß und unterdrückte bei diesem passiven politischen Mechanismus den Rest eigener Kraft, und wurde, in-

dem man sich vor dem Despotismus des Thrones fürchtete, zum Vasallen der Politik der Kabinetter in Versailles, London und St. Petersburg.

Die beiden Partheyen, welche wetteifernd nicht des Staates Wohlseyn und Aufblühen, sondern ihre persönliche Größe und Bereicherung im Auge hatten, sind unter dem Namen der Mützen und Hüthe bekannt — eine Benennung, die in der Geschichte eben so bedeutend geworden ist, als es im Mittelalter die Welfen und Gibellingen, und zur Zeit der französischen Staatsumwälzung Aristokraten und Demokraten waren. Der Name hat folgenden Ursprung.

Als Karl der Zwölfte, der seine Heldenlaufbahn so glänzend betrat, sich in der Folge in Labyrinthe verwickelte, die seinem Reiche immer tiefere Wunden schlugen, da seufzten alle Patrioten über das Unglück des Vaterlandes, und tadelten zum Theil laut die verkehrten Schritte des Monarchen. Allein Karl, der es bemerkte, versicherte sich derjenigen Personen, deren Anhänglichkeit an ihn entschieden war, und ließ den andern gerne das Vergnügen, ihn und seine Schritte zu tadeln. Er war seiner Nation überdieß von einer zu furchtbaren Seite bekannt, als daß er hätte besorgen dürfen, der Unwille der Mißvergnügten könnte einen schädlichen Ausbruch nehmen. Man zitterte bei den Befehlen des Despoten, und niemand wagte es, sich ihnen mit Entschlossenheit entgegen zu setzen. Allein nach Karls Tode änderten sich die Sachen. Der Nation fiel auf einmal die Decke von den Augen. Die Anzahl der Mißvergnügten wurde jetzt die größte und siegende. Aber ihre Gegenparthey, die Royalisten, wurden doch nie gänzlich ausgerottet. Wer Sitz im Reichsrathe oder auf dem Reichstage hatte, mußte nachdem eine von diesen beiden Partheyen ergreifen, die von nun an immer um die Herrschaft

und den größern Einfluß stritten, und von denen bald die eine, bald wieder die andere gewann, doch so, daß die herrschende Parthey immer antiroyalistisch gesonnen war. Die königliche Parthey hieß die Mützen. Die Veranlassung zu dieser sonderbaren Benennung gab der Unwille Karls des Zwölften über einen Royalisten, der auf einem Reichstage seine Vortheile nicht gehörig wahrgenommen hatte, und den er in seinem Aerger darüber eine Schlafmütze nannte. Dieser Vorfall wurde ruchbar. Die Gegenparthey trug diesen Spottnamen auf alle Anhänger der königlichen Parthey über, und legte sich die ehrenvollere Benennung der Hüthe bei. Es gab außer diesen herrschenden noch eine dritte Parthey, die der Gemäßigten, die sich offenbar für keine Parthey erklärten, sondern sich durch die Umstände bestimmen ließen. Diese zwei Partheyen kabalirten, haßten und verfolgten sich bald im öffentlichen Kampfe, bald im geheimen Intrikenspiele beständig aufs bitterste. Nichts glich insonderheit den Kniffen, wodurch bei Ertheilung der Staatsämter, jede Parthey die andere zu schwächen und dagegen sich zur herrschenden zu machen suchte.

Der schwedische Adel ist größtentheils arm, und selbst die erste Klasse desselben hatte damals seinen Unterhalt hauptsächlich nur von dem Ertrage seiner Stellen und Bedienungen. Er war daher genöthigt, sich jede Gelegenheit, wo ein Gewinn zu machen war, zu Nutzen zu machen. Hievon waren selbst die Reichsräthe nicht ausgenommen. Sie durften, waren sie einmal abgesetzt, keine andere niedrigere Bedienung wieder annehmen, und mußten daher auf jeden Fall immer bei Zeiten die Umstände benutzen. Nach der Verfassung hatten nur die Häupter einer Familie auf dem Ritterhause Sitz, weil ihr Stand zu zahlreich war, als daß er sich ganz auf einmal hätte versammeln können.

nen. Diese Häupter hatten aber vor den übrigen Zweigen der Familie in Absicht des Vermögens keinen Vorzug, indem die Güter zu gleichen Theilen vererbten. Eine beträchtliche Anzahl von Edelleuten konnte daher blos aus Armuth von seinem Rechte, den Reichstagen beizuwohnen, keinen Gebrauch machen, weil er die Kosten, die der Aufenthalt am Reichstagsorte erfoderte, nicht bestreiten konnte. Sie wollten ihr Recht indeß nicht ganz unbenutzt lassen, und indem sie selbst nicht erscheinen konnten, so hatten sie die Freiheit, ihre Befugniß einer andern Person ihres Standes zu überlassen, die ganz ihre Stelle vertrat und für sie handelte und stimmte. Eine Person, die eine solche Vollmacht hatte, wurde in aller Absicht als Mitglied der Reichsversammlung angesehen, und sie war ihrem Principal durchaus keine Rechenschaft schuldig.

Bei dieser Armuth des schwedischen Adels darf man sich nicht wundern, wenn viele sich verleiten ließen, diese Vollmachten um Geld wegzugeben. Die beiden Partheyen rannten nun bei solchen und andern Mitgliedern, die etwa wegen Alter oder Gemächlichkeit nicht zum Reichstage wollten, um die Wette an, und suchten die ledigen Vollmachten. Auf diese Art wurden diese wirklich eine Art von Waare, die an den Meistbietenden verkauft wurde, und mit der man sogar vielfältig schändliche Betrügereyen trieb. Man verkaufte nemlich ein und dieselbe Vollmacht oft an verschiedene Agenten der entgegengesetzten Partheyen, und die Käufer hatten Ursache behutsam zu seyn. Auch beim Bürgerstande konnte man sich ebenfalls die Wahlstimmen erkaufen, und der Bauernstand vergaß gleichfalls nicht, die Venalität der Stimmen zu benutzen. Ein Bauer, Namens Olof Hökansson, der achtmal Redner seines Standes gewesen war hinterließ

terließ seinem Sohne ein Vermögen von sechsmal hundert tausend Reichsthaler Silbermünze, das er sich fast einzig und allein durch die Benutzung der einheimischen und fremden Bestechung erworben hatte.

Die Reichstage waren vorzüglich der Schauplatz der Partheywuth, und stat an die zweckmäßigsten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerksamkeit der einen Parthey darauf gerichtet, sich eine Mehrheit der Stimmen zu verschaffen, wodurch sie sich vor der Gewaltthätigkeit und Macht der andern schützen konnte; nicht selten wurde Blut vergossen. So wie eine Parthey etwas heilsames in Vorschlag brachte, widersetzte sich die andere der Ausführung mit ihrer ganzen Macht, aus Furcht, daß jene sonst in der öffentlichen Meinung der Nation über sie gewinnen möchte. Nur Ein Fall war, wo die eine Parthey sich den Maßregeln der andern nur schwach und zum Scheine widersetzte: wenn diese Maaßregeln schlecht gewählt waren; denn so durfte sie hoffen, daß die Nation über den schlechten Erfolg zürnen, und ihre Gegenparthie für den nächsten Reichstag von ihrem Uebergewichte herabsinken würde. Zwar die Kraft und das Geheimniß der beiden Partheyen lag in den Häuptern; aber die Wuth war unter allen Anhängern. Wenn die Sache noch so gut und einleuchtend war, so wurde sie dennoch bestritten, weil man deren Urheber haßte. War ein Reichstag zu Ende, so kabalirte man schon wieder auf den folgenden. Die Bestechung, die sich ohne Scheu in der Hauptstadt übte, hatte sich auch über die Provinzen verbreitet. Das Beispiel so vieler Abgeordneten, die sich auf den Reichstagen bereichert hatten, war zu anlockend, um nicht auch andere zu verführen. Nirgends mehr war Gemeingeist fürs Vaterland, noch jemand, der ihn lenkte. Jede Aussicht auf neuen

Gewinn hielt das Rad der Geschäfte mitten in seinem Laufe auf, und man fand Leute in Menge, die jeden Augenblick ihre Meinung änderten, weil sie stets dem Meistbietenden feil war. Geldgeiz und Ehrgeitz hatten sich bis in's Innerste der Familien eingedrungen, und darinn oft tödlichen Haß entzündet. Oft waren Vater und Sohn, Brüder und Ehegatten von verschiedenem Interesse. Ohne zu erröthen setzte sich einer oft auf den Platz hin, wovon er seinen nächsten Blutsfreund verdrängt hatte. Dieser letztere verschloß seinen Grimm, und behielt sich die Wiedervergeltung auf den nächsten Reichstag vor; mittlerweile besuchte man sich, umarmte einander, so oft man sich sah, und der sonst edelstolze Volkscharakter der Schweden sank in's Kleinliche und Schmutzige herab.

2.

Herabwürdigung der königlichen Gewalt und vergebliche Revolution zu ihrer Erhöhung.

So lange Schweden das Joch dieser Tyrannen trug, die einander wechselsweise zu unterdrücken trachteten, ward alles versäumt, was die Wunden des Staats hätte heilen können. Eine verkehrte Maaßregel verdrängte die andere, und die Patrioten seufzten im Stillen über das allgemeine Verderben. Die Königinn haßte die Regierungsgeschäfte, und ihr Gemahl, der ein Jahr nach ihrer Erhebung auf den Thron, den königlichen Titel bekam, vermochte nicht, der Partheywuth Grenzen zu setzen, oder sich einen Einfluß zu verschaffen. Die engen Schranken seiner königlichen Gewalt und seine politische Ohnmacht erzeugten

bei ihm endlich einen herrschenden Widerwillen gegen die öffentlichen Angelegenheiten des Staats, und er lebte mehr für sein Vergnügen als für Staatsgeschäfte, auf die er ohnedieß keinen Einfluß hatte. Oft scherzte er selbst über die Unbedeutendheit seiner Autorität, und führte bei solcher Gelegenheit eine Bittschrift an, die er unter der Adresse: á son Excellence, Excellence, Excellence, le roi de Suéde erhalten hatte. „Der Narr, sagte er, hat mich zur dreifachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrathe habe.“ Ein andermal sprach er vertraut mit dem Bischoffe Schwedberg, und dieser sagte zu ihm: „Die Nation wundert sich, Eure Majestät so selten in dem Reichsrathe zu sehen.“ — „Das ist nicht zu verwundern, war die Antwort, ich habe da so viele Præceptores.“ Einige Jahre vor seinem Tode, welcher am sechsten April des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und fünfzig erfolgte, bekam er einen Nachfolger an dem Herzoge Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, der mütterlicher Seite aus dem Hause Wasa abstammte, und mit einer Schwester König Friedrichs des Großen von Preußen vermählt war. Er war ein verständiger, das Gute erkennender und wollender Fürst, aber er liebte die Ruhe und eine stille, nicht mit Hindernissen kämpfende Wirksamkeit. Es fehlte seinem Geiste an der Energie, die Verhältnisse zu beherrschen und Schwierigkeiten zu besiegen unternimmt, und seinem Charakter an der Festigkeit und Beharrlichkeit, welche zu der Ausführung schwieriger Unternehmungen nicht entbehrt werden kann. So freudenreich, glänzend und vielversprechend daher sein Eintrit in Schweden war, so verdrüßlich wurde nach einiger Zeit seine Lage. Seine ganze Regierung war eine Reihe von Zänkereyen und Mißverständnissen

mit

mit dem übermüthigen Reichsrathe und mit den Ständen. Die Demüthigungen und Bedrückungen, die er sich gefallen lassen mußte, übersteigen zum Theil allen Glauben. Alles dieß war indeß eine unvermeidliche Folge der unseligen Spaltungen und des Factionsgeistes, der Schweden zerrüttete, und der unter dieser Regierung auf das höchste stieg.

Adolph Friedrich hatte bei seiner Thronbesteigung dem Reichstage eine königliche Versicherung über die Unverletzbarkeit der bestehenden Regierungsform ausstellen und versprechen müssen, die Reichsstände ihres dem Könige gegebenen Eides als entledigt anzuerkennen, wenn er jemals wider diese königliche Versicherung oder ein anderes von den Reichsständen gemachtes oder noch zu machendes Gesetz handeln würde.

Solche Gesetze kamen bald zum Vorschein. Es ward verordnet, daß jeder, der dreimal zu einer gewissen Stelle auf dem Vorschlag gewesen, ohne ernannt zu werden, das Recht erhalte, in eine Stelle von der nemlichen Beschaffenheit ohne Vorschlag und Erinnerung des Königs einzutreten, wenn eine solche erledigt werde. Und um den kleinen Ueberrest der königlichen Vorrechte auf einmal und völlig zu vernichten, kamen die Stände mit der Bitte ein, „daß dem Senate ein königlicher Stempel übergeben würde, dessen er sich stat der königlichen Unterschrift in allen Fällen, wo diese nöthig wäre, bedienen, und seinen Ausfertigungen dadurch eben die Autorität und volle Kraft geben könnte, als wenn sie von Sr. Majestät eigenhändig unterzeichnet wären. Außer einer etwanigen Krankheit und Unpäßlichkeit des Königs, hieß es, könnte es mehrere Ursachen geben, die den König abhielten, das zu unterzeichnen, was ihm zu dem Ende zugeschickt würde. Dergleichen Zögerungen dürften

aber

aber oft von nachtheiligen Folgen seyn, und daher wäre es nothwendig, daß in allen Sachen, wo das Hauptsiegel des Königs bisher gebräuchlich gewesen, ohne Ausnahme ein solcher Stempel des Senats mit des Königs Namen substituirt würde, sobald die königliche Unterzeichnung nicht auf das erste oder zweite Ansuchen des Reichsraths erfolgte."

Der König erwiederte auf diese empörende Fodetung: er könne die Beschlüsse des Senats nicht eher unterschreiben, als bis er sie untersucht und geprüft hätte. Er stützte sich dabei eben so sehr auf die Heiligkeit seiner Pflicht als auf das Recht seines Berufs. Aber aus diesem Gesichtspunkte sah der Reichsrath diese Erklärung nicht an. Man gab ihr im Gegentheil die gehässigste Deutung, und fand in ihr ein ungebührliches Mißtrauen gegen den Senat, und selbst auch die geheime Absicht, den Reichsrathsbeschlüssen sich durch Mehrheit zu widersetzen. Der König gab seinen Schmerz über eine so gehässige Auslegung seiner Grundsätze rührend zu erkennen, und bat, man möchte ihm doch die Freiheit nicht rauben, seine Unterschrift zu verweigern, wenn er in den Beschlüssen des Senats etwas gegen seine Ueberzeugung und gegen sein Gewissen fände. Aber aller Bitten und Vorstellungen ungeachtet mußte er in seiner Ohnmacht endlich auch in diesem Stücke, wo es auf eines seiner wesentlichsten Vorrechte ankam, nachgeben, und in den Gebrauch eines solchen Stempels willigen. Auf diese Art erhielten Verordnungen, die er nicht entwarf, Beschlüsse, in die er nicht willigte, seine Unterschrift und volle Kraft. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden zwar an ihn gerichtet, allein diese Ehre war weiter nichts, als eine leere Formalität. Die eigentliche Majestät und ihre Rechte beruhten auf dem Senate; dieser entschied, und der König hatte keinen

Willen. „Er war, nach dem Ausdrucke eines neuern Schriftstellers, die todte Ueberschrift eines Staatsgebäudes, das für einen König aufgeführt war, in dem aber keiner weniger zu sagen und anzuordnen hatte, als gerade der König.“

Selbst in Sachen, die im Grunde nur eine Privatangelegenheit des Königs betrofen, mischten sich die übermüthigen Stände und der Reichstag. Als man erfuhr, daß die Königinn einige Juwelen, die sie bei ihrer Verheurathung von dem Könige erhalten hatte, nach Hamburg geschickt habe, befahl man eine Revision der Kronjuwelen. Ein andermal erhob man es zu einer Klage bei dem Reichsrathe, und schrie über Verletzung der Freiheit, als die Königin befehlen ließ, daß nur königliche Kutschen in dem innern Schloßhofe auffahren sollten. Der König mußte sogar die Behauptung anhören, daß die königliche Burg und Garde unter des Reichsraths Oberbefehl stehe. Die Beispiele, auf die sich der König berief, wurden verworfen, weil sie aus den Zeiten einer angemaßten Souverainität abstammten.

Adolph Friedrich ward Vater von drei Prinzen, aber auch die Freuden, die für ihn aus dieser reinen Quelle flossen, wurden ihm verbittert. Man entriß ihm nemlich die Macht, seine Prinzen selbst erziehen, und diejenigen Personen wählen zu können, denen er die Bildung seiner Kinder anvertrauen wollte. War die Verkümmerung und der Raub dieses väterlichen Rechts schon an und für sich höchst kränkend und niederschlagend für den König, so mußte es durch die Art, wie es geschah, noch mehr werden. Ohne Hehl und Schminke sagten die Stände in ihrer desfalsigen Vorstellung: „daß alle Könige, wenn sie ihren eigenen Neigungen überlassen wären, darnach trachteten, ihre Macht zu erweitern, und daß sie schon aus dieser

ser Ursache Grundsätze und Maximen hätten, die den Absichten und Wünschen des Volks gerade entgegen wären. Würde man die Erziehung des Kronprinzen dem Könige überlassen, so wäre zu erwarten, daß sich der Ehrgeitz des Vaters auf den Sohn fortpflanzen würde." Vergebens berief sich der König auf die Konstitution, welche ihm die Ernennung der Erzieher des Kronprinzen offenbar zugesteht. Der geheime Ausschuß antwortete auf alle seine Einwendungen und Erinnerungen: „Die Stände des Reichs wären Gesetzgeber und Gewalthaber; aber Gesetzgebung und Gewalt würde ohne Wirkung seyn, sobald ein Dritter ihnen Hindernisse in den Weg legen könnte. Aus diesem Grunde hätte sich der König durch einen feierlichen Eid verpflichtet, mit den Ständen immer Eines Sinnes zu seyn, so daß er mit ihren Beschlüssen entweder zufrieden sey oder zufrieden seyn müsse." Und nach diesem anmaaßenden Grundsatze, der jeden Begriff von königlicher Würde über den Haufen warf, ernannten die Stände nunmehr nicht bloß den Gouverneur des Kronprinzen, sondern auch selbst die Personen, die ihm zur Aufwartung dienen sollten. Der König mußte sich nicht nur dieß gefallen lassen, sondern auch zugeben, daß einem der bisherigen Lehrer seiner Prinzen, Herrn von Dalin, einige Zeit der Hof verboten wurde. Was die Stände zu diesem Verlangen bewog, ist immer ein Geheimniß geblieben, denn nie wurde dem Instructor öffentlich etwas zur Last gelegt, welches ein solches Verfahren hätte rechtfertigen können. Sein einziges Verbrechen war am Ende wohl kein anderes, als daß er das Vertrauen seines Herrn und die Liebe seines Zöglings besaß.

Solche Schritte, die sich die anmaßlichen Gewalthaber erlaubten, hatten die natürliche Folge, daß die königliche Gewalt immer mehr in eine vollendete

Richtigkeit versank. Der Staat selbst verlor immer mehr an Kraft und Selbstständigkeit, und das von eigennützigen und habsüchtigen Partheyen zerrissene Schweden glich dem Bilde eines halb zertrümmerten, von empörten Wellen hin und her geworfenen Schiffes.

Der König, nach seinem sanften und friedliebenden Sinne, ertrug jede Demüthigung und Einschränkung mit einer seltenen Resignation. Allein die Gewaltthätigkeiten, die man sich gegen ihn erlaubte, und die Willkühr, mit welcher der Senat und die Stände die Konstitution und die Gesetze, immer unter dem erborgten Scheine der Freiheit, handhabten, waren zu ausschweifend, als daß sie nicht unbefangenen Patrioten hätten die Augen öffnen, und diese mit Nachdruck auffodern sollen, jenem Unfuge ein Ende zu machen. Diesen kühnen Plan entwarfen im Jahr ein tausend sieben hundert und sechs und fünfzig der Obrist Graf Brache, der Oberhofmarschall Baron Horn und der Obrist der königlichen Leibwache Graf Hardt. Ihre Absicht war, die Regierungsform wieder auf den Fuß zu bringen, wie sie in der glänzendsten Periode des Reichs, unter Gustav Adolph, gewesen war. Um aber das große Vorhaben ohne viel Blutvergießen zu Stande zu bringen, ward beschlossen, eine günstige Gelegenheit abzuwarten, die sich bei dem ungebührlichen Verfahren und der immer höher steigenden Arroganz und Gewaltanmaßung des Senats bald darbieten würde. Zugleich sollten Emissarien in den Provinzen, besonders im Dahllande, das Volk nicht nur auf eine solche Revolution vorbereiten, sondern es selbst zum ersten Werkzeuge ihrer Ausführung machen. Bei der Liebe, welche die Bauern für ihren König hatten, bedurfte es nur einer einfachen Schilderung seiner jetzigen unterdrückten und traurigen Lage, um sie gegen die

Unterdrücker in Harnisch zu bringen. Sobald man nun einer solchen Stimmung des Volks und eines Aufstandes der Dahlbauern zum Vortheile des Königs versichert seyn könnte, sollte der Reichsrath durch die Garden aufgehoben, und durch den Dahlaufruhr der Sturm der Regierungsveränderung von Provinz zu Provinz verbreitet werden.

Dieser wohlüberdachte Plan ward mit der grösten Verschwiegenheit betrieben, als sich eine Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Entwurfe einen höchst tragischen Ausgang gab. Der Baron Horn hatte nicht Geduld genug gehabt, die Vollführung der Revolution zu erwarten. Er ließ durch einige Vertraute, unter denen sich sogar ein königlicher Laufer, und drei Unteroffiziere befanden, den Pöbel in Stockholm zum Besten des Hofes aufhetzen. Nun versammelte sich das Volk am fünf und zwanzigsten Junius des Abends ganz unerwartet zu vielen Tausenden. Die Mißvergnügten wußten schon, daß der Graf Brache das Oberhaupt der Parthey sey, die eine Revolution im Sinne hatte. Sie schickten also an ihn drey Deputirte, die ihn, da sie ihn nicht zu Hause trafen, bei dem Grafen Hardt aufsuchten, ihn dort fanden, und erklärten, daß sie um Mitternacht alle bewafnet seyn würden, um gewisse Herren gefangen zu nehmen, welche den König kränkten und beschimpften. Hardt und Brache baten die Aufrührer, ruhig zu bleiben, und die Ausführung ihres Projekts auf eine gelegene Zeit zu verschieben. Aber vergebens. Nach einer Stunde waren eben die Abgesandten wieder da, und brachten die Nachricht, daß es mit dem Aufschube schon zu spat sey. Alles wäre schon in Bewegung, um sich auf dem Versammlungsorte zu vereinigen. In dieser kritischen Lage giengen beide Grafen zum Könige, um ihn zu bereden, seine Parthie

zu ergreifen, entweder zu siegen oder zu sterben. Allein zu diesem heroischen Schritte hatte der König nicht Entschlossenheit genug. Seinen friedlichen Neigungen war ein solcher Gewaltstreich durchaus zuwider. Alle Vorstellungen, selbst das Bitten und Anerbieten seiner Gemahlinn, sich in diesem entscheidenden Augenblicke mit ihm zu Pferde zu setzen, und ihn überall zu begleiten, waren vergebens.

Unterdessen war das Komplott schon entdeckt. Der Verräther war ein Unteroffizier von der Garde. Sogleich versammelte sich der Senat. Weil er sich nicht völlig auf die Garnison verlassen konnte, so wurde die Bürgerschaft zu den Waffen aufgeboten. Drohende Schaaren durchstrichen nun die Straßen, jagten die Mißvergnügten auseinander, und schleppten einen Haufen derselben in die Gefängnisse.

Hiemit ward der Aufruhr gestillt. Einige Häupter der Konspiration retteten sich durch die Flucht, aber mehrere andere, und unter diesen Horn und Brahe, wurden gefänglich eingezogen. Sie mußten sich zur Verantwortung vor ein sogenanntes geheimes Tribunal stellen, dessen Mitglieder von den Ständen aus ihren eigenen Mitteln gewählt wurden. Außer den Partheyen durfte niemand den Verhören dieses Forums beiwohnen, das mit der äußersten Willkühr verfuhr. Alle Bekenntnisse der Unglücklichen wurden durch die Tortur erzwungen, die damals in Schweden entsetzlich war. Die Entschuldigungen der Gefangenen fanden kein Gehör, und nach vier Wochen wurden Brahe, Horn und einige andere enthauptet. Ihr Verbrechen war von sehr zweifelhafter Beschaffenheit. Es hatte gar nicht den Anschein, daß ihr Vorhaben gewesen, den König zu einem unumschränkten Monarchen zu machen. Sie wollten ihn nur in seine gesetzmäßigen Rechte wieder einsetzen. Und da in einer

freien

freien Regierungsverfassung jede Usurpation der Gewalt, sie sey von Seiten der Krone oder von den Volkszweigen der Gesetzgebung, der Freiheit gleich gefährlich werden kann, so ist der Widerstand am Ende in dem einen Falle eben so gut zu rechtfertigen, wie in dem andern. Vergebens führte die Stimme der Unpartheilichkeit diese gegründete Reflexion zum Vortheile der Unglücklichen an, und vergebens verwendete sich der König mit seiner Gemahlinn bei den harten Richtern, und bat auf die erniedrigendste Art um eine Milderung des Urtheils. Man gab auf diese Bitte eine Antwort, die eben so unehrerbietig als verwegen abgefaßt war. Um indeß nicht naher Zeuge von den Martern und der Aufopferung seiner Freunde zu seyn, gieng der König gleich nach der Entdeckung des unglücklichen Komplotts mit seiner Familie nach Drottingholm.

3.

Der Kronprinz Gustav arbeitet der Herabwürdigung der königlichen Gewalt entgegen.

Einen tiefen Eindruck machten diese Proceduren auf den Kronprinzen Gustav, der am vier und zwanzigsten Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und sechs und vierzig gebohren war. Er besaß nicht den sanften, duldenden Sinn seines königlichen Vaters. Zwar hatten die Stände durch die Wahl seiner Erzieher dafür gesorgt, alle herrschsüchtigen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen, und ihm Liebe zur bestehenden Verfassung des Vaterlandes einzuflößen. Aber umsonst! Er empfand tief in seiner Seele die Schmach,

die

die sein Vater erfuhr, und in seinem feurigen Gemüthe entwickelten sich die Kräfte und Bestrebungen des ungenügsamsten Ehrgeitzes, der Herrschbegierde und der Eitelkeit. Die Beschränkung, worinn sein Vater von der Oligarchie des Reichsraths gehalten wurde, die mannigfaltigen Unannehmlichkeiten, welche für ihn, und selbst auch unverkennbar für sein Vaterland, daraus entstanden, widersprachen den Philosophemen seiner Erzieher zu laut, und griffen zu kräftig in seine Phantasie und Empfindung ein, als daß die ihm vorgepredigten Maximen zu Grundsätzen bei ihm hätten werden können. Seine scheinbare Selbstbeherrschung gieng in eine Kunst des Verbergens über. Er lernte immer mehr seinen Ehrgeitz und seine Herrschervorsätze und Bestrebungen hinter seinen Aeußerungen und seinem Betragen verstecken, und auf krummen Wegen suchen, was man, auf geraden zu erlangen, ihm immer mehr als gefahrvoll und unmöglich darzustellen suchte; bis er überzeugt wurde, daß auch Gewaltstreiche, zur rechten Zeit gewagt, gewinnen können, und er nun beide mit einander verband, oder abwechseln ließ.

Jemehr Gustav zum Manne reifte, desto lebhafter wurde bei ihm der Vorsatz, einst das Joch abzuschütteln, das seinen Vater drückte. Aber mit den Jahren verbarg er auch immer sorgfältiger, was in seiner Seele vorgieng. Aeußerlich schien er ganz der zu seyn, den seine Erzieher aus ihm haben machen wollen. Ein überaus geschmeidiges Wesen, höchst gefällige Sitten, und eine Freundlichkeit und Milde, die sich gegen jedem auf gleiche Weise äußerte, und alles, was sich ihm näherte, zu bezaubern schien, verbargen den immer heisser erglühenden Ehrgeitz und Thatendrang, hinter dem Scheine des anspruchlosesten Charakters. Ritterliche Uebungen, Beschäftigungen mit

den Wissenschaften und Künsten, emsige Betreibung der Redekunst, als Liebhaberey; die feinern Vergnügungen des geselligen Lebens, und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen seine Lieblingsneigungen zu seyn, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen in ihm lebhaft werden zu lassen. Um sich die Gunst des Volks zu erwerben, und die Lage des Reichs und den Zustand der Provinzen näher kennen zu lernen, unternahm er im Jahr ein tausend siebenhundert und acht und sechzig eine Reise durch die meisten Provinzen seines Vaterlandes, auf welcher er beide Zwecke auf das geschickteste und glücklichste erreichte. Seine Freundlichkeit und Herablassung erwarb ihm überall eine fast enthusiastische Liebe; ja schon sein ächt schwedischer Dialekt, den man seit einem halben Jahrhunderte von keinem Könige mehr gehört hatte, war hinreichend, ihn zum Idol des Volks zu machen. Nichts entgieng seiner Aufmerksamkeit, und auf jeden Zweig der Landesadministration richtete er seine Aufmerksamkeit. Die mannigfaltigen Klagen und Beschwerden, die bei ihm einliefen, brachten seine Kenntniß der nachtheiligen Administration zu der lebhaftesten Anschauung, und begründeten bei ihm den Entschluß, sobald als möglich zur Abhülfe dieser verderblichen Mängel thätig zu wirken.

Als Gustav wieder nach Stockholm zurückgekommen war, machte er seinen Vater mit den bei ihm eingegangenen Beschwerden und seinen eigenen Beobachtungen über den traurigen Zustand des Reichs bekannt, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit ernstlicher und wirksamer Maaßregeln. Wie nun der Reichsrath dem Könige eine Akte zum Unterzeichnen zuschickte, so vermochte ihn Gustav, von den bedeutendsten Mitgliedern der Hofparthie unterstützt, daß er nicht unterzeichnete, sondern vielmehr in einem Schreiben auf die Zusam-

menberufung eines ausserordentlichen Reichstages drang, um auf selbigem den gerechten Klagen der Nation abzuhelfen. Er würde, fügte er hinzu, wofern der Reichsrath, gegen sein Erwarten, seinen Vorschlag nicht annähme, einer Regierung entsagen, die ihm bei dem immer tiefern Versinken des Reichs und unter dem Seufzen seiner durch Auflagen beinahe erdrückten Unterthanen länger zu führen unerträglich sey.

Von Seiten des Reichsraths erfolgte hierauf keine Antwort. Endlich erklärte man, die Gründe für und wider die Zusammenberufung eines Reichstages bedürften einer genauern Erwägung; man bat zugleich den König, daß er von seinem verfassungswidrigen Vorsatze abgehen möchte. Allein Adolph Friedrich blieb fest bei seinem Entschlusse, welches um so mehr Sensation machte, da dieß ein König that, dem man bisher nichts weniger als Entschlossenheit und Festigkeit zugetraut hatte. Er begab sich am fünfzehnten December des Jahres ein tausend sieben hundert und acht und sechzig in den Reichsrath, foderte nochmals die Zusammenberufung der Stände, und da man auch jetzt keine Geneigtheit bezeugte, dieser Foderung zu entsprechen, so erklärte er: daß er, unter solchen Umständen, sich unfähig fühle, seiner Bestimmung ein Genüge zu leisten, und daher die Regierung niederlege. Er verließ darauf die Versammlung, und begab sich in sein Zimmer.

Ueber diese unerwartete Aeußerung des Königs betroffen, suchte der Reichsrath ihn zur Zurücknahme derselben zu bewegen. Allein dieser beharrte nicht nur, sondern der Kronprinz, die Seele der ganzen Unternehmung, gieng unmittelbar darauf mit gehörigem Gefolge in alle Kollegien der Stadt, machte den Entschluß seines Vaters bekannt, und notificirte zugleich,

daß künftig nichts mehr unter königlicher Unterschrift und Stempel ausgefertigt werden dürfte. Er foderte im Kanzleykollegium die Auslieferung dieses Stempels; man schlug dieß Verlangen aber ab, weil der Präsident nicht zugegen sey. Zugleich wurde überall eine Druckschrift ausgetheilt, worinn die Gründe angeführt waren, die den König zu diesem Schritte vermocht hätten. Die Bestürzung war unter dem Volke allmein. Alle Kollegien, das Militair und die Bürgerschaft schlugen sich zur Parthey des Königs, ohne den man nicht seyn konnte, und nicht seyn wollte. Vergebens versuchte der Senat von neuem, den Regenten von seinem Entschlusse abzubringen. Als er sah, daß seine Bemühungen fruchtlos waren, wandte er zuletzt noch alle Mittel der Interpretation und Spitzfündigkeit an, um die Schreckbilder des Volks zu verscheuchen. Er behauptete in dieser Absicht, daß es einerley sey, ob der König die Regierung niedergelegt habe, oder nicht. Es falle dadurch blos Eine Stimme im Reichsrathe weg, welches die Mehrheit der Stimmen nicht aufheben könne. Ueberdem sey seit dem Jahre ein tausend sieben hundert und fünf und fünfzig festgesetzt gewesen, den königlichen Stempel zu Senatsbeschlüssen zu gebrauchen, wenn der König seine Einwilligung versagte. Also auch hierinn mache die Niederlegung der Krone keinen Unterschied.

Auf diese und andere Vorstellungen antworteten aber alle Kollegien, daß Schweden nach den Grundsätzen eben so wenig ohne einen König, als ohne Senat regiert werden könne, und daß alle Geschäfte daher stille stehen müßten, bis die Stände zusammen berufen würden. Diese Weigerung, dem Reichsrathe vor der Zusammenberufung der Stände zu gehorchen, und die Erklärung des Chefs der in Sockholm liegen-

den

den Regimenter, daß sie unter den jetzigen Umständen für den Gehorsam der Soldaten nicht bürgen könnten, zwangen den Senat endlich, in den verlangten Reichstag zu willigen. Sobald dieß geschehen war, nahm der König die Regierung wieder an, und das bisherige Interregnum, das nicht volle sechs Tage dauerte, hatte ein Ende.

Der Reichsrath verlegte, aller Vorstellungen des Königs ungeachtet, die Reichsversammlung nach Norköping, einer Stadt in Ostgothland, die wegen ihrer Entfernung und wegen lokaler Unbequemlichkeit durchaus kein passender Ort war. Die Partheywuth trieb hier wieder ihr Unwesen mit aller Ausgelassenheit, und weder Rußland noch Frankreich ließen es an Bestechungen fehlen, um Entschließungen zu bewirken, wie es ihr Interesse heischte. Für den König schienen die Verhandlungen indessen eine günstige Wendung zu nehmen. Die Reichsräthe wurden darüber zur Rechenschaft gezogen, daß sie öffentlich zu behaupten sich erdreustet hätten, das Reich könnte wohl ohne einen König regiert werden. Weil sie sich über diesen und andere Punkte nicht genugsam zu rechtfertigen wußten, so wurden sie ihres Sitzes beraubt, des Zutrauens der Reichsstände für unwürdig erklärt, und zu den Kosten verdammt, welche die Verlegung des Reichstages nach Norköping verursacht hatte. In ihre Stellen traten Männer, welche weniger darauf bedacht waren, die königliche Gewalt zu unterdrücken, und alles ließ sich dazu an, daß eine heilsame Reform bezwekt werden könnte. In allen vier Ständen war die Pluralität jetzt so königlich gesinnt, daß die gestürzte antiroyalistische Parthey laut sagte: es wäre nunmehr um die Freiheit der Nation geschehen. Aber alle diese schönen Erwartungen des Hofes giengen bald wieder in Trümmern. Es wurden zwar verschiedene neue

Verordnungen vorgeschlagen, die eine große, wo nicht gänzliche Veränderung in dem System der Verfassung hervorgebracht haben würden. So z. B. sollte der König das Recht erhalten, ohne Zustimmung des Reichsrathes Bündnisse zu schließen und Krieg anzufangen, ein Vorrecht, welches Frankreich kräftig unterstützte, indem es auf diese Weise die ganze schwedische Kriegsmacht leichter zu seinem Zwecke erhalten zu können hoffte. Allein nachdem lange über diesen Punkt, so wie über viele andere, anhaltend und ungestümm gefochten worden war, so ward endlich jede Neuerung in der Verfassung für unzweckmäßig erklärt. Alles blieb beim Alten, und der König hatte von der ganzen Gährung und von den großen Auftriten und Vorfällen keinen weitern Vortheil, als daß ihm künftig die Ernennung eines Justizkanzlers vorbehalten, und ihm von den Ständen versprochen wurde, die Bezahlung seiner Schulden, die sich auf zwanzig Tonnen Goldes beliefen, zu übernehmen.

Adolph Friedrich besaß auch nicht die Eigenschaften, durch die große Reformen bewirkt, und durchgreifende Veränderungen veranlaßt werden. Sein stiller Charakter trug viel dazu bei, daß er nach wie vor ein Spiel der Partheyen blieb. Der Hang zur Ruhe, der ihm von jeher eigen war, verstärkte sich überdieß mit seinen Jahren. Für häusliche Glückseligkeit mehr, als für den Thron geschaffen, wußte sein Herz nichts von dem Ehrgeitze, der nach Gewalt dürstet, und ihm fehlte auch der Muth, der jenen zu begleiten pflegte. Sein Lebensende war auch naher, als man dachte, und am zwölften Februar des Jahres ein tausend sieben hundert und ein und siebenzig verließ er einen Thron, der ihm wenig Freude gebracht hatte, im ein und sechzigsten Jahre seines Alters. Am Morgen seines Todestages war er noch frisch

und

und gesund, und am Abend heiter und vergnügt bei einem Hoffeste. Um acht Uhr empfand er eine Beklemmung der Brust, und entfernte sich in ein Nebenzimmer. Die Königinn folgte ihm voller Bestürzung, und sank sinnlos nieder, als ihr Gemahl sagte: er fühle den Tod und wünsche seine Kinder zu sehen. Dieß waren seine letzten Worte. Wenige Augenblicke nachher hatte ihn ein Schlagfluß schon getödtet.

4.

Gustav, als König, erwirbt sich die Liebe des Volks.

Der Thron kam nun an den ältesten Prinzen des Königs, der unter dem Namen Gustav der Dritte sich so merkwürdig nicht nur in der schwedischen, sondern überhaupt in der Regentengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts machte. Er hatte erst seit Kurzem sein Vaterland verlassen, um einige auswärtige Reiche zu besuchen, und befand sich gerade in Paris, wo ihn der Hof mit ausgezeichneter Achtung behandelte, als sein Vater in Stockholm starb. Die Reichsstände, ohne deren Einwilligung diese Reise nicht hätte unternommen werden dürfen, hatten sich nur ungerne entschlossen, die Reise zu erlauben. Ein Glied des Ritterstandes hatte sich nachdrücklich über die Gefährlichkeit derselben erklärt, weil der Kronprinz, als ein junger Mann von Talenten, unumschränkte Regierungen würde kennen lernen, und dadurch leicht versucht werden könnte, eine Anwendung davon auf das schwedische Reich zu machen. Dadurch dürfte dann, hieß es, die Absicht des jugendlichen Unterrichts vereitelt werden, in welchem

chem seine Lehrer ihm, gegen alle Geschichte, Schwedens Grundgesetze, als der Souverainität entgegen, vorgestellt, und das Glück eines beschränkten schwedischen Königs mit den lebhaftesten Farben geschildert hatten.

Es bedurfte aber bei Gustaven nicht erst einer Reise ins Ausland, um diese Lehren zu vernichten, und neue Ansichten zu gewinnen. Er war unterrichtet genug, um die Foderungen leidenschaftlicher Partheyen von den Gerechtsamen einer Konstitution zu unterscheiden, und sein Ehrgeitz legte es ihm nahe genug, die engen Schranken der Dienstbarkeit gegen die weitern Umkreise der königlichen Herrschaft zu vertauschen. Er war daher schon ganz entschlossen abgereist, einst eine Veränderung in der Verfassung des Reichs zu bewirken, und er wußte seinen Aufenthalt am französischen Hofe klüglich zu benutzen, um sich die Ausführung zu erleichtern. Zwar konnte Frankreich bei der bisherigen Verfassung Schwedens eines freien Spiels seines Einflusses gewiß seyn, allein es hatte doch bisher öfters gesehen, daß die Ausführung durch die schlechte Lenkung mißlinge. Daher unterstützte es Gustavs Absichten, der zur nemlichen Zeit an der Wiederherstellung der Souverainität arbeitete, als er sie zu verabscheuen feierlich angelobte.

Sogleich nach seines Vaters Tode war er nemlich zum Könige ausgerufen, und der Graf von Scheffer abgesandt worden, um ihm die Nachricht davon, sammt der sogenannten Versicherungsakte zur provisorischen Unterschrift zu überbringen. In dieser Akte wurde der König eidlich verpflichtet, die nach Karls des Zwölften Tode (im Jahr 1720) eingeführte beschränkte Regierungsform anzuerkennen, und alle, welche auf die Wiederherstellung der unbeschränkten Königsgewalt denken, oder dazu Versuche machen wür-

würden, für seine und des Reichs Feinde und Verräther zu erkennen. Gustav unterschrieb, weil vor der Hand kein anderer Ausweg für ihn möglich war, und eilte nun, die Geschäfte zu beendigen, die ihn eigentlich und insgeheim nach Paris gezogen hatten. Dieß gieng jetzt desto schneller und glücklicher, da der Unterhändler mittlerweile ein König geworden war. Schweden hatte, von dem siebenjährigen Kriege her, an Frankreich noch eine Foderung von beinahe anderthalb Millionen Thalern. Die eine Hälfte dieser Summe ward Gustaven nun sogleich in Paris ausgezahlt, mit dem Versprechen, daß auch die andere folgen sollte, wenn er sie dazu nützen würde, die schwedische Staatsform durch eine Revolution zu ändern: überdieß verstand sich der französische Hof zu sehr beträchtlichen jährlichen Subsidien. Und nun trat der junge König ohne weitern Verzug die Rückreise nach Schweden an. Von dem französischen Hofe sowohl, als der Nation hatte er jede Art der Beweise von Achtung und Beifall erhalten, und erhielt sie überall, wo er auf seiner Rückreise verweilte. Ein berühmter französischer Gelehrter (d'Alembert) schrieb an Friedrich den Großen von Preußen: „Ihr würdiger Neffe scheint ganz in Ihre Laufbahn eintreten zu wollen. Er nimmt aus Frankreich die allgemeine Verehrung und Liebe mit." Merkwürdig ist besonders das, was Friedrich selbst, den Gustav in Berlin besuchte, an den nemlichen Gelehrten nachher schrieb: „Der junge Fürst ist, hieß es unter andern, liebenswürdig und voll Kenntnisse; aber wie viele Gelegenheit wird er finden, seine Standhaftigkeit zu üben. Es ist ein schröckliches Schicksal, in jenem Lande König zu seyn."

Gustav reiste indessen voll froher Hofnungen in das Land zurück, worinn es damals allerdings etwas

schröck-

schröckliches war, König zu seyn. Um seinem Unternehmen die Gunst des Volkes zu gewinnen, bemühte er sich dieselbe erst seiner Person zu verschaffen. Dieß suchte er vorzüglich durch eine nie gesehene Leutseligkeit und leichte Mittheilung gegen alle Unterthanen zu erreichen. Noch ehe er das Reich betrat, erklärte er in einem Briefe an den Reichssenat, daß er seine Regierung mit Verbesserung der Staatswirthschaft anfangen wolle, um die Lasten des Volkes zu erleichtern. In dieser Absicht wurde die französische Schauspielergesellschaft in Stockholm gleich abgedankt, und in eben dieser Absicht untersagte er allen Aufwand und alle kostbaren Anstalten bei seinem Empfange im Reiche. Statt sich mit dem Beschauen der Ehrenpforten und Illuminationen, und mit der Annahme von Lobgedichten zu beschäftigen, wie sonst wohl geschieht, besah er auf seiner Reise in seinem Staate die öffentlichen Anstalten, erkundigte sich aufs genaueste nach dem Zustande seiner Unterthanen, uud fesselte durch seine Popularität ihre Herzen unwiderstehlich. In Karlskrona besuchte er unter andern die Kasernen der Matrosen. Es war eben Mittag, und die Leute aßen ihre Erbsensuppe. Als sie beim Anblicke des Königs bestürzt und ehrfurchtsvoll aufstanden, befahl Gustav ihnen, sich wieder zu setzen und fortzuessen. „Kinder, ich habe diese Stunde bestimmt euch zu besuchen, weil ich euer Gast seyn, und eure Suppe versuchen will.“ Und damit ließ er sich von dem nächsten Matrosen einen Löffel geben, kostete die Suppe und gab den Löffel mit einem kleinen Geschenke zurück. Der Admiral, welcher den König begleitete, bot dem Matrosen nachher für diesen Löffel eine ansenliche Summe Geldes. Allein dem Matrosen war der Löffel für kein Geld feil; er schnitt mit seinem Messer den Namen Gustav's und diesen Vorfall auf denselben, und verwahrte ihn als Heiligthum für seine Familie.

In

In Stockholm wurde Gustav unter dem allgemeinen Freudengeschrey des Volkes empfangen: „Es lebe Gustav, unser König, unsere Hofnung!“ Sobald er im Senate als König Sitz genommen hatte, ließ er bekannt machen, daß an den drei ersten Tagen jeder Woche alle Personen, die ein erhebliches Anliegen hätten, ohne Ausnahme bei ihm freien Zutritt haben sollten. Sie sollten sich nur um die bestimmte Zeit im Vorgemache einfinden, wo sie von dem gegenwärtigen Kammerherrn aufgezeichnet, und nach der Ordnung, wie sie sich eingefunden, ohne Rücksicht auf den Stand, bei ihm eingeführt werden sollten. Bei diesen Audienzen ließ er sich in die geringsten Angelegenheiten der Hülfesuchenden ein, und half, wo er helfen konnte. Ein Bauer aus dem Dallande, dem er seine Bitte gewährt hatte, sagte beim Weggehen: „Gott bewahre dich; ich reise vergnügt von dir. Meine Landsleute würden meiner Erzählung nicht glauben, wenn sie dieß von dir geschriebene Papier nicht sähen. Sie werden sagen, daß du ein guter Vater bist, und wenn du je deiner Kinder bedarfst, so werden wir alle, die in den drei Thälern wohnen, auf jeden Wink für dich bereit seyn.“ — Auch die Sorgfalt, womit Gustav bei der damaligen Theurung der Früchte häufig alle Arten von Brod von den Läden der Bäcker, die nach einer gewissen Taxe verkaufen mußten, unversehens hinwegholen und in seiner Gegenwart im Reichsrathe abwägen ließ, machte ihn zum Idol des Volkes. Im Feuer des Dankes schrieb man sein Betragen blos auf reines Wohlwollen, und man vergaß oder bemerkte nicht, daß Ehrgeitz und künftige Entwürfe auf sein Betragen viel Einfluß hatten.

Zu eben der Zeit, da der junge liebenswürdige Monarch die Herzen des Volkes immer stärker an sich zog, diente ihm das eigennützige, die Unterthanen drü-

drückende Verfahren der herrschenden Parthey zur Grundlage der von ihm entworfenen Regierungsveränderung. Die Mützen wollten es auf dem bevorstehenden Reichstage dahin bringen, daß die Reichsstände nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die vollziehende Gewalt erhalten möchten. Der größte Theil der Hüthe stimmte für die Leitung des Reichsrathes; die übrigen trugen auf eine Erweiterung des königlichen Wirkungskreises an. Bei der Eröffnung des Reichstages, im Junius des Jahres ein tausend sieben hundert und ein und siebenzig, legte Gustav die erste öffentliche Probe seiner Beredsamkeit ab, die einen um so größern Eindruck machen mußte, je weniger man daran gewöhnt war, Könige bei solchen Gelegenheiten selbst reden zu hören. „Gebohren und erzogen unter euch, sagte er am Schlusse seiner Rede, hab' ich von früher Jugend an gelernt, mein Vaterland zu lieben und es für mein schönstes Loos erachtet, den Namen eines Schweden zu führen. Ein glückliches Volk leiten, ist mein größter Wunsch: erster Bürger eines freien Volkes zu seyn, das stolzeste Ziel meines Ehrgeitzes. — Ich habe das Ausland gesehen. Ich habe, aus Büchern und in der Welt, die Denkart, die Staatsformen, den mehrern oder mindern Wohlstand der Völker mit Sorgfalt studirt. Dadurch ist es in mir zur Ueberzeugung geworden, daß nicht unumschränkte Gewalt noch Pomp, nicht allzustrenge Sparsamkeit und vollgefüllte Schatzkammern, die Bürger eines Staats glücklich machen, sondern Vaterlandsliebe und Einigkeit. An euch allein liegt es, das glücklichste Volk auf der Oberfläche der Erde zu werden. Laßt uns dahin arbeiten, daß dieser Reichstag durch Vertilgung des Hasses, aller Nebenrücksichten, nur zum Gemeinwohl, ewig glänze in den Jahrbüchern Schwedens.“

So

So stark aber im Ganzen der Eindruck war, den diese Rede machte, so blieb er doch in der Hauptsache wirkungslos. Der König ermahnte auf das Nachdrücklichste zur Eintracht, und bald zeigte sich, daß der Partheygeist und die Zwietracht nie thätiger und wirksamer gewesen waren, als auf diesem Reichstage. Der König wandte nun auch als Vermittler, wenigstens scheinbar, die emsigste Bemühung an, Eintracht zu bewirken. Allein es schien, als ob seine Bemühung der Zwietracht nur noch mehr Nahrung gäbe, und vielleicht war dieß auch schon damals das, was der König eigentlich nur heimlich wünschte.

Acht Monate dauerte bereits der Reichstag, und noch hatte man sich mit nichts weiter, als mit der Revision der Schenkungsakte beschäftigt. Als man sie endlich dem Könige vorlegte, unterzeichnete sie dieser, ohne sie gelesen zu haben. „Ich hoffe, sagte er, man hat dabei das Beste des Reichs zum Zwecke gehabt, und diesen Schwur hab' ich lange schon in meinem Herzen abgelegt." Ohne Zweifel war es ihm nicht unbekannt, daß in dieser Schrift unter anderm die Worte stunden: „nicht im geringsten ehrgeitzig seyn zu wollen." Indessen genügte dem Reichsrathe die Unterschrift, und es wurde darauf zur feierlichen Krönung geschritten. Eine Meile von Upsala, in einer mit Gras bewachsenen Ebene, sind die sogenannten Morasteine, ein noch jetzt sichtbares Trümmer aus der grauen Vorzeit, wo vom eilften Jahrhundert an bis herab in's fünfzehnte, die Könige der Schweden gekrönt worden waren. Um die Kosten der Feierlichkeit zu mindern, zugleich auch um den Schweden einmal wieder ein Nationalschauspiel in heroischer Manier zu geben, hatte Gustav erst gewünscht, daß ihm hier die Krone aufgesetzt werden möchte; doch zog man die Hauptstadt vor, wo diese Krönung mit einem Pompe

ge-

gefeiert ward, der sieben und zwanzig Tonnen Goldes verschlang. Gustav verewigte übrigens das Andenken seines Krönungstages durch die Stiftung des Wasaordens, durch den von nun an die Verdienste um den Ackerbau und die Oekonomie auf eine ausgezeichnete Art belohnt werden sollten.

5.

Vorbereitungen zu einer Revolution, von Gustav mit vieler Klugheit angelegt.

Die schwedischen Stände glaubten jetzt wieder einen König zu haben, wie sie ihn wünschten; eine Staatspuppe, die ohne ihr Zuthun nichts thun und unternehmen könnte. Aber während sie nach der Krönung fortfuhren, über die Angelegenheiten des Reichs zu berathschlagen, wälzte Gustav immer lebhafter den Gedanken, die Fesseln zu brechen, die ihm, der sich zu etwas Größerem gebohren fühlte, als blos unter seinem Hofgesinde zu figuriren, immer unleidlicher wurden. Indem er der ihm vorgelegten, die königliche Gewalt so sehr beschränkenden Konstitution, seine Zustimmung gegeben hatte, stand nicht nur schon der Entschluß, sie zu vernichten, in seiner Seele fest; sondern er hatte auch schon angefangen, die Ausführung dieses kühnen Entschlusses zu betreiben. Indem er sich scheinbar allein dem Genusse ländlicher Ruhe auf seinen Lustschlössern und den anspruchlosen Beschäftigungen mit den Künsten und Wissenschaften widmete, verbreitete er seine geheime Thätigkeit durch das ganze Königreich, um die Volksstimmung zu erforschen und seinen Absichten gemäß zu organisiren. Ohne Rückhalt, aber auch dem Scheine

nach

nach ganz absichtslos erzählten die königlichen Emissarien in den Provinzen die neuesten Vorgänge auf dem Reichstage, die Gewaltthätigkeiten und den Eigennutz der herrschenden Parthey, und die bedaurenswerthe Lage des Königs.

So kamen immer mehr Nachrichten unter das Volk, welche die Unzufriedenheit nährten. Da erfuhren die Bürger, daß ihre Häupter nichts weniger als große und bedeutende Männer, sondern höchst mittelmäßige und selbst schwache Köpfe wären, die weiter keine Kunst besäßen, als sich zu Orakeln einer wenig oder gar nicht denkenden Pluralität aufzuwerfen, und deren Genie sich vorzüglich nur da wirksam und erfinderisch bewiese, wo es darauf ankäme, sich auf Kosten der Nation zu bereichern. Zu den Unordnungen, die aus dieser traurigen Veranlassung der jetzigen Regierung entsprangen, kam noch ein anderes Uebel, wodurch die Nation für den Augenblick noch mehr gedrückt und zum Murren gereitzt wurde. Dieß war ein schröcklicher Getreidemangel, und in mehrern Gegenden eine drückende Hungersnoth, die, von Seuchen und Krankheiten begleitet, damals einen großen Theil von Europa heimsuchte. Man schob die Schuld davon auf die Nachläßigkeit und die verkehrten Maaßregeln der jetzigen Gewalthaber. Diese waren aber allerdings nicht daran Schuld, indem sie große Vorräthe von Getreide zur Vertheilung an die Statthalter verschiedener Provinzen geschickt hatten. Aber mehrere dieser Statthalter wurden von der Hofparthey und den Emissarien des Königs vermogt, die Vorräthe zurückzuhalten. Man hätte kein besseres Mittel wählen können, den Unwillen des Volks gegen die jetzige Regierung aufs höchste zu treiben. Der Erfolg bewies auch, daß die Politik, die dieses Mittel ersann, sich nicht irre.

Auf dem Reichstage nährte Gustav eben so in Geheim die Streitigkeiten, welche zwischen dem Ritterstande und den drei übrigen Ständen bereits zu einer fast gänzlichen Spaltung geworden waren. Er gieng dabei mit einer Vorsichtigkeit, Klugheit und Sicherheit zu Werke, von der in ähnlichen schwierigen Verhältnissen und bei jungen Männern seines Alters sich in der Geschichte nur wenig ähnliche Beispiele finden dürften.

Die Zänkereyen der Reichsstände, welche die Aufmerksamkeit eines großen Theils, sonst den König belaurender Beobachter an sich hefteten, erleichterte ihm freilich seine geheime Wirksamkeit um vieles. Der grenzenlose Uebermuth der drei untern Stände brachte den Adel fast bis zur Verzweiflung. Man unterwarf das Verfahren des Reichsrathes einer Untersuchung und beschloß dessen Absetzung. Die herrschende Parthey der Mützen war vom Taumel ihres Glücks ganz hingerissen. Der Hauptparthey wurde von Seiten der französischen Macht, die sie bisher unterstützt hatte, zu wissen gethan, daß alle Geldzuflüsse künftig aufhören würden. Da nun manche Mitglieder derselben keine andere Unterhaltungsquelle hatten, so mußten sie sich an den König um so enger anschließen. Diejenigen, die sich gegen jede Veränderung der Regierungsverfassung ganz laut geäußert hatten, entfernten sich aus der Hauptstadt. Unter ihnen zeichnete sich der Graf Axel Fersen, eines der geistvollesten Häupter der Hutparthey, und einige Zeit der eigentliche Regent Schwedens, aus. Da er Oberster der Garde war, so war seine Abreise von Stockholm für Gustavs Plan sehr günstig.

Die Ausführung dieses Plans konnte dem Könige blos eine ansenliche militairische Macht sichern. Gustav fieng damit an, ein ansenliches Officierskorps

für

für seine Sache zu gewinnen. Die Gelegenheit hierzu verschaffte er sich durch taktische Uebungen, die er von hundert und fünzig Offizieren, unter dem Befehl des Obersten Sprengtporten, eines sehr unternehmenden Mannes, und eines seiner eifrigsten Anhänger, vornehmen ließ. Er wußte, dieser Uebungen selbst beiwohnend, durch seine Freundlichkeit, die Offiziere so zu bezaubern, daß sie bald die innigste Ergebenheit gegen ihn fühlten. Durch ihre Bemühungen wurden die Garden und der größte Theil der übrigen Besatzung in Stockholm bald für den König gewonnen. Wo ihre schlaue und scheinbar absichtslose Ueberredung nicht ganz hinreichte, da wurde französisches Geld gebraucht. Mit diesem Zaubermittel reichlich versehen gieng Sprengtporten auch nach Finnland, um dort zur gehörigen Zeit einige tausend Mann zum Uebersetzen nach Stockholm, und zur Unterstützung des Königs in Bereitschaft zu haben. Die Brüder des Königs übernahmen es, die Rebellion in den Provinzen zu leiten, während der König sie in der Hauptstadt beginnen würde. Der älteste hatte sich nach Schonen begeben, unter dem Vorwande, seine Mutter, die einen Besuch bei ihrem Bruder, dem Könige von Preußen, abstattete, dort zu empfangen; und der jüngste hielt sich, wie man sagte, um den Gesundbrunnen zu Medevi zu gebrauchen, in Ostgothland auf. Im ganzen Lande wurde ein Flugblatt unter dem Titel verbreitet: „Das Reich der Finsterniß und der Gewalt; zum Andenken des Hungers im Jahr 1772," welches offenbar Empörung predigte. Zu gleicher Zeit wurde an den öffentlichen Plätzen in Stockholm ein Papier angeschlagen, worinn die Einwohner zum Aufstande aufgefodert wurden, und in mehrern Provinzen wurden bedenkliche Gährungen wahrgenommen, welche den baldigen Ausbruch eines völligen Aufruhrs anzukündigen schienen.

Der

Der Reichstag war indessen viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er eine ernstliche und thätige Aufmerksamkeit auf alles dieß hätte anwenden können. Es wollten zwar glaubwürdige Personen versichern, daß der König an einem Umsturz der Konstitution arbeite; aber niemand konnte bestimmt angeben, welcher Mittel er sich dazu bedienen würde? welches das Signal des Losbruches seyn sollte. Man verlohr sich darüber in Muthmaßungen aller Art. Einige schloßen aus dieser Ungewißheit, daß nichts am ganzen Plane sey; andere zeigten voll Selbstgenügsamkeit, daß der König einen Versuch von der Art gar nicht unternehmen könne; der größte Theil war überzeugt, daß, wenn er ihn auch wirklich unternähme, es doch ein leichtes seyn würde, ihn zu vernichten. Einige Glieder des Reichstages waren in so hohem Grade Sklaven des fremden Goldes, daß sie selbst solchen Punkten, die aufs engste mit ihrem eigenen Wohl verknüpft waren, ihre Genehmigung versagten. Die drei untern Stände schwelgten im Genusse der Macht, welche die Konstitution ihnen gab, ihre Schlüsse trotz dem Widerspruche des Adels durchzusetzen; der Adel, bis zur letzten Schanze zurückgedrängt, vergaß nun auch die Rücksicht aufs Gemeinwohl; er wurde immer geneigter, seine Rechte lieber dem Könige hinzugeben, der doch ein solches Opfer wenigstens noch schätzen würde, als sich von rachgierigen Mitbürgern erdrücken zu lassen. Allein jetzt war man auch zu dem Augenblicke vorgerückt, der das Schicksal der Konstitution entschied. Einige sehr bedeutende Männer hatten sich mit dem Könige zum Umsturz derselben verbunden. Eine neue Konstitution war entworfen, und der Moment zur Ausführung der Revolution vorbereitet.

Unter

Unter den Offizieren, welche Gustav seit seiner Zurückkunft in seine Gesellschaft gezogen hatte, befand sich ein Kapitain, Abraham Hellichius, der Sohn eines Geistlichen aus Schonen, voller Ehrgeitz und Muth. Er hatte lange, aber vergebens nach dem Adel gestrebt, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, sich hervorzuthun. Der König bemerkte diese und andere, seinem Vorhaben angemessene Stimmungen seines Charakters bald, gab ihm sein Vertrauen, und wählte ihn zum Hauptwerkzeuge bei der Ausführung seiner Absichten. Hellichius war damals Interims-Kommandant von Christianstadt, einer der wichtigsten Festungen in Schweden. Nach dem verabredeten Plane sollte er an einem bestimmten Tage einen Aufruhr unter der Garnison in Christianstadt veranstalten, die Thore schließen, sich der Festungswerke bemächtigen, und zugleich ein Manifest gegen die Stände bekannt machen, in welchem das Elend des Volks, die drückende Theurung und die ganze Zerrüttung des Landes blos dem fremden Einflusse und den bestochenen Gesinnungen der Reichsversammlung zugeschrieben würde. Zu gleicher Zeit sollte er einen Offizier an den Prinzen Karl, des Königs ältesten Bruder, abschicken, der diesem, unter dem Vorwande, daß er entflohen sey, den Vorfall berichten, und ihm dadurch Gelegenheit schaffen sollte, die Offiziere der benachbarten Regimenter zu bewegen, ihre Truppen unter des Prinzen Kommando zu versammeln, um — die ausgebrochene Rebellion zu dämpfen.

Hellichius begann das Spiel am zwölften August des Jahres ein tausend sieben hundert und zwei und siebenzig, und führte seine Rolle auf's Beste aus. Er gab durch einige eigenmächtige Handlungen, die ihm Verantwortung zuziehen konnten, Gelegenheit, daß man ihm Verdruß machte. Dieser Verdruß mußte

ihm Anlaß geben, nun ohne Rückhalt zu sprechen und den Empörer ohne Larve zu spielen. Die Garnison, freilich nur dreihundert Mann, war sogleich auf seiner Seite. Er bemächtigte sich des Zeughauses, ließ Kanonen auf die Wälle fahren, setzte den Stadtmagistrat ab, sperrte die Stadt, bereitete sich zur hartnäckigsten Gegenwehr, und ließ in Christianstadt und in der umliegenden Gegend ein Manifest vertheilen, worinn er mit seiner Garnison den sogenannten Reichsständen alle Achtung und Gehorsam aufkündigte, weil sie alle Bande des Rechts und der Billigkeit zerrissen, der drückenden Hungersnoth nicht vorgebeugt, Nahrung, Handel und Geldumlauf in Verfall gebracht, die allgemeine und besondere Sicherheit verletzt, und die gesetzmäßige Gewalt des Königs geschändet hätten. „Brave Schweden, hieß es am Schlusse, die Bahn ist jetzt gebrochen. So lange der König und das Vaterland nicht erhalten, was ihnen gebührt, wird jeder von uns lieber sterben als die Waffen niederlegen. Kommt zu uns, überzeugt euch von der Redlichkeit unserer Absichten, und dann macht gemeine Sache mit uns."

Dieser Aufruf wirkte. Nicht nur die Bürgerschaft in Christianstadt, sondern auch die Landleute in der umliegenden Gegend traten ohne Bedenken auf die Seite der Mißvergnügten und verwünschten den Reichsrath.

Nun war's Zeit, daß auch des Königs Bruder, der Prinz Karl, welcher sich etwa acht Meilen von Christianstadt, zu Landskrona aufhielt, seine Rolle öffentlich zu spielen begann. Der Verabredung gemäß entwischte ein zum Scheine in Christianstadt arretirter Offizier aus dem Verhafte und aus der Festung, und eilte zu dem Prinzen Karl nach Landskrona, um ihm die Nachricht von diesem vorgespiegelten Aufruhre zu über-

überbringen. Der Prinz versammelte die angesehensten des schonischen Adels, die sich damals bei ihm zu Landskrona aufhielten, und verlangte ihre Meinung zu wissen: ob es nicht rathsam sey, sogleich die in dieser Provinz liegenden Regimenter zu versammeln, und gegen Christianstadt zu marschieren, und den hier ausgebrochenen Aufruhr, ehe er sich weiter verbreiten könne, in der Geburt zu ersticken.

Nach der bestehenden Konstitution durften, während eines Reichstages, im Reiche keine Truppen versammelt und in Bewegung gesetzt werden. Hier schien aber der Nothdrang eine Anomalie zu rechtfertigen. Die angesehensten vom Adel, unter ihnen der Feldmarschall Graf Hamilton, gaben nicht nur dem Vorschlage des Prinzen willigen Beifall, sondern munterten ihn auch auf, keine Zeit zu verlieren. Sogleich wurden nun die nöthigen Maaßregeln getroffen. Nach den gemachten geheimen Vorbereitungen war der Prinz sicher, bei dem Militair selbst keine Widersetzlichkeit zu erfahren. Er machte ebenfalls ein Manifest bekannt und erschien unter den Wällen von Christianstadt, um die Uebergabe zu begehren oder eine Belagerung zu beginnen. Die Auffoderung wurde zurückgewiesen, und nun wurde die Festung angegriffen und vertheidigt. Doch wußte man sich bei diesem Kriegsspiele so geschickt zu benehmen, daß niemanden etwas zu Leide geschah, so ernstlich es auch gemeint zu seyn schien.

6.

Das Gewitter nahet sich dem Ausbruche.

Die Nachricht von diesen Gährungen erweckte in Stockholm große Bestürzung, und ein geheimer Aus-

 schuß

schuß des Reichstages war voll Thätigkeit, den Empörungen in den Provinzen zu steuren. Mit scheinbarer Indignation hatte der Prinz Karl bei seinem Aufbruche von Landskrona einen Kourier nach der Residenz gesandt, um dem Senate und seinem Bruder von den Vorgängen zu Christianstadt, und seinen dagegen getroffenen Anstalten, Nachricht zu geben. Allein man war nicht gewillet, das militairische Kommando in den Händen eines Prinzen zu lassen, gegen dessen Absichten man Verdacht schöpfte. Daher wurde der Entschluß gefaßt, den Prinzen zurück zu berufen, und das Oberkommando über die Truppen in Schonen dem Reichsrathe Funk zu übertragen.

Schon vorher, da man noch nichts von dem Vorgange in Christianstadt wußte, war der Oberstatthalter von Stockholm, General Rudbeck, ein warmer Vertheidiger der Konstitution, nach Schonen geschickt worden, um dort die Einwohner zu beruhigen, und das geheime Spiel der Emissaire des Hofes zu vernichten. Er kam am demselben Tage, als der Aufruhr in Christianstadt ausgebrochen war, von Gothenburg vor die Thore dieser Stadt. Man weigerte sich, ihn einzulassen. Er rief dem wachehabenden Offizier im Namen der Stände zu, ihm das Thor zu öffnen, erhielt aber zur Antwort, daß man keinen weitern Befehl annehme, als von dem Kapitain Hellichius. Rudbeck gieng dann um die Stadt, und sah alles in kriegerischer Bewegung. Er fragte die Ingenieurs, welche Risse zu neuen Festungswerken entwarfen: was sie da machten? und man antwortete: sie hätten Befehl, das zu thun, was sie eben thäten. Rudbeck eilte in größter Geschwindigkeit nach Stockholm. Er kam dort in spater Nachtzeit an, und den andern Morgen wurde der geheime Ausschuß in aller Frühe versammelt. Man beschloß, daß unverzüglich ein Ba-

taillon des upländischen und ein anderes vom südermannländischen Regimente nach Stockholm befehligt werden, und daß die Bürgerreuterey in den Straßen patroulliren sollte. Der Reichsrath ersuchte zugleich den König, die Stadt nicht zu verlassen, und fertigte dessen Brüdern den Befehl zu, sogleich nach Stockholm zurück zu kommen. Dem Reichsrathe Funk wurde, wie schon erwähnt, uneingeschränkter Oberbefehl in den Provinzen, und dem Reichsrathe Grafen Kalting eine gleiche Macht in der Residenz, beides ohne Wissen und Genehmigung des Königs, übertragen. Diese beiden Männer hatten also jetzt die höchste Gewalt in den Händen. Der König galt Nichts mehr. Man gab an den Thoren Befehl, ihn unter keinem Vorwande aus der Stadt zu lassen; man ließ Zimmer zubereiten, wo er als Gefangener verwahrt werden sollte, und man erwartete nur die Ankunft der beorderten Truppen, um die beschlossene Arretirung auszuführen und Gustaven zu zwingen, eine neue Regierungsform zu beschwören.

Der ganze Anhang des Königs schien bestürzt über die Vorsicht und die Maasregeln, die man ihm entgegen setzte; nur Er allein blieb ohne einige Spur von Verlegenheit immer sich gleich; weder seine Fassung noch seine Reden verkündigten die mindeste Unruhe. Er wußte seine Vorbereitungen und Absichten so schlau zu verhüllen, daß selbst diejenigen, welche ihm am heftigsten zuwider waren, nicht wußten, was sie von ihm denken sollten. Es war unmöglich, den Schleier zu durchschauen, der seine wahren Gesinnungen verbarg. Eine Unbefangenheit, die allen Schein der Verstellung entfernte, charakterisirte sein ganzes Handeln und Verhalten in diesen Tagen. So hatte er damals eine Unterredung mit dem russischen Gesandten, Grafen Ostermann, worinn er ihm von seiner

Absicht sagte, der Kaiserinn sogleich nach geendigtem Reichstage seinen Besuch abzustatten, und den Reichsrath jetzt schon um seine Erlaubniß dazu zu bitten — er, der so fest entschlossen war, noch ehe wenige Tage vergiengen, eben diesen Reichsrath zu stürzen. Als er die Nachricht von der in Christianstadt ausgebrochenen Empörung erhielt, stellte er sich darüber so befremdet, und äußerte seine Mißbilligung mit so vieler Unbefangenheit, daß man hätte schwören sollen, er habe an der ganzen Sache durchaus keinen Antheil. Alle Maaßregeln, die der Reichsrath nahm, um die Ruhe wieder herzustellen, hatten seinen ganzen Beifall. Er dankte dem General Rudbeck, der ihm die Vorfälle zu Christianstadt zuerst berichtete, mit so viel Wärme und Innigkeit, daß der alte Krieger ihn mit der vollen Ueberzeugung verließ, er stehe mit dem Rebellen Hellichius in keiner Verbindung, und man bezweifle mit Unrecht seine Anhänglichkeit an die Konstitution. Denselben Abend speißten unter mehrern Hofleuten der Fürst Hessenstein und der Graf Ribbing beim Könige. Hessenstein zog die große Tagesneuigkeit umständlich ins Gespräch. Der König rief, noch immer voll Erstaunen und mit erkünsteltem Unwillen, ein paarmal aus: „Wahrlich, höchst sonderbar.“ — „Ja, unterbrach Ribbing den König, indem er ihn scharf in's Auge faßte, und das sonderbarste dabei ist, daß der wachthabende Offizier am Thore zu Christianstadt dem General Rudbeck gesagt hat, daß alles, was geschehen ist, auf Ew. Majestät Befehl geschehen sey.“ — „Sie irren sich, erwiederte Gustav sogleich, ohne im mindesten aus seiner Fassung zu kommen, ich habe den Bericht, den Rudbeck dem Reichsrathe ablegte, selbst mit angehört; er sagte, es sey die Schildwache gewesen, die ihm das gesagt, und nicht der Offizier; der hätte es wahrlich

lich doch auch besser wissen müssen.“ Den Tag darauf sandte Gustav nach dem General Rudbeck, sprach lange mit ihm über den nemlichen Gegenstand, und diese ganze Zeit über beschäftigte er sich sehr emsig mit der Zeichnung eines Musters zum Sticken, was er einer Dame zum Geschenk bestimmt hatte, und bestärkte dadurch den Grafen in seiner Täuschung so sehr, daß dieser mit der völligsten Zuversicht überzeugt wurde, und andere versicherte, dieser König werde nie einem Menschen auf Gottes Erdboden gefährlich werden.

Gustav schien es kaum zu bemerken, daß man bei den Maaßregeln, welche getroffen wurden, ihn nicht nur nicht zur Mitwirkung auffoderte, sondern daß sie zum Theil auch ganz eigentlich gegen ihn gerichtet waren. Der Ausschuß hatte verfügt, daß die Bürger-Reuterey in der Stadt patroulliren sollte. Der König patroullirte häufig, sowohl bei Tage als in der Nacht, mit; und erhielt dadurch Gelegenheit, durch seine Freundlichkeit und Herablassung diese Bürgermiliz und in ihr den Kern der Bürgerschaft der Hauptstadt zu gewinnen, sich oft zu zeigen, und die günstigen Eindrücke, welche er längst auf den großen Haufen gemacht hatte, aufzufrischen und zu verstärken. Zugleich sammelte er alle ihm ergebene Offiziere um sich her; an ihrer Spitze zeigte er sich in den Straßen, wo ihn das Volk sehen konnte, und wo er mit allen aufs freundlichste sprach, die sich ihm nahten. Die Reichsräthe und alle, deren Glück am wirklichen Ausgange der Gährung hieng, bemerkten das mit verschiedenem Eindrucke. Einige setzten ihr ganzes Vertrauen auf die getroffenen Maaßregeln, andere aber bemerkten mit Unruhe die Liebe, die das Volk für den König zeigte, und die Anhänglichkeit der Offiziere an ihn. Allein sie besorgten, wenn man den König nöthigen wollte,

in seinem Schlosse zu bleiben, so könnte das bis dahin verhaltene Gewitter zum Ausbruche kommen, bevor noch die zur Sicherheit der Hauptstadt herbei gerufenen Regimenter, die noch eine Tagreise davon entfernt waren, eingetroffen seyn würden. Aber gerade diese Gründe, die den Reichsrath von jeder heftigen Maaßregel abhielten, mußten den König bestimmen, sein lange durchdachtes bis auf den letzten Punkt hingeführtes Werk in möglichster Eile zu vollenden.

7.

Gustav gewinnt die Soldaten in der Residenz, und stellt sich an ihre Spitze.

Kaum war Gustav anderthalb Jahre auf dem Thron, so brach, im August des Jahres ein tausend siebenhundert und zwei und siebenzig, die Revolution aus, welche die Fesseln lösen sollte, die ihm der Reichsrath angelegt hatte. Der unternehmende König selbst hielt die Hauptfäden der Revolution in der Hand, und man müßte die treffliche Anlegung des Plans loben, wenn auch die Ausführung mißlungen wäre. Denn so sehr der Reichstag durch sein unweises Betragen das Revolutionsspiel leicht zu machen schien, und so gewiß die brausend gewordene Gährung zwischen dem Adel und den Bürgerlichen in jrgend eine Präcipitation sich auflösen mußte, so viel Kunst und tiefe Verstellung und rasche Wahrnehmung des rechten Moments wurde erfodert, um schlau ausgelernte entschlossene Männer zu täuschen, die wirklich voraus wußten, daß man sie täuschen wolle.

Der neunzehente August sollte der entscheidende Tag seyn, der über Freiheit oder Sclaverey, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schimpf für Gustaven entscheiden mußte. Nie sah man den König heiterer, dem Scheine nach ruhiger und unbeschäftigter, als in diesen Tagen der gefahrvollesten Unruhe und entscheidendsten Thätigkeit. Er wußte die Wichtigkeit seines Geschäfts und den Drang seiner bewegten Empfindungen unter Spiel und Fröhlichkeit zu verstecken. Nie sah man ihn dem Scheine nach harmloser, als am Vorabende des großen Tages, der sein und Schwedens Schicksal entschied. Man hatte die Oper Thetis und Peleus, die erste in schwedischer Sprache, gegeben; Gustav sprach fast nur von Gegenständen, die Beziehung auf diese Oper hatten. Zur Abendtafel ward an achtzig Gedecken gespeist; fremde Gesandte, Offiziere und Hofleute nahmen an der heitern Laune des Königs Theil. Nach dem Essen setzte man sich zum Spiele; Den König traf das Loos, mit der Gemahlinn des Generals Pechlin, seines gefährlichsten Gegners, zu spielen. Er gewann stark, und steckte eine Banknote der Generalinn mit dem Komplimente in die Tasche: „er werde sie zum Andenken an diesen Abend aufbewahren, und bedaure nur, daß er nicht sogleich etwas habe, das werth sey, von ihr angenommen, und als Erinnerung an ihn aufbewahrt zu werden." — „Wozu ein Denkmal? erwiederte die Dame, über die Artigkeit des Königs ganz entzückt; Eurer Majestät Worte bleiben auf ewig in mein dankbares Herz gegraben." — „Das werd ich bald sehen," sprach der König, und brach das Gespräch ab.

Nach der Beendigung dieses Hoffestes, bei dem Gustav alle Theilnehmer durch seine frohe Laune erheiterte, benutzte er die Nacht, die letzte zwischen dem Wollen und Vollbringen seines großen Unternehmens,

nach ihrer ganzen Wichtigkeit. Er schrieb mehrere Briefe; einen davon an seinen Bruder Karl, worinn er ihn von den Ursachen benachrichtigte, die ihn nöthigten, den entscheidenden Schritt nicht weiter aufzuschieben. „Zwar bin ich, hieß es, keiner andern Hülfsmittel gewiß, als die ich in mir selbst, und in der Liebe des Volks finde. Aber ich hoffe, die Vorsehung wird meine gute Absicht nicht ohne glücklichen Erfolg lassen. Sollte ich indeß als Opfer meines Eifers für den Staat fallen, so beschwöre ich Sie, nie Rache meines Todes an einem Schweden zu nehmen, weil ich gewiß bin, daß ich nicht durch die Hand eines Schweden fallen werde.“

Als diese Briefe abgefertigt waren, verließ Gustav das Schloß, um noch in der Nacht die in verschiedenen Theilen der Stadt ausgestellten Wachen zu besichtigen, wie er schon seit verschiedenen Nächten gethan hatte. Hier widerfuhr ihm ein Zufall, der ihn betroffen machte. Als er nemlich zum Zeughause kam, wollte ihn die Schildwache nicht einlassen. „Kennst du auch den, der mit dir spricht?“ sagte der König zu dem Soldaten. „O ja, erwiederte dieser, aber ich kenne auch meine Pflicht.“ Dachten alle, oder nur mehrere, wie dieser brave Krieger, so war es um die Unternehmung des folgenden Tages geschehen.

Am folgenden Morgen stand Gustav zur gewöhnlichen Zeit auf, und sagte, er wolle einen Spazierritt machen, der ihm sehr nöthig sey. Als er aus dem Schlosse trat, sah sein Auge feucht, und in dem mit Schwermuth überzogenen Angesichte war die Bewegung des Innern zu lesen. Er kam um 10 Uhr zurück, und begab sich dann in die Rathsversammlung, wo er mit einigen Reichsräthen in einen lebhaften Wortwechsel gerieth. Man verlangte, daß er den Brief, den er in der verwichenen Nacht von seinem

Bru-

Bruder erhalten habe, in ihrer Versammlung vorlesen sollte. Gustav schlug das Begehren ab, zog den Brief aus der Tasche, hielt ihn in die Höhe, und betheuerte, daß er denselben dem Senat nicht vorenthalten haben würde, wenn man ihn nicht auf eine so ungebührliche und widerrechtliche Art gefodert hätte. Es entstand der lebhafteste Wortwechsel und einige Reichsräthe sollen gerufen haben: „Es ist Zeit, daß wir uns der Person des Königs bemächtigen!“ Genug, Gustav verließ den Reichssaal im höchsten Unwillen, und begab sich zu Pferd nach dem Zeughauße, wo die Garde eben zur Parade stand. Er ließ die Soldaten einige Manöuvres machen, und bezeugte ihnen in schmeichelhaften Ausdrücken seine Zufriedenheit. Während er damit, und wie es noch immer schien, nur allein beschäftigt war, versammelte sich eine große Anzahl Offiziere, auf die er rechnen zu können glaubte, in Folge eines geheimen Befehls, um ihn her. Diese begleiteten ihn dann nach dem Schlosse zurück, wo eben die Garde die Wache wechselte, also die abgehende und aufziehende Wache noch bei einander war.

Alles, was bisher erzählt wurde, konnte noch keine besondere Aufmerksamkeit erregen, denn es war darinn nichts ungewöhnliches. Auch daß das Volk zusammenlief, wo der König durchzog, und ihm Beweise seines Wohlwollens gab, kam täglich vor. Gewiß überaschte also die Revolution die Machthaber und das Publikum. Sie begann, sobald der König mit seinem Gefolge in den Schloßhof zurückgekommen war. In einer kräftigen Anrede eröffnete er jetzt den um ihn in der Wachtstube versammelten Offizieren, sein Vorhaben, und foderte sie auf, ihn dabei zu unterstützen. Er schilderte ihnen die Lage des Staats, und die Nothwendigkeit einer Revolution, und betheuerte, daß er nicht die Absicht habe, eine unbedingte

Gewalt

Gewalt an sich zu reissen. „Meine Absicht ist blos, sprach er, die Sklavenketten zu zerreissen, die fremdes Gold geschmiedet hat; die Zwietracht zu zerstören, die den Reichsrath theilt, und den alten Glanz des schwedischen Namens wieder herzustellen. Ich schwöre Ihnen, meine Herren, daß keiner unter allen Schweden die Souverainität tiefer verabscheuen kann als ich. Nothgedrungen, wie ich bin, mein und des Reiches Freiheit gegen übermüthige Aristokraten zu vertheidigen, frag' ich Sie, ob Sie mir eben so treu seyn wollen, wie Ihre Vorfahren es unserm großen Gustav Wasa und Gustav Adolph waren? Ist das, so sey mein Leben gewagt für ihr und des Vaterlandes Wohl."

So sprach Gustav, und es gelang ihm, die meisten Offiziere mit demselben Enthusiasmus für die Rettung des Vaterlandes zu erfüllen, der ihn zu beleben schien. Die meisten waren Jünglinge, und also leicht zu bestimmen. Drei der ältern weigerten sich indessen standhaft, dem Könige ihren Beistand, wie er es verlangte, eidlich zuzusichern, indem sie den Eid vorschützten, den sie den Ständen, also auf die bisherige Konstitution, geschworen hätten. Einer derselben war ein Major, Cederström, der Kommandant des Bataillon Garde, welches heute die Wache im Schlosse bezog, ein Mann von Bedeutung, sowohl in Hinsicht auf seinen Charakter, als auf seinen Posten. Er erklärte geradezu: „ich habe schon den Ständen, und zwar erst vor kurzer Zeit, geschworen; daher ist es mir unmöglich, jetzt Ew. Majestät von neuem einen Eid zu schwören." Gustav sah ihn mit scharfem Blicke an: „Bedenken Sie wohl, was Sie thun!" — „Ich habe es bedacht, erwiederte Cederström entschlossen, und wie ich heute gesinnt bin, so werd ich's auch morgen seyn. Wär' ich feig genug, den Eid zu brechen, den ich den Ständen geleistet

leistet habe, so würde mir auch der nicht heiliger seyn, den ich Ew. Majestät leisten soll." Gustav, dem im ersten Laufe seines Unternehmens eine solche Weigerung durch ihre Folgen äusserst gefährlich werden konnte, war erst ungewiß, ob hier Strenge oder Milde wohlgewählter seyn möchte. Schon hatte er befohlen, Cederströmen den Degen abzunehmen und ihn gefangen zu setzen; doch bald darauf wandte er sich mit sanfterem Blick und Ton aufs neue an ihn. „Hier, sagte er, zum Beweise meines Zutrauens und meiner guten Meinung von Ihnen, haben Sie Ihren Degen wieder! Ich fodere keinen Eid von ihnen, nur folgen Sie mir heute." — „Unmöglich können Ew. Majestät mir trauen, antwortete Cederström, ich bitte mich des Dienstes für heute zu entlassen."

Indem Gustav mit den Offizieren sich eingeschlossen hatte, erschien der Reichsrath Kalling, der zwei Tage zuvor den Oberbefehl über die Truppen in der Stadt erhalten hatte, an der Thüre der Wachtstube, und verlangte eingelassen zu werden. Man sagte ihm, das könne jetzt nicht seyn. Er bestand mit Heftigkeit darauf, und schützte vor, daß er dem Könige wichtige Nachrichten zu hinterbringen habe. Die Antwort war, er solle sich in den Reichsrath begeben, da werde ihn der König sprechen. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Der König ertheilte hierauf den ihm ergebenen Offizieren seine fernern Befehle; und indem er zur Ausführung schritt, band er sich ein weisses Tuch um den linken Arm, und bestimmte dieß als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde; woher noch jetzt die Offiziere des schwedischen Heeres eine weisse Binde um den linken Arm tragen.

Aus der Wachtstube gieng Gustav, von den Offizieren begleitet, wieder zu der Parade. Die Soldaten der Garde und des Artillerie-Regiments, die indessen versammelt worden waren, wurden, durch eine herzerschütternde Rede des Königs, sogleich für ihn gestimmt. Das Volk, auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sey gefangen, herbei geströmt, hallte das freudige Jauchzen nach: es mehrte sich, als Gustav, der jeden zufälligen Umstand zu benutzen wußte, ausrief: „Seht, meine Freunde, es wehet von Norden! Ein gutes Zeichen; derselbe Wind blies, als Gustav Wasa mit seinen Thalmännern aufbrach, und das Land von der damaligen Tyranney befreite.“ Die jetzigen Tyrannen, die Gustav meinte, die Reichsräthe, saßen indessen von dreissig Grenadieren, mit aufgepflanzten Bayonetten vor den Thüren des Saals, zurückgedrängt, in ihrem Versammlungszimmer, der fernern geräuschvollen Bewegung lauschend, und zum erstenmale genöthigt, einem königlichen Befehle zu gehorchen.

So günstig diese ersten Auftritte für Gustaven waren, so blieb doch noch viel zu thun übrig, bevor er sich einen glücklichen Ausgang versprechen konnte. Der größte Theil der Soldaten, von deren Bereitwilligkeit der ganze Erfolg seines Unternehmens abhieng, wußte noch nichts von seinen Absichten. Diese Soldaten waren aber nicht gewohnt dem Könige zu gehorchen, sondern sie befolgten seit langer Zeit in tiefster Ehrfurcht die Befehle des Reichsraths. Als daher Gustav an der Spitze der Schloßwache nach dem Zeughause und in andere Theile der Stadt, wo sich die Truppen versammelt hatten, ausritt, wurden einige der ihm ergebenen Offiziere ängstlich. Sie äußerten gegen den König die Besorgniß, daß sein Unternehmen schwerlich gelingen würde, wenn nicht auch noch

Männer von größerem Gewichte und Einflusse, als sie hätten, Theil daran nähmen. Der König hielt einen Augenblick still und schien zu wanken. Auf einmal rief ein Sergeant, der das Gespräch mit angehört hatte: „Ach es geht gewiß, Ew. Majestät; hoch lebe Gustav der Dritte!“ — „Nun, so will ich's wagen!“ rief der König laut, und redete die Soldaten nun fast eben so, und mit gleichem Erfolge, wie die Offiziere, an. Unter das allgemeine Ja! das sich für den König erklärte, mischte sich nur ein einziges Nein! auf das aber nicht geachtet wurde. Der Oberstatthalter General Rudbeck, im höchsten Grade überrascht, daß die Besatzung ihm nicht mehr gehorchen wollte, lief wüthend mit gezücktem Degen durch die Straßen und rief: „Zu den Waffen, zu den Waffen, es ist um eure Freiheit geschehen!“ Aber Gustav, den bloßen Degen in der Hand, durch die Straßen reitend und versichernd, eben um sein Vaterland zu retten sey er aufgestanden, fand mehr Glauben bei der Menge. Wo er an einem Haufen Leute vorüber kam, versicherte er ihnen: „er verabscheue jeden Schein von Despotie, und sein einziger Zweck sey die Vertheidigung des Volks und die Rettung des Vaterlandes; wollten sie ihm nicht trauen, so dürften sie es ihm nur zu erkennen geben; er würde dann augenblicklich Krone und Scepter, als unnütze Dinge, von sich legen.“ Das alles sagte er mit einem Ausdrucke innerer Gemüthsbewegung, daß das Volk, ganz für ihn begeistert, viele sogar auf den Knieen, ihn baten, sie nicht zu verlassen; die Mütter, ihre Säuglinge im Arm, drängten sich zu ihm hin und küßten ihm die Stiefel. Dieser Enthusiasmus entschied für Gustaven, und bevor eine Stunde verflossen war, sah er sich als Herrn der ganzen Kriegsmacht, die sich in Stockholm befand. Die Reichsräthe

räthe blieben unter scharfer Bewachung, und keiner ihrer Anhänger wagte es, zu ihrer Befreiung einen Versuch zu machen.

8.

Glücklicher Erfolg der kühnen Unternehmung in der Residenz und in den Provinzen.

Gustav fuhr inzwischen fort, an diesem unruhevollen Tage alles zu veranstalten, was Klugheit und Vorsicht geboten, und wodurch der glückliche Ausgang seines Unternehmens befördert wurde. Auf seinen Befehl wurden Kanonen auf dem Schloßhofe und auf den öffentlichen Plätzen aufgeführt, die zum Theil zwar ungeladen waren, bei denen doch aber Soldaten mit brennenden Lunten standen. An allen nöthigen Orten wurden Wachen mit scharfen Patronen ausgestellt, sowohl zur Sicherheit der Privatpersonen als der Bank. Der König selbst nahm eine Art von Hauptquartier auf dem Zeughofe, wo er die nöthigen Befehle und Publikationen ausfertigte. Mehrere Personen, von denen er Widerstand besorgen mußte, wurden verhaftet. Die Stadtthore und alle Wirthshäuser und Weinkeller wurden verschlossen, und der König sorgte selbst für die Erfrischung derer, die um ihn waren, und sich seinem Dienste widmeten. Durch öffentlichen Ausruf wurden alle Einwohner Stockholms ermahnt, sich ruhig in ihren Häusern zu halten, und die Thüren zu schließen. Durch einen zweiten wurde jedermann angewiesen, keinen andern, als den Befehlen des Königs zu gehorchen.

Ein wichtiger Posten, den Gustav glücklich okkupirte, war die Admiralität. Sie befand sich auf dem Schiffsholm, einer Insel, die nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbunden war. Diese war anfangs aufgezogen, und dieß erregte die Befürchtung, daß man hier Schwierigkeit finden werde. Allein jetzt erschien eine Deputation der Admiralität, durch welche sie dem Könige ihre Treue und Ergebenheit zusichern ließ. Der König begab sich nun selbst dahin und wurde von den Matrosen mit einem freudigen Hurrah! empfangen. Gleiche Aeußerungen der Theilnahme erhielt er von der Bürgerschaft Stockholms, als er sich nach dem Schlosse zurück begab. Es war um vier Uhr Nachmittags. Wo er durchritt, dankte er dem Volke für seine Theilnahme, und versicherte wiederholt, daß er seiner Noth abhelfen und es wieder frei machen wolle. Der Enthusiasmus für einen solchen König kannte in diesem Augenblick keine Grenzen. Tausende küßten ihm die Stiefeln, und unter der unabsehbaren Menge sah man nur weisse Schnupftücher, und, wo diese fehlten, sogar weisse Lappen um den Arm. Selbst Weibspersonen schwenkten dieß Symbol der Revolution und des Royalismus in ihren Händen. Von diesen frohen Schaaren begleitet kam Gustav auf das Schloß zurück. Er hatte sein gefahrvolles und schwieriges Werk vollendet, und erschien jetzt eben so heiter und unbefangen, als er erschien, da er im Begriff stand, es zu beginnen.

Schon vorher hatte der König die Gesandten der auswärtigen Höfe zur Mittagstafel ins Schloß bitten lassen, unter dem Vorwande, sie vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu sichern, hauptsächlich aber wohl deswegen, um sie für den heutigen Tag ausser Thätigkeit zu setzen. Nicht ohne Ursache richtete er seine Aufmerksamkeit besonders auf den englischen und

russischen Gesandten, deren Wirksamkeit zu Gunsten des Reichsraths er zu fürchten Ursache hatte. Die Herren verbaten sich zum Theil wirklich anfangs die Einladung; allein als ihnen Gustav durch den Hofkanzler Wache vor ihren Häusern anbieten ließ, so warteten sie die Vollstreckung dieses zweideutigen Vorschlags nicht ab, sondern verfügten sich ebenfalls aufs Schloß. Jetzt, da die Revolution glücklich bewerkstelligt war, gab ihnen Gustav sogleich Audienz, und wandte sich an sie mit den Worten: „Es war aus Sorge für Ihre Sicherheit, daß ich Sie hieher bitten ließ. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, was so eben geschah; gewiß sahen Sie selbst lange voraus, daß es geschehen mußte, die Umstände zwangen mich dazu. Melden Sie aber Ihren Höfen, daß meine Freundschaft und überhaupt meine Gesinnungen gegen meine Nachbarn und Bundesgenoßen nach wie vor immer dieselben bleiben werden.“ Er stellte ihnen zugleich frei, ob sie noch länger auf dem Schlosse verweilen, oder sich in ihre Hotels begeben wollten. Man zog das letztere vor. Nach Entlassung der Gesandten gieng der König in die bewachte Versammlung der Reichsräthe, und kündigte ihnen ihre Entlassung und die Fortdauer ihres Arrestes an. Gegen Abend wurden noch einige Personen verhaftet, aber, so wie die übrigen, sehr gut behandelt. Auch ließ der König ihren Familien in den theilnehmendsten und bestimmtesten Ausdrücken anzeigen, daß dieß nichts als eine Sicherheitsmaasregel sey, und daß die Verhafteten auf keine Weise etwas zu befürchten hätten. General Rudbeck, der unter der Zahl der Verhafteten war, schickte dem Könige einen Brief zu, den er an seine Frau geschrieben hatte, mit der dringenden Bitte, daß er dessen Ablieferung erlauben möchte. Nicht nur erlaubte sie der König, sondern setzte

noch

noch mit eigener Hand einige Zeilen an die Generalinn bei, worinn er sie über die Lage ihres Gemahls beruhigte und sie versicherte, daß dessen Gefangenhaltung nicht über einige Tage dauern würde. Er schickte sogar einen eigenen Boten an die Kinder eines Geistlichen, der festgesetzt worden war, mit der Nachricht, daß sie für ihren Vater durchaus nichts zu befürchten hätten.

So ohne alles Blutvergießen lief diese wichtige Veränderung ab, durch Gustav's Sorgfalt und Umsicht. Den beiden Bataillons Upland und Südermannland, welche der Reichsrath nach Stockholm beordert hatte, und die auch nur noch einige Stunden von der Stadt entfernt waren, schickte man den Befehl, zurückzukehren, ihrem Anführer aber, dem Oberstlieutenant Cederström, einem heftigen Anhänger der Mützen, gebot man nach der Hauptstadt zu kommen. Dieser Befehl ward ohne einiges Hinderniß vollzogen; denn da der König die Vorsicht gebraucht hatte, durchaus niemanden aus der Stadt zu lassen, so waren jene beiden Bataillons in der gänzlichen Unwissenheit dessen, was mittlerweile in der Hauptstadt vorgefallen war. Der bei dieser Gelegenheit gegebene Befehl hatte ganz die gewöhnliche Form, und war vom Staatssecretair mit unterzeichnet; Cederström konnte daher unmöglich wissen, ob er wirklich vom geheimen Ausschuß käme oder nicht? und das klügste für ihn war, geradezu zu gehorchen.

Nicht so glücklich war ein anderer Offizier, der dem General Pechlin nachgeschickt wurde. Pechlin hatte zwei Tage zuvor seinen Paß und einen vom Könige unterschriebenen Befehl erhalten, sein Regiment sowohl als zwei andere zusammen zu ziehen; aber erst am heutigen Tage war er, bevor noch jrgend etwas vorgefallen war, von Stockholm abgereist. Der Offizier,

 der

der ihn zurückberufen sollte, hohlte ihn etwa sieben Meilen von Stockholm in einem Posthause ein, wie Pechlin eben im Begriff war, weiter fortzureisen. Er benachrichtigte ihn von dem Zwecke seiner Absendung. „Haben sie schriftliche Ordre?“ fragte Pechlin. „Nein,“ war die Antwort des Offiziers. „Aber ich habe dergleichen, versetzte Pechlin, und bin nicht Thor genug, dem ersten besten zu glauben, der mir ein Mährchen aufheften will.“ Mit diesen Worten warf er sich in seinen Wagen und fuhr weiter. Aber noch ehe er sein Regiment erreichen konnte, hatte Gustav's Bruder Friedrich, bei dem ein Kourier mit der Nachricht von den Vorfällen in Sockholm eingetroffen war, dasselbe dem Könige den Eid der Treue schwören lassen, und Pechlin, der als Staatsmann und General Gustaven gleich gefährlich hätte werden können, ward in Linköping festgehalten.

In der Nacht auf diesen stürmischen Tag blieben die Soldaten immer unter dem Gewehre, und der König selbst befand sich fast immer zu Pferde. Da er sich auf niemand als sich selbst verlassen wollte, und da er besorgte, daß das Dunkel der Nacht den Muth, oder doch die Verzweiflung der am gestrigen Tage noch herrschenden Rotte wecken möchte, so vertheilte er in der ganzen Stadt seine vertrautesten Offiziere mit dem Befehle, ihm von jeder Bewegung Nachricht zu geben. Aber alles blieb ruhig. Schweigende Stille herrschte auf den Straßen, und die Einwohner schienen in dem ungestörten Schlafe vergessen zu haben, was am Tage vorgegangen war. Die Hüte freuten sich über den Untergang der Mützen. Die Mützen, die einander selbst nicht trauten, bedienten sich jetzt des einzigen ihnen noch übrigen Rettungsmittels. Sie unterwarfen sich, und bewarben sich um die Gnade des Königs. Der große Haufe des Volks frohlokte

über

über das Ende des drückenden Aristokratismus, und freute sich des schönen freundlichen Königs.

Am folgenden Tage versammelte Gustav den Stadtmagistrat und die Bürgerschaft auf dem großen Markte von Stockholm, um sich von ihnen huldigen zu lassen. Er war dabei in Uniform, zu Pferde, mit entblößtem Degen, hinter ihm ein großes Gefolge von Kriegsbedienten. Die Bürgerschaft stand unter den Waffen in zwei Reihen, alle Fenster waren voll Zuschauer, der König ritt einige Schritte von seinem Gefolge hervor, allgemeines Schweigen herrschte, und mit lauter, lebhafter Stimme hielt Gustav eine lange wirksame Rede, die das Volk um so begieriger verschlang, da es seit Gustav Adolph keinen seiner Könige öffentlich, und seit Karln dem Zwölften keinen schwedisch hatte reden hören. Er betheuerte, wie sein einziger Zweck sey, die Ruhe des Vaterlandes herzustellen; der Zügellosigkeit, die betrügerisch den heiligen Namen der Freiheit entweiht habe, Einhalt zu thun; die drückende Aristokratie zu vernichten; endlich die wahre schwedische Freiheit und die alten Gesetze Schwedens, wie sie unter dem großen Gustav Adolph, bis auf's Jahr ein tausend sechs hundert und achtzig gewesen, wieder zu beleben. „Aufs neue versichere ich hier, so schloß er, daß ich jeden Gedanken von Allgewalt verabscheue; daß ich nie auf Souverainität denke noch denken werde, daß ich jetzt und immer meinen schönsten Ruhm darinn setze, der erste Bürger eines freien Volks zu seyn.“ Häufig wurde der Redner durch das Freudengeschrey unterbrochen: „Es lebe der König, der Retter Schwedens.“ Ein großer Theil konnte sich der Thränen nicht enthalten. Gustav schwur nun unter freiem Himmel seinem Volke den Eid der Herrschertreue, und sein Volk schwur ihm hinwiederum nach einer Formel, die er ihm selbst vorlas, den Eid der Bürgertreue.

An

An diesem zweiten Tage der Revolution lief von Gustav's Bruder Karl, der bei den Truppen in Schonen war, die frohe Nachricht ein, daß Christianstadt sich dem Könige ergeben habe. Sobald der Prinz den letzten Brief seines Bruders erhalten hatte, worinn ihm dieser meldete, daß er seinen Entwurf in Stockholm unverzüglich auszuführen gezwungen sey, laß er denselben den Truppen, mit denen er vor Christianstadt stand, vor, und diese huldigten dem Könige ohne Widerrede. Zu gleicher Zeit fand sich bei Karln auch ein Offizier von dem Hauptmann Hellichius mit der Versicherung ein, daß sich die Festung an den König ergeben wolle. Ein zerbrochener Speciesthaler, wovon Hellichius die eine Hälfte behielt, die andere aber mit diesem vertrauten Offizier absandte, sollte das Signal seyn, wenn die Auffoderung im Namen des Königs geschähe. Der Offizier gab seine Hälfte dem Prinzen. Dieser ließ darauf Christianstadt im Namen des Königs auffodern, und bekräftigte seine Auffoderung mit diesem Merkzeichen. Sogleich wurden die Thore geöffnet, und die Besatzung unterwarf sich. Auch von dem Prinzen Friedrich traf an eben diesem Abende aus Ostgothland der Bericht ein, daß die Truppen in jener Gegend ganz dem Könige ergeben wären, und bereits ihm und dem General und Landeshauptmann Durietz gehuldigt hätten.

9.

Gustav's Rede an die versammelten Reichsstände.

Noch war ein wichtiger Akt zur Vollendung der Revolution übrig. Die Stände mußten ebenfalls ihre Einwilligung dazu geben, und die Einführung einer

neuen

neuen Konstitution genehmigen. Der König ließ sie zu dem Ende auf den folgenden Tag, den ein und zwanzigsten August, zu einer allgemeinen Versammlung zusammen berufen, mit der Drohung, daß jeder, der nicht erscheinen würde, als ein Feind des Vaterlandes und der Majestät angesehen und behandelt werden sollte.

Es wurden alle Maasregeln getroffen, um jede etwanige Regung des Korporationsgeistes zu unterdrücken, und von jedem Versuche des Widerstandes zurückzuschrecken. In dieser Absicht hatte man in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß ein starkes Korps Truppen, welches der König aus Finnland beordert, schon vor den Thoren sey; man hatte sogar schon Quartiere für sie bestellt, obgleich noch kein Mann da war. Des Morgens mußte ein starkes Detaschement von der Garde den Ritterholm besetzen, und auch der Schloßhof war mit einem sehr starken Militair besetzt. Gegen den Versammlungssaal waren Kanonen aufgepflanzt, und bei jeder Kanone ein Artillerist, mit einer brennenden Lunte in der Hand, gestellt. Kein Stand durfte sich besonders versammeln; alle Glieder des Reichsraths mußten sich einzeln und ohne Gefolge einfinden, und ohne Rücksicht auf Rang und Verhältnisse, wie sie in den Versammlungssaal eintraten, niedersetzen. Wie alles versammelt war, erschien der König, von einer großen Anzahl Offiziere begleitet und in ungewöhnlichem Pomp. Sobald er den Thron bestiegen hatte, gab er selbst mit dem silbernen Hammer, einem Erbstücke Gustav Adolphs, das dreimalige Zeichen zum Stillschweigen, und hielt dann folgende von ihm selbst verfertigte Rede:

„Von dem lebhaftesten Schmerz bei der gegenwärtigen unglücklichen Lage des Vaterlandes durchdrungen, seh' ich mich genöthigt, bittere Wahrheiten bekannt

zu machen. Da das Reich von seinem Untergange bedroht wird, kann es Euch nicht auffallend seyn, daß ich Euch nicht mit denselben Empfindungen der Freude empfange, von denen mein Herz erfüllt war, als Ihr Euch vor dem Thron versammeltet. Ich kann mir keinen Vorwurf machen, Euch jrgend etwas verhehlt zu haben; zweimal hab ich zu Euch mit der Offenheit, die meine Würde erfodert, und der Aufrichtigkeit, die die Ehre einflößt, gesprochen. Dieselbe Aufrichtigkeit, dieselbe Offenheit werden mir auch in der heutigen Rede zur Seite stehen. Ich muß Euch die Vergangenheit zurück rufen, um für die Gegenwart ein Heilmittel zn finden."

„Es ist freilich eine traurige, aber eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß der Haß und die Zwietracht das Reich zerrissen haben. Seit langer Zeit ist die Nation den Uneinigkeiten zweier Partheyen zum Raub gegeben, die gleichsam zwei verschiedene Völker aus ihr gemacht haben, die aber vereinigt nach dem Verderben des Vaterlandes streben. Die Trennung hat den Haß gebohren, der Haß hat den Gemüthern Rache eingehaucht, und die Rachsucht Verfolgungen erregt; daher die neuen und häufigen Veränderungen. Diese durch den Ehrgeitz einer geringen Anzahl von Personen verschuldeten Bewegungen haben das Königreich erschüttert; durch beide Partheyen sind Ströhme von Blut geflossen, und das Volk ist das Opfer einer Zwietracht geworden, die es nur durch die Uebel, die sie nach sich zog, und wovon es zuerst überhäuft war, angieng. Der einzige Zweck der Herrscher war Befestigung ihrer Macht. Alles mußte sich darauf beziehen, oft auf Kosten der Bürger, und immer zum Nachtheil des Staats. Das Gesetz mochte noch so deutlich seyn, sie änderten den Sinn desselben, und war es ihren Absichten geradezu entgegen, so vernich-

teten sie es gänzlich. Nichts blieb Menschen, die durch Haß und Rachsucht geleitet wurden, heilig. Endlich gieng die Zügellosigkeit so weit, daß es zu einer fast allgemein angenommenen Meinung erhoben ward, die Mehrheit der Stimmen sey über die Gesetze, und sie haben keine andere Schranken, als die man selbst ihr setzen wollte."

„Auf solche Art war die Freiheit, das edelste Recht der Menschheit, in einen aristokratischen Despotismus in der Hand der herrschenden Faction verwandelt, die entgegengesetzte Parthey trug bald über sie den Sieg davon, und diese ward wieder durch eine kleine Anzahl Individuen unterjocht. Man zitterte bei der Herannäherung eines Reichstages. Statt an die zweckmäßigsten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerksamkeit der einen Parthey nur dahin gerichtet, sich eine Mehrheit der Stimmen zu verschaffen, wodurch sie sich vor der Gewaltthätigkeit und der Uebermacht der andern schützen konnte. Wenn die innere Lage des Reichs gefährlich war, wie viel erniedrigender mußte sie nicht in Hinsicht des Auslandes seyn. Als Schwede, als König der Schweden gebohren, sollte mir der Gedanke unmöglich seyn, daß sich die Rücksichten fremder Mächte in das Herz eines Schweden einschleichen könnten, noch weniger, daß ihr Einfluß durch die niedrigsten und verächtlichsten Mittel vorbereitet worden sey. Ihr werdet mich verstehen, und mein Erröthen ist genug, um Euch empfinden zu lassen, zu welchem Grade der Schande Eure Zwietracht das Reich geführt hat."

„In dieser traurigen Lage fand ich den Staat, als ich nach den Beschlüssen der Vorsehung auf den Thron erhoben ward. Ihr wißt, ich habe nichts unterlassen, um Euch zu vereinigen; ich habe immer,

seitdem ich als Euer König, und bei andern Gelegenheiten zu Euch gesprochen habe, auf die nothwendige Vereinigung unter Euch selbst, und auf Gehorsam gegen die Gesetze gedrungen. Ich habe alles, was mich persönlich betraf, alles, was einem Könige theuer seyn kann, aufgeopfert. Ich habe mich jeder Verbindlichkeit, jeder Foderung, so drückend sie auch seyn mochte, unterworfen, um zu einem für die Nation so heilsamen Zwecke zu gelangen. Ist jemand unter Euch, der diese Wahrheit zu verleugnen wagt, er mag sich kühn erheben und wider mich zeugen. —"

„Ich hoffte, daß meine Bemühungen die Bande zerreissen sollten, die fremdes Gold, gegenseitiger Haß und Zügellosigkeit Euch umzulegen drohten, und daß das Beispiel fremder Nationen eine drohende Warnung für Euch seyn würde. Doch alles war umsonst. Bald wurdet Ihr durch Eure Oberhäupter verführt, bald durch Eure eigene Rachsucht hingerissen. Alle Schranken sind niedergestürzt, alle Uebereinkünfte gebrochen, alle Versprechungen vergessen. Die Zügellosigkeit hat alle Dämme hinweggeschwemmt, die äussersten Anstrengungen haben sie nicht unterdrücken können, die tugendhaftesten und aufgeklärtesten Bürger wurden aufgeopfert, alte durch ihre Treue und ihren Eifer preiswürdige Befehlshaber wurden entehrt, und ganze Korporationen obrigkeitlicher Personen abgesetzt; selbst das Volk, ja das Volk ward zertreten, seine Stimme erstickt; seine Klagen behandelte man als Verrätherey, und die Freiheit war in ein aristokratisches, den schwedischen Bürgern verhaßtes Joch ausgeartet."

„Der Allmächtige hat seinen Zorn gegen die Ungerechtigkeit derjenigen, die die Herrschaft an sich gerissen hatten, offenbart. Die Erde hat ihren Schooß verschlossen, und ihre Geschenke verweigert. Theurung

und

und Hungersnoth verbreiteten Elend über das ganze Land, und Ihr dachtet, als ich Euch dringend auffoderte, Hülfsmittel aufzusuchen, nur daran, Eure eigene Rachsucht zu befriedigen, statt denjenigen, die Euch ihre Wohlfahrt anvertraut hatten, zu Hülfe zu eilen. Da die Nothwendigkeit Euch endlich zwang, Maaßregeln zur Errettung eines unglücklichen Volkes zu ergreifen, kam das Mittel zu spät. Während eines ganzen Jahrs habt Ihr einen dem Reiche lästigen Reichstag verlängert, ohne der Nation, die alles für Euch that, jrgend etwas zu leisten. Da meine Vorstellungen unnütz, und meine Bemühungen überflüssig waren, seufzte ich über das Schicksal meines theuren Vaterlandes; schweigend erwartete ich, was die Nation zu dem Betragen ihrer Abgeordneten, sowohl gegen mich, als gegen sie sagen würde. Ein Theil der Nation hat das Joch gedultig und seufzend ertragen; er wußte nicht, wo er Hülfe gegen so viele Uebel finden, oder was er für einen Ausweg ergreifen sollte, um das Vaterland zu retten. In einem Winkel des Landes brach endlich die Verzweiflung aus, und die Waffen wurden ergriffen."

„Unter diesen Verhältnissen waren das Reich, die wahre Freiheit, und die öffentliche Sicherheit, um von meinem Leben nicht zu sprechen, der größten Gefahr ausgesetzt. Ich fand, nebst dem Beistande des Allerhöchsten keine andere Hülfe für unser Unglück, als die Mittel zu ergreifen, deren sich alle muthige Nationen bedient, und zu denen selbst die Schweden vordem ihre Zuflucht genommen haben, als sie unter Gustav Wasa's Fahnen das Joch der Tyranney und Unterdrückung zerbrachen. Mit einem male erwachte in dem Gemüthe meines Volks dieser Eifer für das Vaterland, der einst einen Engelbrecht, einen Gustav Wasa entflammte. Alles ist glücklich ausgeschlagen.

Ich

Ich habe meine Person und das Reich gerettet, ohne daß irgend einer meiner Unterthanen den geringsten Nachtheil erfahren hat."

„Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß ich andere Absichten habe, als die, der Freiheit und den Gesetzen die Herrschaft zu verschaffen. Ich habe versprochen, über ein freies Volk zu gebieten; dieß Versprechen ist um desto heiliger, da es freiwillig war, und was sich heute zuträgt, wird mich nicht von einem Entschlusse abwendig machen, der nicht auf die Nothwendigkeit, sondern auf meine innige Ueberzeugung gegründet ist. Entfernt, der Freiheit Eintracht zu thun, will ich nur die Zügellosigkeit endigen, und an die Stelle der Willkühr, die das Königreich bis jetzt beherrschte, eine beständige und regelmäßige Staatsverwaltung einführen, wie sie die alten Gesetze vorschreiben, und wie sie unter meinen ruhmwürdigen Vorgängern statt gefunden hat."

„Der einzige Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, ist die Wiederherstellung einer wahren Freiheit. Sie allein, meine theuren Unterthanen, kann Euch glücklich machen. Wenn die Gesetze unabänderlich sind, wird Euer Eigenthum gesichert seyn; einer anständigen Betriebsamkeit werden sich keine Hindernisse entgegensetzen, und bei unpartheyischer Verwaltung der Gerechtigkeit wird gute Ordnung in den Städten und auf dem Lande herrschen: alles wird zur Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes beitragen, jeder wird des Seinigen ungestört genießen, und wir werden endlich eine reine, von aller Heucheley und allem Aberglauben befreite Frömmigkeit zurückkehren sehen. Um zu diesem Glücke zu gelangen, muß das Reich durch ein unveränderliches Gesetz beherrscht werden, dessen klarer und bestimmter Innhalt keine falsche Auslegungen zuläßt, das nicht nur den König, sondern auch gegenseitig

seitig die Stände verbindet, das ohne die freiwillige Einwilligung beider weder abgeschafft, noch verändert werden kann, das einem für das Vaterland eifrigen Regenten verstattet, sich mit den Ständen zu berathschlagen, ohne daß diese darüber bestürzt und erschrocken werden, und das endlich den König und seine Unterthanen in einem und demselben Interesse, dem allgemeinen Wohl des Reichs, vereinigt. Dieß Gesetz, das uns gegenseitig verbinden soll, ist es, das man Euch vorlesen wird."

„Ihr werdet aus dem, was ich Euch gesagt habe, ersehen, daß mich keine besondere Rücksicht leitet, sondern daß ich alles auf das Wohl des Staats beziehe. Wenn ich gezwungen war, Euch die Wahrheit in ihrem hellsten Lichte zu zeigen, so hab' ich es nicht aus Gründen des Unwillens, sondern allein aus Liebe für Euer Wohl gethan. Ich bin überzeugt, daß Ihr mit Dankbarkeit diese neuen Bestimmungen aufnehmen und mit mir dazu beitragen werdet, das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit und der wahren Freiheit auf einem festen und unerschütterlichen Grunde aufzuführen."

„Berühmte Könige, deren Gedächtniß unsterblich seyn wird, haben den Scepter geführt, der jetzt in meinen Händen ist. Ich habe nicht die Vermessenheit, mich ihnen gleich zu stellen, aber allen mache ich den Ruhm des Eifers und der Liebe für mein Volk streitig. Wenn Eure Herzen gleich aufrichtig für das Vaterland gestimmt sind, so hoffe ich, daß der schwedische Name bald das verlohrne Ansehen und den Ruhm wieder erlangen wird, dessen er sich zur Zeit unsrer Väter erfreute. Der Allmächtige, vor dem nichts verborgen ist, ließt in meinem Herzen die Empfindungen, von denen ich durchdrungen bin. Möge es seiner Güte gefallen, seinen Segen über Eure Berathschlagungen und Eure Beschlüsse auszugiessen!" Als

Als der König zu reden aufgehört hatte, unterschrieb er zuerst die neue Konstitution, welche der Staatssecretair auf seinen Befehl vorgelesen hatte. Er fragte darauf die Stände: ob sie sich mit ihm dieser Verfassung in allen Stücken forthin unterwerfen wollten? Es läßt sich leicht denken, daß die Versammlung nie so einmüthig war, als in diesem Augenblicke. Nur ein einziges Mitglied des Ritterstandes stund auf, um vorzuschlagen, daß die Bewilligung der Auflagen auf eine bestimmte Zahl von Jahren eingeschränkt werden möchte; aber der Reichsmarschall weigerte sich, diese Frage ohne Genehmigung des Königs zur Umstimmung zu bringen, und der König sagte: „er hoffe, der Ritterstand werde dasselbe Vertrauen in seine väterlichen Gesinnungen setzen, wie die drei andere Stände.“ Der Reichsmarschall und die übrigen Sprecher unterzeichneten nun die neue Regierungsform, und die Stände legten dem Könige den Eid ab, den er selbst ihnen vorsagte. Sobald dieß geschehen war, sagte der König mit aufgehobenen Händen: „Nun laßt uns Gott danken, daß er eine so glückliche Begebenheit hat geschehen lassen.“ Er zog darauf ein Gesangbuch aus der Tasche, legte die Krone ab, und stimmte zuerst das Te Deum an, welches die ganze Versammlung auf das andächtigste mit sang.

Hiemit endigte sich diese feierliche Versammlung, und die Religiosität des Königs, bei einer so ernsten Veranlassung, machte einen tiefen Eindruck auf das fromme Volk. Gustav reichte den Reichstagsmännern die Hand zum Kusse, und als er den Saal verlassen hatte, konnte jeder seines Weges gehen.

10.

Die neue Konstitution und die Entlassung des Reichstages.

Wie ein schnelles Gerücht durchlief die Nachricht von der großen Veränderung, die sich in Stockholm ereignet hatte, bald alle Provinzen, und überall fiel man derselben einstimmig und mit Freuden bei. In wenig Tagen war die Revolution im ganzen Königreiche vollendet, und zwar überall ohne Blutvergießen und Lärmen. Die Prinzen Karl und Friedrich nahmen die Huldigung für den König und die neue Konstitution in Schonen, Gothland und andern Provinzen ein, und der Obrist Sprengtporten that es in Finnland. In Pommern geschah es von der verwittweten Königinn, die damals von Berlin zurück kam, wo sie bei ihrem Bruder, dem großen Friedrich, zum Besuche gewesen war. Viele schwuren in den Provinzen den Eid der Treue, ohne noch das Wesentliche der neuen Verfassung zu kennen.

Gustav hätte nach glücklicher Ausführung der Revolution alle Mittel in Händen gehabt, die bisherigen Schranken seiner Majestät gänzlich über den Haufen zu werfen, die bisherige Konstitution völlig zu vernichten, und seinen Willen zur Regel der Gesetze zu machen. Um so viel bewundernswerther ist die weise Mäßigung, mit der er in einem Alter, das den Ehrgeitz liebt und das nicht gerne Fesseln duldet, und nach den bittern Kränkungen, die sein Vater und auch er auf dem Throne erfahren hatte, von seinem Glücke Gebrauch machte. Die neue Regierungsform, die er einführte, war musterhaft mäßig und bescheiden;

der König maßte sich blos die vollziehende Gewalt in einem größern Umfange an, und schränkte das Ansehen des Reichsraths in seine gehörige Grenzen ein; er hörte auf, Gebieter zu seyn, und statt daß der König bisher ihm untergeordnet gewesen war, wurde er jetzt vom Könige abhängig. Er konnte ihm nur rathen, wenn er von demselben um seine Meinung befragt wurde, und selbst in diesem Falle sollte er ohne Entscheidung seyn. Der König hatte nun die Besetzung aller höhern Civil- und Militairämter, den Oberbefehl über die ganze Macht zu Wasser und zu Land, das Recht Frieden und Bündnisse zu schliessen, und einen Vertheidigungskrieg zu führen. Nur zu einem Angriffskriege sollte die Einwilligung der Stände nöthig seyn, deren Zusammenberufung allein aber vom Könige hinfort abhieng, und deren Berathschlagung sich auf das wendete, was der König vorlegte.

Nur die eigennützigsten Aristokraten konnten mit einer solchen Verfassung unzufrieden seyn, von der Schweden eine neue Blüthe hoffen durfte. Viele verdiente und achtungswürdige Männer, die des Vaterlandes Wohl aufrichtig wünschten, traten aus Ueberzeugung auf die Seite des Königs, der sich von dem lebhaftesten Eifer beseelt fühlte, die alten Uebel auszurotten, und seine neue Schöpfung weiter auszubilden. Alle kriegerischen Anstalten in Stockholm wurden zwar aufgehoben, die Kanonen wieder in den Zeughof gefahren; aber bei unvermeidlicher schwerer Strafe wurde verboten, sich künftig der gefährlichen Partheynamen: Hüthe und Mützen zu bedienen. Gustav selbst gab ein schönes Beispiel der Mäßigung durch sein partheyloses, mildes Benehmen gegen alle seine Unterthanen ohne Unterschied, und ohne Rücksicht auf die Parthey, zu der sie gehört hatten. Offenbar hatten sich verschiedene Reichstagsmänner auf mancherlei Art an

ihm vergriffen, und nichts wäre leichter gewesen, als sie jetzt der Wuth des Pöbels oder der Soldaten preis zu geben. Aber Gustav vergab alle Beleidigungen, die er vor dem neunzehenten August von dem Uebermuthe der Widriggesinnten hatte erfahren müssen. Mit Ausnahme des Generals Pechlin, der erst nach fünf Monaten losgelassen wurde, weil er den neuen Eid nicht leisten wollte, wozu er sich aber doch zuletzt verstand, wurden alle Verhaftete sogleich wieder entlassen. In den neuen Senat, den sich Gustav bildete, wurden nicht nur seine erklärten Anhänger aufgenommen, sondern selbst mehrere auf dem vorigen Reichstage verabschiedete Senatoren, und andere erklärte Gegner der Souverainität.

War Gustav milde und gütig selbst gegen die Widersacher seiner Unternehmungen, so ist es natürlich, daß er denjenigen auf eine ausgezeichnete Art sein Wohlwollen bewies, die ihm bei der Ausführung seiner Plane hülfreich die Hand geboten hatten. Seine beiden Brüder Karl und Friedrich erhob er zu Herzogen, den ältern von Südermannland, den jüngern von Ostgothland, erhöhte ihre Jahrgelder, und kaufte für sie die Güter Tullgarn und Rosersberg. Sprengporten, wurde zum General-Lieutenant und Kommandeur des Schwerdtordens, und zum Chef des Leibregiments ernannt. Der Hauptmann Hellichius, der durch sein Manifest das Signal zur Revolution gegeben hatte, ward Obrist und erhielt den ehrenvollen Namen Gustavsschild. Alle Offiziere der Garde wurden um einen Grad erhöht und sollten zum Andenken, daß der König und sein Gefolge an jenem entscheidenden Tage weisse Tücher um den linken Arm getragen, an Gallatagen, mit einem weisen Band um den Arm erscheinen. Zwölf Unteroffiziere, die damals die Wache auf dem Schlosse hatten, erhielten, jeder hundert Thaler

Sil-

Silbermünze Pension, und eine silberne Medaille mit der Erlaubniß, sie an einem blauen Bande zu tragen. Auch die Stockholmer Bürgerschaft wurde nicht vergessen. Für ihren Eifer zu Gunsten des Königs und für ihre bereitwillige Geneigtheit bekam sie das Vorrecht, daß ihre Offiziere künftig die schwedische blaue militairische Uniform und Koccarde nebst einem Tressenhute tragen durften. Auch wurden fünfzehn goldene und fünfzehn silberne Medaillen unter sie ausgetheilt.

Ein allgemeines Dankfest, welches der König auf den drei und zwanzigsten August in allen Kirchen der Hauptstadt anordnete, wurde mit vieler Feierlichkeit und Andacht begangen. Gustav wohnte dem Gottesdienste in der Hauptkirche bei, stimmte auch hier selbst das „Herr Gott dich loben wir" an, und legte während des Gesanges seine Krone vom Haupte. Zwey Tage nachher berief er die Stände zu einer Versammlung, und kündigte ihnen in einer kurzen Rede den nahen Schluß des Reichstages an. „Dieser sey um so nöthiger, sagte er, da die Versammlung schon eine Zeit von vierzehen Monaten gedauert habe. Nach so vielen Erschütterungen und Spaltungen finde jetzt nur Ein Zweck statt: das Wohl des Vaterlandes. Dieß sey aber so bedrängt, daß man nicht sowohl langwierige Berathschlagungen darüber pflegen, als vielmehr ihm schnelle Hülfe schaffen müsse." Dann legte er den Ständen drei Propositionen vor, und gab ihnen vierzehen Tage Zeit, ihre Beschlüsse darüber zu fassen. Diese Beschlüsse genehmigten die königlichen Vorschläge in ihrem ganzen Umfange, und am neunten September entließ Gustav diesen unvergeßlichen Reichstag mit folgender Rede:

„Indem ich diese Versammlung der Stände, eine der denkwürdigsten unter allen, die unsere Annalen aus-

auszeichnen, beschließe, fühle ich mich von der lebhaftesten Erkenntlichkeit gegen den Allmächtigen durchdrungen, dem es gefallen hat, unser Vaterland zu beschützen, und den verheerenden Sturm, der unserer Freiheit und uns selbst drohte, zu zerstreuen. Der Anfang des Reichstages ist durch die Trauer bezeichnet worden, die der Verlust eines guten Königs und geliebten Vaters in uns erregte. Die Uneinigkeit und die Erbitterung der Partheyen haben Eure Berathschlagungen oft unterbrochen. Es scheint, daß die Vorsehung die Uebel, von denen unsre Vorfahren bedrängt wurden, nur deswegen ihre größte Höhe hat erreichen lassen, um in der darauf erfolgten Veränderung die Stärke ihrer Macht desto deutlicher zu zeigen. Diese glückliche Umwandlung ist unter der Lenkung des Allmächtigen ein wirksames Mittel gegen die Unglücksfälle geworden, die länger als ein Jahrhundert hindurch das Königreich verwüsteten. Aus einer Nation, die sich vorher den fürchterlichsten Uneinigkeiten überließ, hat sie ein vereinigtes, freies, mächtiges, unabhängiges, aus Eifer für das öffentliche Beste brennendes Volk gemacht. Unter solchen Umständen geht die Regierung des Reichs aus Euren Händen in die meinigen über. Die Freiheit ist gesichert, die Gesetze sind fest bestimmt, die Eintracht kehrt wieder. Begreift, wenn es möglich ist, mit was für zarten und beruhigenden Empfindungen ich Euch heute um meinen Thron versammelt sehe."

„Die kurze Zeit, die seit dieser wichtigen Veränderung vergangen ist, ist hinreichend gewesen, um mir die sichersten Beweise von Eurer Zuneigung und Eurem Zutrauen darzubieten. Ich habe die Tugenden, die großen Eigenschaften, wodurch Eure Vorfahren ihr Jahrhundert zu ehren wußten, in Euren Herzen keimen, und sich in Euren Handlungen offenbahren gesehen. Sie waren nicht ausgerottet, sie erwarteten nur die gegenwärtigen Verhältnisse, um sich mit Glanz zu entfalten."

„Ich habe diesen Muth, diese Anhänglichkeit an den König und das Vaterland zurückkehren gesehen, wodurch sich die Edlen Schwedens einst rühmlich auszeichneten, und ihre kräftigen Bemühungen haben mich unterstützt. Unter den Geistlichen ist die Ergebung in die Beschlüsse der Vorsehung, der Eifer für die Ehre Gottes, der Gehorsam gegen ihre Obern, die Liebe des Friedens und des öffentlichen Wohls wieder erschienen. Seyd bemüht, dieselben Gesinnungen Euren abwesenden Brüdern einzuhauchen. Der Eifer des Bürgerstandes für den Handel des Reichs hat sich, seitdem

er

er richtige Begriffe über sein wahres Interesse und seine wirkliche Wohlfahrt erlangt hat, offenbahrt. Die Ehrfurcht der Bauern gegen Gott und die Regierung ist vollkommen sichtbar geworden, da sie, sobald sie sich selbst überlassen waren, nur jene Liebe für das Vaterland zu Rathe zogen, die in allen Zeiten das schwedische Volk charakterisirt hat."

„Ich entlasse Euch daher mit einem dankbaren und freudenvollen Herzen. Nachdem Ihr mit mir dazu beigetragen habt, die alte Freiheit wieder herzustellen, und sie durch die festesten Grundsäulen zu sichern, nachdem Ihr zu einer Regierungsform, die sie begünstigt, Eure Einwilligung gegeben und Euch mit mir durch die stärksten Bande vereinigt habt, werden glücklichere Zeiten Eure Hoffnungen erfüllen. Seyd versichert, daß meine Sorgen und meine Aufmerksamkeit das Zutrauen, das Ihr in mich gesetzt habt, zu verdienen, ohne Grenzen seyn werden. Wenn Ihr durch Eure gegenseitige Vereinigung, Eure Oekonomie und Eure Mäßigung meine Bemühungen für das Wohl des Staats begünstigt, darf ich sein Gedeihen als gewiß betrachten; ich werde meine Hofnungen erfüllt sehen, wenn ich Euch nach sechs Jahren als ein getreues, glückliches, vereinigtes, freies und unabhängiges Volk empfange."

Die Stände sandten dem Könige eine in kriechenden Ausdrücken abgefaßte Dankaddresse; daß er, mit Gefahr seines Lebens, das Vaterland gerettet habe, und ließen eine Denkmünze prägen, auf welcher ein vom Schiffbruch gerettetes Fahrzeug und ein König am Steuerruder abgebildet war, mit der Unterschrift: Das gerettete Schweden!

Ende des dritten Bandes.

Einige Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm.

Lang's, M. Joh., kurze gemeinfaßliche französische Elementar - Sprachlehre für deutsche Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte deutscher Bürger; nebst den nöthigen Uebungen im Lesen, Schreiben und Sprechen dieser Sprache und einer in Kupfer gestochenen französischen Vorschrift zum Schönschreiben. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage, gr. 8. 1811. 1 fl. 12 kr.

Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunst-Kabinet, in einer Sammlung von gemeinnüzzigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen. Zum Nutzen und Gebrauch für jederman, 18 Bändchen; Zweite ganz umgearbeitete Auflage, 8. 1811. 54 kr.

——— dessen 2tes und 3tes Bdchen, jedes 54 kr. (Das 4te und letzte Bdchn. ist unter der Presse.)

Anweisung kleine Lustfeuerwerke selbst und mit wenigen Kosten zu verfertigen; nach durchaus erprobten Sätzen und mit größter Genauigkeit beschrieben. Nebst einem Anhang von zerschiedenen Firnißen ꝛc. 8. 1811. 30 kr.

Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II. nebst einer Skizze seines Lebens, 3 Hefte, 8. 790. 1 fl. 12 kr.

Begebenheiten eines Freimaurers, beschrieben von ihm selbst, 2 Thle. 8. 769 1 fl.

Beobachtungen und Anmerkungen auf Reisen durch Deutschland, 8. 788 2 fl.

historisch = topographische Beschreibung vom Fürstenthum Fürstenberg, gr. 8. 1803 12 kr.

historische, geographisch = statistische Beschreibung von Paris, gr. 8. 1805 20 kr.

kurzgefaßte Beschreibung von Ulm, gr. 8. 1801. 20 kr.

Biographie eines Mönchs, oder die Begebenheiten des Pater Hyacinths, in Briefen, 8. 782 1 fl.

Blumauers und anderer berühmter Dichter auserlesene erotische Liebesgedichte, gr. 8. 1793 40

Bonnet's, C. Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bei den Pflanzen und einige andere zur Geschichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenstände ꝛc. nebst dessen Versuchen und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen in andern Materien als Erde; nach der neuesten Originalausgabe verbessert und mit Zusätzen vermehrt von D. C. W. J. Gatterer, mit 31 Kupfertafeln gr. 4. 1803. 5 fl. 30 kr.

neue Würtembergische Briefe, gesammelt in den Jahren

1797 und 1898, 8. 799. 40 kr. (Hat auch zugleich den doppelten Titel: Wirtembergische Briefe, 28 Bändchen.)

Dauschers, A. kleines Handbuch der Musiklehre und vorzüglich der Querflöte, mit Tabellen und Holzschnitten, gr. 8 1801. 1 fl.

Deutschlands Schriftstellerinnen, eine charakteristische Skizze, 8. 790 24 kr.

Einleitung zur gründlichen Kenntniß der Kaufmannschaft und der dahin einschlagenden Geschäfte, gr. 8. 771. 1 fl. 30 kr.

Erharts, D. Balthas. ökonomische Pflanzen-Historie, nebst dem Kern der Landwirthschaft, Garten- und Arzneykunde, 12 Thle. mit einem allgemeinen Register über das ganze Werk. Neue Auflage, 8. 762 7 fl.

Färbe- und Blaichbuch, vollständiges, zum Nutzen der Fabrikanten und Färber, 1r Band, welcher eine ganz neue Farbentheorie enthält, die der Neutonischen Farbenlehre entgegen gesetzt ist, 8. 779 1 fl. 15 kr.

——— desselben 2ter Band, welcher das neueste praktische Farbensystem enthält, 8. 779 1 fl 40 kr.

——— desselben 3ter Band, enthaltend: drei der wichtigsten Hauptstücke für Fabrikanten und Färber 2c. Nebst einem Anhang über das Fabrikwesen, 8. 781 1 fl. 30 kr.

——— desselben 4ter Band, welcher die praktische Färberey auf Schaafwolle, Cameelhaar und Seide enthält, 8. 786. 2 fl.

——— desselben 5ter Band, welcher die Kunst, zwölferlei Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen für die Malerei und Zeichenkunst selbst zu verfertigen, enthält, 8. 793 1 fl.

——— desselben 6ter Band, welcher die neuesten und besten Vorschriften zum Blaichwesen und zur ganzen Farbenmacherei für Cotton-Fabrikanten, nebst nöthiger Anleitung für Färber aller Art, wie sie auch für sich diese Vorschriften am besten und mit Nutzen anwenden können, enthält; 8. 795. 1 fl. 30 kr.

——— desselben 7ter Band, enthaltend: genaue Beschreibung und Vorschriften, zur Manchester-Piquée-Mousselin- und Casimirdruckerey, der dazu nöthigen Vorbereitung, Farben und Ausrüstung; nebst der Gold- und Silberdruckerei und Malerei auf Zitze und andere Baumwollen-Waaren, 8. 799 1 fl. 30 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 3

Ulm (1811)

H.un. 21 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031023-6